J. P. Hebel's

Werke.

Zweiter Band.

Vierte Auflage.

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1869.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.

Vermischte Aufsätze.

Beiträge zur Religionsphilosophie.

Wie man in den Wald schreit, also schreit es heraus.

Ein Mann, der etwas gleich sah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus. Alle Gäste, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen sah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaschen von seinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz=Aß durch die Finger schob und sagte: zwei und fünfzig und eilf sind drei und sechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich sah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was sehet ihr mich an?" Der Gast sagte: „für einen honetten Mann; was weiß ich von euch?" Der Fremde sagte: „das dank euch der Teufel." Da stand der Gast vom Spieltisch auf und fragte: „für was sieht denn der Herr mich an?" Der Fremde sagte: „für einen Flegel." Darauf sagte der Gast: „das danke dem Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angesehen haben." Als aber die andern Gäste merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Mensch stecken könne, setzten sie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher sein.

Die falsche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigstens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer sagt.

Einer, der sich viel auf seine Person und auf seinen Werth, und nicht wenig auf seinen Kleiderstaat einbildete, als er sich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte und sich mit seinen fetten rothen Backen im Spiegel beschaute, drehte er sich vom Spiegel um und fragt seinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beschaute, „Nun, Thadde," fragte er ihn, „wie viel mag wohl ich werth sein, wie ich da stehe?" Der Thadde machte ein Gesicht, als wenn er

ein halbes Königreich zu schätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgestreckten Fingern so her und hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, sagte er endlich, weil doch heut zu tage alles theurer ist, als sonst.“ Da sagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubst du nicht, daß mein Gewand, das ich anhabe, allein seine fünfhundert Gulden werth ist?“ Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthür zurück und sagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeschlagen, sonst hätt' ich nicht so viel herausgebracht.“

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten mit einander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geschlossen. Sie war verschwenderisch und hatte eine Zunge wie ein Schwert; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen ging. Nannte er sie eine Vergeuderin, so schimpfte sie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er seinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin sagte, so sagte sie hundert und einmal du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fingen sie es wieder mit einander an, als sie in's Bett gingen, und sollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen und ihr das Wort auf der Zunge einschlafen wollte, kneipte sie sich mit den Nägeln in den Arm und sagte noch einmal du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, so bald er konnte, und wohin? In's Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerst trinken, darnach spielen, endlich saufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält und der Mann nichts erwirbt, in einer solchen Tasche darf schon ein Loch sein, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rausch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth schrieb seinen Namen und seine Schuld, sieben Gulden ein und fünfzig Kreuzer an die Stubenthür, und als er nach Haus kam und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin,“ sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man von dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker,“ sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch,

sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart, ich will dir zeigen, du Vergeuderin (du Knicker, sagte sie ihm drauf), ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er ging heim und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einem Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ist's noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr gestern den Kindern zergliedert habt: „So dich Jemand schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar? Der Herr Schulmeister sagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es steht im Evangelium." Also gab ihm der Bauer eine Ohrfeige und die andere auch, denn er hatte schon lange einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und sein Jäger. „Schau doch nach, Joseph, was die Zwei dort mit einander haben." Als der Joseph kommt, gibt der Schulmeister, der ein starker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und sagte, es steht auch geschrieben: „Mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden. Ein voll gerüttelt und überflüssig Maaß wird man in euern Schooß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joseph zu seinem Herrn zurück und sagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; sie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn man's nicht versteht, am allerwenigsten so. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch selbige Nacht in den Thurm sperren auf sechs Tage, und dem Herrn Schulmeister, der mehr Verstand und Respekt vor der Bibel hätte haben sollen, gab er, als die Winterschule ein Ende hatte, den Abschied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hause kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit Schnittlauch darauf gegessen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meister war und in der Küche ganz, hatte den Schlüssel zum Küchenkästlein in der Tasche und war bei einer Freundin auf Besuch. Er schickte daher die Magd und den Knecht, eins um das andere, die Frau soll heimkommen oder den Schlüssel schicken. Sie sagte allemal: „Ich komm' gleich, er soll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zusammenging und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verschlossene Küchenkästlein in das Haus der Freundin, wo seine Frau zum Besuch war, und sagt zu seiner Frau: „Frau, sei so gut und schließ mir das Kästlein auf, daß ich etwas zum Abendessen nehmen kann, sonst halt ich's nimmer aus.“ Also lachte die Frau, und schnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der schlaue Mann.

Einem Andern, als er das Wirthshaussitzen bis nach Mitternacht anfing, schloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu und ging in's Bett, und wollt' er wohl oder übel, so mußte er unter dem Immenstand im Garten über Nacht sein. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leser gebe acht! Als er in's Wirthshaus ging, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm sie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er sie wieder ein und schloß sie zu, und seine Frau hat ihn nimmer ausgeschlossen und ist in's Bett gegangen, sondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebessert.

Der Heiner und der Brassenheimer Müller.

Eines Tages saß der Heiner ganz betrübt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerst der roth e Dieter und darnch sein eigener Bruder verlassen haben, und wie er jetzt allein ist. „Nein, dachte er, es ist bald keinem Menschen mehr zu trauen, und wenn man meint, es sei einer noch so ehrlich, so ist er ein Spitzbub.“ Unterdessen kommen mehrere Gäste in das Wirthshaus und trinken Neuen; und

wißt ihr auch, sagt einer, daß der Zundel-Heiner im Land ist, und wird Morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angestellt, und der Amtmann und die Schreiber stehen auf dem Anstand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer und jetzt sei er verrathen. Ein anderer aber sagte: „Es ist wieder einmal ein blinder Lärm. Sitzt nicht der Heiner und sein Bruder zu Wollstein im Zuchthaus?" Darüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Brassenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen dahergeritten. Und als er in die Stube kam und thut den Kameraden, die bei dem Neuen sitzen, Bescheid, und hört, daß sie von dem Zundel-Heiner sprechen, sagt er: „Ich hab' schon so viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht' ihn doch auch einmal sehen." Da sagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu sehen bekommt. Es geht die Rede, er sei wieder im Land." Aber der Müller mit seinen Pausbacken sagte: „Pah! ich komme noch bei guter Tagszeit durch den Friedstätter Wald, dann bin ich auf der Landstraße, und wenn's fehlen will, geb' ich dem Schimmel die Sporen." Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: was bin ich schuldig? und geht fort in den Friedstätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Mensch. Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke, sagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut schreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächsten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Also gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und singen das Reiterlied. Wie er in den Friedstätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Ast, setzt sich ungefähr sechs Schritte davon an die Straße und zieht das linke Bein zusammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf stattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der schöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?" Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, sagte der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet sein, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut sein und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja, sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie

haben gesungen: So herzig wie mein Lisel, ist halt nichts auf der Welt." Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt Euch das Gehen nicht verdrießen." rief er dem Müller zurück, „und wenn Ihr heim kommt, so richtet Eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel=Heiner!" So etwas muß man selber sehen, wenn man's glauben soll; deßwegen steht's hier neben abgebildet. Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß in Niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo Jedermann für sein Geld hineingehen und lustig und honnett sein darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude und sagt: „Herr, Ihr habt einen schönen Edelstein in Eurem Fingerring, dem wär' ich auch nicht feind Glitzert er nicht, wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt sein?" dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich Euch betrügen? Ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch. Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und Einer, der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth sein, was er will." Der Fremde sagte: Ich brauche keinen Bürgen der Stein ist nicht ächt."

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterlenten, und waren auch lustig und honnett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und und Einer davon ist ein Goldschmied, der's versteht. Einem Soldaten,

der in der Schlacht bei Austerlitz die Nase verloren hatte, hat er eine silberne angesetzt und mit Fleischfarbe angestrichen, und die Nase war gut. Nur einblasen einen lebendigen Odem in die Nase, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr," sagte er „soll dieses kein ächter Edelstein sein? Kann der König Salomo ein schönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternseher ist, sagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verschaffe Euch neuzig Doublonen für den Ring. Was Ihr ihn wohlfeiler bekommt, ist Euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. Aecht oder unächt, ich gebe Euch sechs Dublonen," und zählte sie auf den Tisch, funkel nagel neu. Der Fremde steckte den Ring wieder an den Finger, und sagte jetzt: „Er ist mir gar nicht feil. Ist der falsche Edelstein so gut nachgemacht, daß Ihr ihn für einen rechten haltet, so ist er mir auch so gut," und steckte die Hand in die Tasche, daß der lüsterne Israelit den Stein gar nicht mehr sehen sollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwöf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." „Meinetwegen," sagte endlich der Fremde, „wenn Ihr mir keine Ruhe lassen und mit Gewalt wollt betrogen sein. Aber ich sage es Euch vor allen diesen Herren da, der Stein ist falsch, und ich gebe Euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring ist Euer." Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm' ich zu Euch, und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch Niemand angeführt hat, machte ein Paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den Ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreuzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sankt Blasien im Eieli in der Glashütte." Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakete geritten wäre, zu dem Fremden zurück; „Au weih, au weih! Ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Maun, der Stein ist falsch". Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen: „Ich hab' ihn Euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist Euer. Hab' ich Euch ihn angeschwätzt, oder habt Ihr ihn mir abgeschwätzt?" Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft und gesagt, der Ring ist Euer." Also mußte der Jud den Ring behalten und die Sache wurde nachher vertuscht.

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt Ihr heute dem Wirth und den Musikanten wenigstens 1500 Gulden zu verdienen geben, so könnt Ihr auch etwas für die liebe Armuth steuern." Also kam, als die Herren am fröhlichsten waren, ein hübsches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit süßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der Eine weniger, der Andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beschaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jetzt kommt. Denn als er ihm in die zwei hellen, schmeichelnden Augen schaute, ging ihm das Herz fast in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller, und sagte dem Mägdlein in's Ohr: „Für deine zwei schönen blauen Augen." Das war nämlich so gemeint: „Weil Du, schöne Fürbitterin für die Armen, zwei so schöne Augen hast, so geb' ich den Armen zwei so schöne Louisd'or, sonst thät's eine auch." Das schlaue Mädchen aber stellte sich, als wenn es die Sache ganz anders verstünde. Denn weil er sagte: „Für deine zwei schöne Augen," — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, steckte sie in den eigenen Sack, und sagte mit schmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! Aber seid so gut, und gebt mir jetzt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mädchen freundlich in die Backen, und sagte: „Du kleiner Schalk!" Von den Andern aber wurde er ganz entsetzlich ausgelacht, und sie tranken auf des Mägdleins Gesundheit, und die Musikanten machten Tusch.

Ein gutes Rezept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie Jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme, kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im

Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich will's probiren. „Gnädiger Herr," sagt er, „wolltet Ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein," und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verschreiben," und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf das Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig, und sagte zu ihr: „Frau," sagte er, „Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran steht: J o s e p h, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie

in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Vereilte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und waren's in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind ging, exerzirten sie mit einander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart Amtmann, ich will dir's eintränken." Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt Einer zu dem Andern: „Es lauft Dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubeney." So zieht der Andere vor den Gehenkten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen ging, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie Einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit Zittern und Beben: „Pardon! ich hab' sie alle in's Wasser geworfen." Der Dragoner sagte: „Was hast du in's Wasser geworfen?" — „Die Briefe." — „Was für Briefe?" — „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oesterreicher in's Land kommen," sagte der Bursche, muß ich dem Amtmann Boten laufen in's französische Lager. Dießmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier." Also holten die Dragoner, mir nichts dir nichts, den Amtmann ab, wie er ging und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, nnd eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart Amtmann, ich will Dir's gedenken!" Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte Einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein

Spion." Der Kamerad sagte: Strick ist sein Lohn," und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ist's aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigtem Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und Bedauerniß an und sagte: „Seid Ihr nicht der Nämliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautstande vor den Franzosen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen; und als sie Euch oben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, sammt den Gumbist-Aepfeln." Der Amtmann sagte: „Gott erkennt's, und ich bin so unschuldig, als die Mutter Gottes in der Kirche, so doch von Lindenholz ist und ihr Lebenlang noch keinen Buchstaben geschrieben hat." Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angesehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier, und bezeugten seine Rechtschaffenheit und Treue, und was er schon für Drangsalirung von den Franzosen habe ausstehen müssen, und wie auf seine Anordnung der letzte Sieg der Oestreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er selber habe keinen Rausch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garnison lag hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautstande, war geneigter, Ja zu glauben, als Nein. Also ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, sagte ihm aber nicht, daß sie verfänglich sind. Deßwegen war der Bursche, so sehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüsten eingesogen hatte, mit seinem Ja und Nein so unvorsichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und Alles gestand. Also bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter in's Zuchthaus nach Heiligenberg. Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarschall zu Nacht, und den andern Tag bei seiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit statuirt hat. Das Donaueschinger Bier dazu hat er geschenkt bekommen vom Herrn Kusel.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte December des vergangenen Winters (1809) brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Mensch wohl täglich Ursache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer, frisch gefallener Schnee. Der 12. December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte Jedermann an großes Unglück und betete. Wer sich und seine Wohnung für sicher hielt, schwebte in Betrübniß und Angst für die Armen, die es treffen wird, und wer sich nicht für sicher hielt, sagte zu seinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete sich zu einem seligen Ende. Da rissen sich auf einmal und an allen Orten von den Firsten der höchsten Berge die Lawinen oder Schneefälle los, stürzten mit entsetzlichem Tosen und Krachen über die langen Halden herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, toseten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her so durch einander, daß im Sturm, noch ehe die Lawine ankam, ganze Wälder zusammen krachten und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lawinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und Alles eben machen, auf daß, wenn die Lawine kommt, so fahrt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht“ — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen“ — da führte ihn der plötzliche Windbraus, der vor der Lawine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in die Luft, wie einen Vogel, über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war, in die unermeßliche Tiefe hinabzustürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lawine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halte. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich festhielt, bis Alles vorüber war, und kam glücklich davon und ging wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Besen weggewischt war. Da konnte man wohl sagen: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen

über dir, daß sie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu seinen Boten, und die Lawinen, daß sie seine Befehle ausrichten."

Anders erging es im Sturnen, ebenfalls im Kanton Uri. Nach dem Abendsegen sagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieser Nacht in Gefahr sind. Und während sie beteten, donnerte schon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lawinen, und während sie noch beteten, stürzte plötzlich der Stall und das Haus zusammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgesetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er; als er aber den andern Morgen mit unmenschlicher Anstrengung sich hervorgegraben und die Stätte seiner Wohnung wieder erreicht hatte, und sehen wollte was aus den Seinigen geworden sei — barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängstlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme seines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er sie glücklich und unbeschädigt hervorgegraben hatte, da hörten sie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben," rief ein Kind, „aber ich kann nicht heraus." Nun arbeitete Vater und Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerz erfüllt, und von ihren Augen flossen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kindern wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Kanton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgerissen, und unten in der Tiefe vom Schnee verschüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lawine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern, und grub sie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher schaute, kannte sie die Gegend nicht mehr, in der sie war Ihr Retter selbst war ohnmächtig niedergesunken. Neue Hügel und Berge von Schnee und ein entsetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da sagte die Mutter: „Kinder, hier ist keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlassen." Und als sie beteten, sank die siebenjährige Tochter sterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zusprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen sie ihre Kräfte auch. Sie war eine vierzehntägige

Kindbetterin, und sie sank, mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere, eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schwester aus, bis sie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' sie auf eigene Rettung bedacht war, mit stummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf, und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz, in allen Berg-Kantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lawinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie in's Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen über einander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Kanton Uri fast mit einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser und mehr als 150 Heuställe zerstört, und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hunderttausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlorenen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Das Welschkorn.

Jedermann kennt das sogenannte Welschkorn; am besten hier zu Land kennen's die Gänse, aber nicht Jedermann weiß, wo es herkommt, und wie viel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hausfreund hat schon manch Schöpplein mit ihm getrunken und manches Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hat's herausgebracht. Das Welschkorn ist nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian, oder der gute Heinrich, oder das Tausendguldenkraut, sondern in Amerika, in der neuen Welt. Eh' Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es Welschkorn gibt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen gibt.

Bisher hat man das Welschkorn fast blos zur Mastung angebaut und benutzt. Aber das ist ein großer Fehler. Denn

Erstlich, so kann man aus dem Welschkorn, wenn man's in's Große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nöthig, dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher der Zucker kommt, sieht aus wie die Welschkornstaude. Sie hat ein lockeres, saftiges Mark, wie die Welschkornstaude. Aus diesem Mark wird der Saft ausgepreßt und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welschkorn eben so machen, wenn man die gehörigen Fabriken dazu anlegt und die ersten Kosten nicht scheut. Gibt's auch nicht so viel aus, wie vom Zuckerrohr, so kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden, und das Geld bleibt im Land.

Zweitens, die Körner, wenn man sie nicht an dem Stock hart werden läßt, sondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menschen ein sehr gesundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

Drittens, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen sehr starken Fruchtessig, item einen guten Branntewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird.

Viertens, die trockenen dünnen Häute, welche den Welschkornkolben umgeben; diese geben ein sehr feines Postpapier. Item, wenn man sie gehörig verarbeitet, so können sie anstatt des theuern Roßhaars zu Ausfüllung von Sesseln, Matratzen &c. gebraucht werden.

Die gute Eigenschaft des Welschkorns ist überdieß, daß es keinen guten, fetten Boden liebt, sondern einen vermischten, sandigen, ferner, daß es in guten Jahren fast tausendfältige Früchte bringt. Denn ein gesunder und großer Kolben hat etliche hundert Körner, und ein gesunder Stock kann seine drei Kolben tragen.

Wie nun das Welschkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, siehe das ist beschrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: Ueber den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von Dr. C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe, bei C. F. Müller, 1809.

In dem nämlichen Buch steht noch viel Nützliches und Neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln soll, über den Getreidebau, über den Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Tabaksbau, über die Bienenzucht, welches die besten Grasarten für Matten sind, über Bergwerke, Gypsgruben und sonst noch viel.

Merke: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu sehen hast, so mußt du das Büchlein kaufen, und deinen Mitbürgern, die es nicht selber anschaffen können, auch guten Rath daraus ertheilen.

Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund ist an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen mit einander auf's Gäu, kommen in ein Dorf, theilen sich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, sagen, in der Schwanen kommen wir wieder zusammen. Sind nimmer zusammenkommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, so zwar eine Wäsche in der Küche hatte, geht auch mit, so lauft das Kind für sich selber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Brusttuch hervorschaut!" Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, schlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geschwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuschaut!" Wie sie umblickt, sieht sie das Kind. So gehn sie mit einander im Schrecken und Wahnsinn in's Haus zurück und schließen die Thüre zu, als wenn sie im Feld wären. Da sagt die Frau, die kein Rabenherz, nein, ein höllisches Drachenherz im Busen hatte: „Kind, sagte sie, wie siehst du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waschen." In der Küche steckt sie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge und brüht es zu todt. Jetzt meint sie, sei alles geschweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem Kameraden gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre, und merkt, hier sei etwas Ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er in's Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künstler, so die Abbildung hierneben geschnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereist war, sagt: „Nein, sondern der Hund sei zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von seinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein stach. Kurz, der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitete er den Hund an das Haus, und zweifelte nicht, daß hier etwas Erschreckliches vorgefallen sei. Also winkt er zwei Männern, die von ferne

vorbeigingen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist, und ihnen winket. Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier draußen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen und sie mit Kreide neben dran malen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindsmörderin ging auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansieht und mit keiner Kreide auf den Tisch malen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kam's vor ihren Augen wie lauter Hochgericht und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen, die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!" Der Mann sagte: „Komm mit!" Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?" Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen drauf wurden sie gerädert und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut."

1811.

Des Hausfreunds Vorrede und Neujahrswunsch.

Der Hausfreund steht vor dem geneigten Leser mit aufrechtem Angesicht, und läßt sich beschauen um Alles, was er in den vorjährigen Kalender geschrieben hat, und fürchtet nichts. Denn schon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: Wollt ihr kein Schöpplein trinken? Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: Guten Morgen, Hausfreund, oder: Guten Abend, Bildermann, und wenn ihn hie und da Jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, so denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennst mich nicht. Hingegen wird der geneigte Leser wohl auch entdeckt haben, daß sonst der Kalender des vorigen Jahres ausgesehen hat fast wie ein Laiblein Brod, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kann's jetzt nimmer länger verhehlen, und will's also lieber aufrichtig gestehen, daß er den Kalender nicht selber druckt, sondern durch fremde

Leute fertigen läßt, und muß ein hübsches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den rothen Feiertagen und Sabbathern, denn es müssen besondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkosten, für die schönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf und ab wegläuft, und die Wirthshäuser. Also ist auch nicht der Hausfreund Schuld daran, daß der Kalender ein wenig Noth gelitten hat, sondern der Buchdrucker, der auch wieder sich zu verantworten weiß.

Fürs erste sind die rothen Buchstaben ziemlich blaß, und manchmal fast nicht zu lesen. Der Drucker sagt, der Ziegler sei Schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs zweite stehen hie und da die rothen und schwarzen Buchstaben so auf einander, daß man die Namen nicht recht lesen kann, und ist manchmal recht betrübt anzusehen, wie so ein vornehmer Feiertag sich mit einem schlechten Werktage gemein machen mag, nicht anderst, als zur Zeit der Sündfluth die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen. Allein der Buchdrucker sagt, das sei mit Fleiß geschehen, und er nehme die Sache anderst. Denn die rothe Farbe bedeute bei ihm Freude, und die schwarze bedeute Leid, und er habe damit nur so viel sagen wollen, daß das Jahr 1810 dem geneigten Leser Gutes und Schlimmes untereinander, und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn auch geschehen ist und im Jahre 1811 wieder geschehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz
„traulich durch die Zeiten."

Drittens, so ist der Judenkalender hinter dem Decembermonat ganz falsch ausgefallen, und es ist zum Beispiel nicht wahr, daß im Jahre 1810 der Tempel am 22. Juli verbrannt worden, sondern nur in dem Jahre 1809 ist er am 22. Juli verbrannt worden, aber im Jahre 1810 am 9. August. Der Buchdrucker sagt, es sei auch nicht Alles ein Evangelinm, was der Hausfreund selber in den Kalender stiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gut gemacht, und dort den Tempel richtig am 9. August verbrannt, und am 20. März den Haman gehenkt. Wenn die Staatsbürger mosaischen Gesetzes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal schwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr schenken, wie Anno 93, so schreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianische und der gregorianische Kalender kommt dann auch nur so eben an, zuerst falsch, hernach recht.

Zum vierten, so ist der Druck in den schönsten Artikeln zum Lesen hie und da auch etwas blaß und unleserlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker sagt, das sei auch mit Fleiß geschehen. Das Papier, sagt er, ist ohnehin ein wenig schwarz, wenn ich nun noch schwärzere Buchstaben darauf gesetzt hätte, so wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

Fünftens, so sind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeschlichen. Von denjenigen, die im Kalender stehen, sollen hier nur folgende namhaft gemacht werden.

Der große Komet, der viermal so groß schien, als der Abendstern, ist nicht im Jahre 1806 erschienen, wie der Drucker meint, sondern im Jahre 1680, das ist zweierlei.

Ferner, die Kometen werden nicht unbescheiden am Himmel sichtbar, wie manchmal ein ungezogener Mensch in einer wohlerzogenen Gesellschaft, sondern sie kommen unbeschieden, das ist ungerufen, weil sie selber wissen, wann ihre Zeit da ist und wie lang sie zu bleiben haben, besser als ein unbescheitener Mensch.

Ferner, in des Seilers Antwort soll es nicht heißen: Wer heut zu Tag an den Galgen oder in's Zuchthaus will, sondern: Wer an den Galgen oder heut zu Tag in's Zuchthaus will. Denn heut zu Tag hat ein Spitzbub von Glück zu sagen, wenn er nur noch in's Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringt's kaum einer so weit. Deßwegen stiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner, der Zundelheiner ist nicht ganz betäubt im Wirthshaus gesessen, denn er hat nur ein Schöpplein getrunken, sondern ganz betrübt, weil sein Bruder ein Schelmenstück an ihm begangen hat und wieder ehrlich worden ist.

Zu dem Allem sagt der Buchdrucker weiter nichts, als: der Hausfreund hätt's deutlicher schreiben sollen, so hätt' er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, so sieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menschenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenstechen oder die Milzsucht bekommt, sondern wie ein leibhaftiger Gnom oder Wechselbalg. Der Buchdrucker sagt, eben deßwegen habe er ihm alle Adern öffnen lassen, damit es sich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues versprochen.

Dieß ist die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf sein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft, hofft der Hausfreund und seine zwei Gehilfen, wird es besser gehen, doch kann er

nichts für gewiß versprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehilfen betrifft, so hat der Hausfreund angenommen: erstlich einen braven Adjunktus, der schon weit in der Welt herumgereist ist, in Paris, in Amsterdam und in München. Der geneigte Leser wird ihn bald kennen, wenn er ihn sieht. Denn er ist hochgewachsen und breit, trägt statt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine schwache, leise Stimme, versteht alle Sprachen (der Hausfreund zwar auch), und in seiner Kindheit müssen die Schutzpocken noch nicht sehr im Schwung gewesen sein.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts seine Adjunktin oder Schwiegermutter, die ist schon gewesen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigi-Berg in der Schweiz, hat schöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausspotten, und doch ist sie allen Leuten lieb und werth. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was sie versteht, und wie sie's treibt, und wie sie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

Also wünschen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leser insgesammt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur so viel Wolken daran, als nöthig sind, das heiße Blut zu dämmen, wenn's oben hinaus will vor Freude oder vor Uebermuth.

Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweizer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dacht er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche, wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Sclaverei und Drangsalirung bald müde war, fing er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweiz und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der

Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: „Frau, wenn's dir recht ist, bis hierher haben wir's spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir." Als sie darüber sich ungeberdig stellte und schimpfte und drohte und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau, das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dir's nicht übel," sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: „Willst du jetzt mit, welsche Hexe, und gut thun, oder willst du wieder hin, wo du hergekommen bist?" Da sagte sie schluchzend: „wo ich hergekommen bin," und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat, und jedes zog wieder in seine Heimath. „Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen."

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seid Ein Leib.

Der listige Steyermarker.

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang' ich's an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröste sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst' ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meint, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase in's Dorf streckt, und führt sie in Gefangenschaft in's Lothringen, oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß

ich, sagt er, wie ich's anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legt er das Geld geradezu zwischen die Gelveieleinstöcke und die spanischen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwischen den Beeten und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die schönen Blumenstöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkraut einstampft. Am Montag drauf streiften schon die Chasseurs im ganzen Revier, und am Donnerstag kam eine Partie in's Dorf, frisch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unserm Bauern; und „Geld her, Buur," rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, oder bet' dein letztes Vaterunser." Der Bauer sagte, sie möchten nehmen, was sie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es sei gestern und vorgestern schon alles in die Rapuse gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, sagt er, ihr seid die rechten. Als sie nichts fanden, außer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechser mit dem Bildniß der Kaiserin Maria Theresia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur," sagte der Sundgauer, „du hast dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlochet hast, oder du gehst ohne dein letztes Vaterunser aus der Welt." Auf der Stelle kann ich's Euch nicht zeigen, sagte der Bauer, so sauer mich der Gang ankommt, sondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehen. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte und wie es mir ergangen ist. Der Herr Feind ist schon gestern und vorgestern da gewesen und haben's gefunden und alles geholt. Die Chasseure nahmen den Augenschein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld, unter dem Grundhaufen liegt, sondern jeder schaute in das leere Loch und dachte: Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten sie nur die schönen Gelveieleinstöcke und den Goldlack nicht so verderbt, sagte der Bauer, und so hinterging er diese und alle, die noch nachkamen, und hat auf diese Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiser Franz, den Kaiser Joseph, die Kaiserin Maria Theresia und den allerhöchstseligen Herrn Leopold den Ersten gerettet und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkei.

In der Türkei ist Justiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reise von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet sein Pferd, so mit kostbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus

an einen Baum, legt sich selber unter das Obdach des Baums und schläft ein. Früh, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er gut geschlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe sich aufhielt, und klagte vor seinem Richterstuhl seine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum bist du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, so wärest du sicher gewesen. Es ist deines Leichtsinns Schuld." Da sagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab' ich mich fürchten sollen, unter freiem Himmel zu schlafen in einem Lande, wo du regierst?" Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte ihn zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkischen Schnaps, sagte er zu dem Kaufmannsdiener, und schlafe noch einmal unter dem Baum." So gesagt, so gethan. Des andern Morgens, als ihn die Morgenluft und der Wachtelschlag weckte, hatte er auch gut geschlafen, denn das Rößlein stand mit allen Kostbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hing ein todter Mensch, der Dieb, und sah das Morgenroth nimmermehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte, wie gewöhnlich, auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchschauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin stand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Also ersuchte er nach der Ablösung den Unteroffizier, ob's nicht besser wäre, wenn man diese Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier strich den Bart und sagte: „Nein, das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Aermel hinein, im Sommer ist's ein Kamisol." Also streckte der Rekrut, als er wieder auf den Posten kam, die Hände hindurch, und sagte, jetzt sei er erst gern Militär, weil er sehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes sorge.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages, als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte; „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen,

gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sei, und wie er hieße, und was er im Schilde führe. „Könnt ihr polnisch?“ fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagte: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegen einander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polak an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Lande nicht stark ab,“ sagt er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich Jemand sein, der kapabel wäre, es zu dolmetschen.“ „Wenn ich das wüßte, sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond.“ Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß,“ und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse,“ sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenn's Abend ist, in's Haus, oder unter gute Aufsicht.“ Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus, als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! Der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus und über die Grenzen.

Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten vierzehn Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er,

ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag Einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meinte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeint, die Güllotine sei's. Aber nein, ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hat, und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten, nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurm der Oberamtsschreiber: der Herzog will euch eine Gnade erweisen. Wenn ihr wollt gerädert sein, will er euch rädern lassen; wenn ihr wollt gehenkt sein, will er euch henken lassen, es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er dreischläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver essen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, sagt der Herzog, die soll euch werden. Aber sterben müßt ihr, das werdet ihr wissen. Da sagte der Malefikant: „Wenn ich denn doch sterben muß, das Rädern ist ein biegsamer Tod, und das Henken, wenn besonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr versteht's doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersschwäche sei der sanfteste, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern," und dabei blieb er, und ließ sich's nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben lassen, bis er an Altersschwäche selber starb. Denn der Herzog sagte: Ich habe mein Wort gegeben, so will ich's auch nicht brechen.

Dieß Stücklein ist von der Schwiegermutter, die Niemand gerne umkommen läßt, wenn sie ihn retten kann.

Nützliche Lehren.

1.

Ende gut, Alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am einunddreißigsten December werde

manierlich. Sondern es gibt Leute, die manierlich sein können bis an's Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen, ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denken's auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Zum Beispiel: du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher; — oder: du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende: daß Alles gut war.

2.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Zum Beispiel: Wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: wohl bekomm's. Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: nimm dich in Acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am schönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: sei willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen, und denkst, ich will doch anders werden, als ich bin, so sagt er: merkst du, wer bei dir ist? Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so denkt er just nicht daran, daß du lutherisch oder reformirt bist, und sagt: gelobt sei Jesus Christ! Also grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

3.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du

sagen: ich bin ein Mensch und kein Wolf. Ich kann nicht so schön heulen, wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anderst von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein= oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen, und anderer Leute Schaafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen geschossen.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westphälinger Land lebten mit einander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder," schrieb er, „es geht mir doch im Kopfe herum, daß wir nicht einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser." Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen." In den ersten Tagen kamen sie nicht weit mit einander. Schalt der lutherische: „der Pabst ist der Antichrist," schalt der katholische, „Luther ist der Widerchrist." Berief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei." Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder," sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;" und Abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder," sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant." Den andern Tag wollten sie mit einander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn: „Augenblicklich setzt eure Reise fort. Hab' ich euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?" Und der

andere fand einen Brief von seinem Vater, „Lieber Sohn, komm heim sobald du kannst, du mußt spielen." Also gingen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen vollkommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es in sofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen." Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die seligmachende Religion verläugnest? Gestrigs Tag bin ich wieder lutherisch worden." Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Merke: du sollst nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierst. Auch sollst du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigsten mit solchen, die es eben so wenig verstehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die besiegen dich durch ihre Gelehrsamkeit und Kunst, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du sollst deines Glaubens leben, und was gerade ist, nicht krumm machen. Es sei denn, daß dich dein Gewissen selber treibt, zu schanschieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet, und die Scheere zusammengewachsen, also nährt er sich, so gut er kann. „Gevatter," sagt zu ihm der Perückenmacher, „ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant in Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt euch den Gang." — „Gevatter," sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so gibt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und feine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann, und musterte die Lieder. Erstes Lied: Ein Lämmlein

trank vom frischen ꝛc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ꝛc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ꝛc., und probirte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt? fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder der Scheck?" sagte der Schneider. „Ich habe ihn au Cerf eingestellt im Hirschen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelstan, und reise auf Menschenkenntniß und Weinkunde; — Platz da! sagte er zum Adjunkt. „Holla," denkt der Adjunkt, „der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her?" Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tisch legte, und räusperte sich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, steht der Adjunkt auf, und sagt dem Wirth etwas halblaut in's Ohr. Ein Ehninger, der es hörte, sagt: „Herr Landsmann, ihr seid auf der rechten Spur. Ich hab' ihn gesehen die Stiefel am Bach abwaschen, und eine Gerte schneiden. Er ist zu Fuß gekommen." Ein Scheerenschleifer sagte: „Ich kenn' ihn wohl, er ist einmal ein Schneider gewesen. Jetzt hat er sich zur Ruh gesetzt, und thut Botengänge um den Lohn." Also geht der Wirth ein wenig hinaus, und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hiesiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," sagt er im Hereinkommen. „Da suchen die Hatschirer in allen Wirthshäusern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galoppirt ist und ein Kind zu todt geritten hat." Da schauten alle Gäste den Ritter Adelstan an, der sagte in der Angst: „Mein Rock ist eher gelb als roth." Aber der Ehninger sagte: „Nein, aber euer Gesicht ist eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Gesteht's, ihr seid nicht geritten. „Doch, er ist geritten," sagt der Wirth; „ich hab' ihm eben das Roß draußen angebunden. Es ist losgerissen im Hirsch und sucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und gespaltene Hufe, und wenn er wiehert, sollte man schier nicht meinen, daß es ein Roß ist? Zahlt euer Schöpplein, und reitet ordentlich heim." Als er aber vor das Haus kam und den Normänder sah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufsitzen, sondern ging zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gästen entsetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr scheinen wollen, als man ist, und als man sich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Spüßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, sonst kommt man unversehens an den Unrechten. Einer in Basel will ein Glas Bier trinken; das Bier war sauer, zog ihm den Mund zusammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gästen lächerlich zu machen, sagte er nicht: „das Bier ist sauer,“ sondern: „Frau Wirthin,“ sagte er, „könnt' ich nicht ein wenig Salat und Oel zu meinem Bier haben?“ Die Wirthin sagte: „In Basel kann man für Geld Alles haben,“ strickte aber noch ein wenig fort, als wenn sie's wenig achtete, denn sie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste mit einander discurirten und einer sagte: „Habt ihr gestern das Kameel auch gesehen und den Affen?“ Ein anderer sagte: „Es ist kein Kameel, es ist ein Trampelthier,“ sagte die Wirthin: „Mit Erlaubniß,“ und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte, der Andere habe ein Bratwürstlein bestellt oder etwas, und „es ist doch ein Kameel, sagte ein Dritter, „denn es ist weiß, die Trampelthiere sind braun.“ Unterdessen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Kukümmerlein aus dem markgrävischen Garten, aus dem Treibhaus, fein geschnitten wie Postpapier, und mit dem kostbarsten genuesischen Baumöl angemacht, und sagte zu dem Gast mit spöttischem Lächeln: „Ist's gefällig?“ Also lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, sondern den Gast, und wer wohl oder übel seinen Spaß mit zehen Batzen fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarschall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender von 1809 hat dem geneigten Leser nicht übel gefallen. Von ihm selber wäre viel Anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig ist, sondern redet auch mit geringen Leuten, und stellt sich manchmal, als wenn er nur ihres gleichen wäre, so sagt man zu seinem Lob: Er ist ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen schimmernden Ordensstern an die Brust hängen, manchen Diamantring an die Finger stecken, und aus mancher goldnen Dose Tabak schnupfen. War er nicht Sieger in Polen und der Türkei, russischer General-Feldmarschall und Fürst,

und an der Spitze von dreimalhunderttausend Mann, so viel als seines gleichen ein Anderer? Aber bei dem allen war er ein sehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht sein mußte, so kleidete er sich nie wie ein General, sondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, so hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter, und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal so gut gekleidet. Morgens, wenn's noch so frisch war, ging er, aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager spazieren, nackt und bloß, wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Wasser über sich herab gießen zur Erfrischung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutsche und kein Roß. In dem Treffen setzte er sich auf's nächste beste.

Sein Essen war gemeine Soldatenkost. Niemand freute sich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal ging er zu den gemeinen Soldaten in's Zelt, und war wie ihres gleichen.

Wenn ihn auf dem Marsch oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein Anderer an einen Baum steht oder hinter eine Hecke geht, da machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm Jedermann zuschauen, wer's noch nie gesehen hat.

Bei den vornehmsten Gelegenheiten, wenn er in der kostbarsten Marschalls-Uniform voll Ehrenkreuzen und Ordenssternen da stand, und wo man ihn ansah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb er's doch wie ein säuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktasche steckt. Er schneuzte die Nase mit den Fingern, strich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Prise aus der goldenen Dose.

Also lebte der General und Fürst Italinsky Suwarow.

Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Asche in ein hölzernes Gefäß, stellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächsten Nacht, früh um 1 Uhr, stand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf stand in Flammen, und die Nacht war so hell wie der Tag. In kurzer Zeit

war's um zwanzig Firsten und Unserer lieben Frauen-Kapelle Nro. 16 so viel als geschehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunst heraus fast wie aus Muttererleib, nackt und arm und hilflos, und man weiß fast nicht, wer unglücklicher ist, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann viel verlieren, aber der Arme Alles.

Merke: Man muß die heiße Asche nie in ein hölzernes Geschirr sammeln, wenn man nicht gern die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und sein Lebenlang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabakspfeifen nicht in Sägmehl oder so etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Hausfreund ist selber schon so etwas passirt, zur Zeit des Rastatter Kongresses, und er thät's auch nimmer, wenn er's noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Wasser sei gefährlicher, als das Feuer. Nein, das Feuer ist gefährlicher, weil es an Allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Wasser kann man kein Haus ersäufen, keinen Gänsstall, kein Hühnernest, aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf verbrennen, nicht allein aus Bosheit, sondern auch aus Leichtsinn und Unverstand.

Die zwei Postillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie Jeden sein Geschäft ermahnte; und gab der Eine dem Postillion ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der Andere kein gutes. Denn Jeder sagte: „Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? Ich trag' ja nicht schwer daran." Die Postillione aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen sagten: „Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an, und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Kameraden: „Fahr' du den Passagier." Der Kamerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion aufsaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „Fahr zu, Schwager! Werf er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auf dem Weg wäre." Indem er fährt,

Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; Keiner will dem Andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie die Hildburghäuser Groschen.“ Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!“ sagte er, „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?“ und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb in's Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „Du sollst meinen Passagier nicht hauen; er ist mir anvertraut und zahlt honet, oder ich hau' den deinigen auch.“ — „Untersteh' dich und hau' mir meinen Herrn!“ sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: „Willst du meinen Herren in Frieden lassen, oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?“ und je schmerzlicher der Eine Au und der Andere Weih schrie, desto kräftiger hieben die Postillione auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Spases selber müde wurden. Als sie aber aus einander waren und Jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillione zu ihren Reisenden so und so: „Nicht wahr, ich hab' mich euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's Niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber dießmal kommts Euch auch auf ein besseres Trinkgeld nicht an.“ — „Wenn's der Fürst wüßte,“ sagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mard'or nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.“

Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: Der Herr, der auf der Abbildung seitwärts steht, hat's mit angesehen, und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittagessen erzählt.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel ist in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber ist ein Goldstück und thut 10 Rubel, deßwegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel

bekommen, zum Beispiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert; aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein schlauer Soldat in Moskau sagte doch: „Was gilt's? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln." Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufging, vor allen Ständen schon die Leute, tobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge ging auf und ging ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieser Kaiserthaler, dieser Rubel? gehört er euch?" fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zusah, dachte endlich: „Wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen sind nicht so blöde. Hieher Musketier, der Rubel ist mein." Der Soldat sagte: „Wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch schwerlich gefunden unter der Menge," und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her und klingelt daran, ob er gut sei; ja er war gut, und steckt ihn in die Tasche. „Seid so gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial," sagte der Musketier. Der Kaufmann erwiderte: „Ich habe keinen Imperial von euch, so bin ich euch auch keinen schuldig. Da habt ihr euern einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen." Aber der Musketier sagte: „Meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß wird Ernst und die Marktwache, die Polizei wird zu finden sein." Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?" fragte der Polizeisergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht hier vor? frag' ich." Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählt er, habe er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sei, habe er den rechten Kaufladen nimmer gefunden und an allen Ständen gefragt: „Wem bin ich einen Rubel schuldig?" so habe dieser da gesagt, er sei derjenige, und sei's auch, und habe ihm den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeisergeant die Umstehenden

fragte, und die Umstehenden sagten: Ja, der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen und daran geklingelt, ob er probat sei. Als der Polizeihauptmann das hörte, so gab er den Bescheid: „Habt ihr euern Rubel bekommen, so gebt dem Soldaten auch seinen Imperial zurück, oder man petschirt euch euern Stand mit Lattnägeln zusammen, und ihr werdet zwischen euern eigenen Brettern eingeschachtelt und eingeschindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, so könnt ihr auch lang leben." Das sagte der Anführer der Polizeiwache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial hergeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der listige Kaufherr.

Der Adjunkt, der dieses schreibt, hat allemal eine große Freude wenn er auch ein Geschichtlein einmauern kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinstiftet, lesen nicht viel Leute, am wenigsten die Gelehrten selber. Der Hausfreund aber hat nach den neuesten Zählungen 700,000 Leser, ohne die, welche umsonst zuhören. Dießmal aber freut er sich insbesondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden ist; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein gescheites Hündlein, sagt Doktor Luther.

Ein französischer Kaufherr segelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unser Glaube, unsere Fruchtbäume und unser Blut daheim ist, und dachte schon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fische zu Nacht speisen wolle. P a f f, geschah ein Schuß. Ein algierisches Raubschiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwischen Wasser und Himmel gute Gelegenheit, Luftschlösser zu bauen, so hat man auch gute Gelegenheit, zu stehlen. So denken die algierischen Seeräuber auch. Hat das Wasser keine Balken, so hat's auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Ragusaner auf dem Schiff, der schon einmal in der algierischen Gefangenschaft gewesen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verstand. Zu dem sagte der Kaufherr: „Nicolo, hast du Lust, noch einmal al-

gierisch zu werden? Folge mir, was ich dir sage, so kannst du dich erretten und uns." Also verbargen wir uns Alle im Schiff, daß kein Mensch zu sehen war, nur der Ragusaner stellte sich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln schon nahe waren, und riefen, die Christenhunde sollten sich ergeben, fing der Ragusaner mit kläglicher Stimme auf algierisch an: Tschamiana, fing er an, tschamiana halakna bilabai monaschid ana billah anzorun min almaut. „Wir sind Alle an der Pest gestorben bis auf die Kranken, die noch auf ihr Ende warten, und ein deutscher Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich." Dem algierer Seekapitän, als er hörte, daß er so nah an einem Schiff voll Pest sei, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Geschwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Nase, hatte aber keins, sondern den Ermel; und lenkte sein Schiff hinter den Wind. Lajonzork, sagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Pest! Ich will dir eine Flasche voll Kräuteressig reichen." Drauf ließ er ihm eine Flasche voll Kräuteressig reichen an einer langen Stange, und segelte so schnell als möglich linksum. Also kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marseille das Schlößlein, und stellte den Ragusaner als Haushofmeister an auf lebenslang.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menschen bekannt werde, den man nicht darum ansieht.

In Tirol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig herging, da hatten sie eben einen baierischen Stabsoffizier ermordet, und mit noch blutigen Säbeln und Mistgabeln drangen sie ins Gemach, wo seine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte und ihr Leid Gott klagen wollte, und wollten sie auch ermorden. „Ja," fuhr sie Einer von ihnen wüthend an und war der Allerärgste, „für euer Leben gibt es kein Lösegeld, und euer Bürschlein da hat auch baierisch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr sterben, zuerst euer kleiner Sadrach, hernach ihr. „Laßt ihr eine Stunde Zeit," sagte er zu den Andern, „daß sie noch beten kann; sie ist eine katholische Christin."

Nach einer Viertelstunde aber, als sie allein war und betete, kam er wieder und sagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, so bitte ich euch, ihr wollt ob mir nicht erschrecken und nicht in Bösem aufnehmen,

was ich in guter Meinung gesagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, so will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unter dieses Plunder an," das er unter dem Mantel hervorzog, „so will ich's probiren, ob ich euch mit Gottes und unserer Frauen Hilfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte und wieder kam, stand sie schon da, angekleidet wie ein Tiroler. Da drückte er ihr den schlappen Hut recht in's Gesicht, richtete ihr den Hosenträger besser zurecht und gab ihr seine Mistgabel in die Hand, als wenn sie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardisten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt," sagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt, und macht euch ein wenig breit." Als sie aber mit einander die Treppe hinab gingen, kamen die Andern wieder, und, „hast du ihr den Treff schon gegeben, Seppel?" fragte ihn Einer. Da sagte er: „Nein, sie hat die Thüre zugeschlossen und gebetet. Jetzt kann sie fertig sein. Ich hab' sie durch's Schlüsselloch gesehen, und sie stand eben auf, als ich durchsah." Also ging er mit ihr die Treppe hinab, und die Andern stürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während sie vor der verschlossenen Thüre lärmten und pochten, und in das leere Gemach hineinriefen: „Seid ihr bald fertig? die Thüre soll bald eingetreten sein," brachte er sie auch zu seiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber sie weinte und drückte es brünstig an ihr Gesicht und an ihren Busen. Also hatte sie der edle Tiroler glücklich und mit Gottes Hilfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat sie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt und bis an ein bairisch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufging. Auf nebenstehender Figur kann man sehen, wie die Sonne eben aufgeht, indem er sie ihren Landsleuten übergibt, und nichts annehmen will für seine Wohlthat und für seine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro 1 ist der Seppel, und Nro 2 die Offiziersfrau.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt mit schwarzen Lippen, ohne daß er's weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern zu dem Hausfreund. „Die Kirschen," sagt er, „schmecken mir doch nie besser, als wenn ich selber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luftigem Baum kann sitzen, und essen frisch weg von den Zweigen die schönsten, — auf einem Ast ich, auf einem andern ein Spatz.

„Wir nähren uns doch alle," sagt er, „an dem nämlichen großen Hausvaterstisch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Busch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „singt mir einmal in eurer Weise das Liedlein vom Kirschbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt.

Der lieb Gott het zum Früehlig gseit:
Gang, deck im Würmli au si Tisch!
Druf het der Chries=Baum Blätter treit,
viel tausig Blätter grün und frisch.

Und 's Würmli usem Ei verwachts,
's het g'schlofe in si'm Winterhuus,
es streckt si und sperrt 's Müüli uf,
und ribt di blöde Auge us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gseit: „Wie ist das Gmües so gut!
Me chunnt schier nimme weg dervo."

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„deck jez im Immli au si Tisch."
Druf het der Chries=Baum Blüethe treit,
viel tausig Blüethe wiiß und frisch.

Und 's Immle siehts und fliegt druf los,
früeih in der Sunne Morge=Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffi sy,
sie hen doch chosper Porzelin.

„Wie sufer sin die Chächeli gschwenkt!"
Es streckt sie trochche Züngli dri.
Es trinkt und seit: „Wie schmeckts so süeß,
do mueß der Zucker wohlfel sy."

Der lieb Gott het zum Summer gseit:
„Gang, deck im Spätzli au si Tisch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit,
Viel tausig Chriesi roth und frisch.

Und 's Spätzli seit: „isch das der B'richt?
do sitzt me zu und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und stärkt mer d'Stimm zum neue Gsang."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldschütz verjagt ab den Kirschbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenn's noch so dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetschenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüsse eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das sie euch geschenkt hat? Man denkt doch am längsten dran, was einem in der Jugend begegnet ist."

Das geht natürlich zu, sagt der Hausfreund, man hat am längsten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spötlig gseit:
„Ruum ab! si hen iez alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweiht,
und 's het scho chleini Rife g'ha.

Und d'Blättli werde gel und roth
und falle eis im andere no,
und was vom Bode obsi chunnt,
muß au zum Bode nidsi go.

Der lieb Gott het zum Winter gseit:
„deck weidli zu, was übrig ist."
Druf het der Winter Flocke gstreut.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, „ihr seid ein wenig heiser. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nußbaum, lieber ein Baum."

Der Hausfreund sagt: Adjunkt, ihr seid ein schlauer Gesell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, so hätt' ich auch einen eigenen Garten oder Acker, wo der Baum darauf steht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf seinen vier Beinen könntet ihr übel dran sein.

„Das ist's eben, sagt der Adjunkt, „so ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein, er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und saugt reines, warmes Leben aus dem Sonnenschein, und frisches aus der Luft, und schüttelt die Haare im

Sturm. Auch könnte mir das Kühein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüthen, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen. Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe, meint der Adjunkt, wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen, wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, und Alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umsonst, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein, sie bleiben draußen und weisen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verschneit sind: Rechts — jetzt links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein."

„Hausfreund," sagt der Adjunkt, wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter seid ihr schon, oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, so müßt ihr eure Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottseligkeit anhalten, und ihnen selber mit einem guten Beispiel voranleuchten. Ihr könnt eurer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlassen. Denn ein Baum, wenn er gesetzt oder gezweigt wird, kostet nichts oder wenig, wenn er aber groß ist, so ist er ein Kapital für die Kiuder und trägt dankbare Zinsen. Die Gottseligkeit aber hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

„Wenn ich mir einmal so viel bei euch erworben habe," sagt der Adjunkt zum Hausfreund, „daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heißen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, so bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter sein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume stehen wie Auferstandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögeln und Hoffnung, so lege ich mich an das Grab und rufe leise hinab: Stilles Kind, dein Bäumlein blüht. Schlafe du indessen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir nicht aus."

Es ist kein unwäger Mensch, der Adjunkt.

Unverhofftes Wiedersehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge hübsche Braut nnd sagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mannn und Weib und bauen uns ein eignes Nestlein," — „und Friede und Liebe soll darin wohnen," sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „dann bist du mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein, als an einem andern Ort." Als sie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen." Da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeiging, der Bergmann hat sein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuiten-Orden wurde aufgehoben, und Polen getheilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte russisch Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch in's Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben,

oder ein wenig eingeschlafen wäre bei der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreunde und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken, als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter," sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen." Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die Einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof, und ihn die Bergleute holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof in's Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch ein wenig zu thun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten," sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seid ihr nicht einer von den graußmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt, mit ihnen von Basel nach Schalampi zu fahren auf dem Wasser." Der Gersauer Kaufherr, er war von Gersau, sagte: „hast du unterdessen nichts Neues aus-

spintisirt, Reiskamerad?" Der Jud antwortet: „Habt ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, ihr könntet mir drei Worte nicht nachsagen." Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud sagte: Messerschmid. Der Gersauer: Messerschmid. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch! — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." Noch einmal! sagte der Kaufherr. Der Jud sagte: Baumöl. Der Kaufherr: Baumöl. Rothgerber — Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch" war das dritte Wort, das habt ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

Zustand von Europa im August 1810.

Oestreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Krieges, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis in's Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des östreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg erfolgte eine lange Reihe von Feier- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom März bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris gerieth der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Waare ist Kontreband, wo der Franzos sie findet. Der römische Pabst lebt in der Stille, seine Fürstenthümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sei. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um stand die Schweizer

Eidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tode soll's erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen war's noch nicht im Reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte: Nein, sondern vereinigte das Königreich Holland auch mit der französischen Monarchie, und Amsterdam ist jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu sagen, aber in Schweden ist der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als sein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entstand unversehens ein Aufruhr, und der schwedische Graf Fersen wurde zu Tod gesteinigt. Die Russen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch sollen die Russen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt sich um seine Haut, und die Engländer sind auch hier in dem Spiel.

So standen die Sachen im August des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieses Kalenders gedruckt wurde. Wie es über's Jahr um diese Zeit aussehen wird, will der Hausfreund für sich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben, es selber zu erleben. Sonst könnt' er's so gut voraussagen, als das Wetter.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzosen und Oestreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Händevoll mit einander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist gut fischen. Sie wollten nimmer bayerisch sein. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht, was sie wollten. Unterdessen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und Alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Pässen, wenn Felsenstücke wie Sauerkrautstanden und Schweinställe so groß auf sie herab flogen. Bald glücklich, bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inspruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder, und konnten sie doch nicht

behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Beamten und Unterthanen, nein, auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder stirb. Wer nicht mitmachen wollte, war des Lebens nicht sicher. Der Jäger Henny könnte davon erzählen, wenn er noch lebte. Endlich, als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtsinnige und Rasende vorlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sei doch besser bayerisch zu sein, als sie im Anfang gemeint hatten, und unterwarfen sich wieder. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt sein; zum Beispiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer, Sandwirth in Passeyer und Viehhändler, hatte bis über sein vierzigstes Jahr, bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schöpplein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er er es bis zum Kommandanten, nicht blos von einem Städtlein oder Thal, nein, von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof, oder etwa in einem Amthaus, sondern in dem großen fürstlichen Residenzschloß zu Inspruck. An fünfzigtausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präsentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit starken eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Inspruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: „Ich bin lang genug Wirth gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast sein.“ Bei dem allem änderte er seine Kleidertracht nie. Er ging einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein Paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehandel fort, wie vorher. Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie theuer die vier Stieren, die ihr bei eurem Schwager eingestellt habt.“ Sonst war er

kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Einem gefangenen Offizier sagte er: „Morgen werdet ihr erschossen.“ Den andern Tag sagte er: „Ich habe gehört, daß ihr ein braver Mann seid, ich will euch einen Paß geben, daß ihr heim könnt. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jetzt schrieb er an das bayerische Kommando: „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer, Oberkommedant in Diroll gewöster.“ Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch, so lang ihr könnt. Trift's nicht, so gilt's nicht.“ Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmüthigen Königs unterwarf, und alle, welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß, er sei ein wenig spazieren gegangen über die Grenzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Passeyer Thal, wo er mit seinem Schreiber verborgen lag, und mit sechs Fuß hohem Schnee verschanzt war. Sein Haus und sein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verschaffte ihm von Zeit zu Zeit seine Frau, die jetzt selber mit ihren fünf Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da sah es anders aus als in der Burg zu Inspruck. Schlimmeres Quartier wartete auf ihn. Einer von seinen guten Freunden verrieth für Geld seinen Aufenthalt. Ein französisches Kommando umringte seine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchsen, viel Geld, wenig Nahrung. Er selbst war von Mangel, Kummer und Angst abgezehrt. Auf der Abbildung ist alles zu sehen. So wurde er von einer starken militärischen Begleitung unter Trommelschlag durch das Land nach Italien nach Mantua in's Gefängniß gebracht, und daselbst erschossen. In solchen Wassern fangt man solche Fische.

Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

1812.

Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5. Dezember 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt, vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg,

und gesellt sich mir nichts, dir nichts zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt nimmer an's Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, das sich von der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu seinesgleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben vom Gutenberg." — Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater." — Wie heißt deine Mutter? „Ich habe keine Mutter." — Wem gehörst du denn sonst an? „Ich gehöre Niemand sonst an." — Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sei aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sei herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sei, und jetzt da sei. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt eins mehr zu füttern. Aber am dritten Tag sagte er zu seiner Frau: „Frau, ich will's doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen." Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; „aber das Mägdlein," sagte der Pfarrherr, „soll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, sonst werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter suchen." Also ging der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in seinem Kirchspiel, der selber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß just nicht, wie er's dem Manne sagte: „Peter," sagt er, „wollt ihr ein Geschenk annehmen?" — „Nachdem's ist," sagte der Mann. — „Es kommt von unserm lieben Herr Gott." — „Wenn's von dem kommt, so ist's kein Fehler." — Also bot ihm der Pfarrherr das verlassene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geschichte dazu, so und so. Der Mann sagte: „Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen." Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. „Wenn's gut thut," sagte der Mann, „so will ich's erziehen, bis es sein Stücklein Brod selber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, so will ich's wenigstens behalten bis in's Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen." Jetzt hat er's schon viermal überwintert, und viermal übersommert auch. Denn das Kind that gut, ist folgsam und dankbar, und fleißig in der Schule, und Speise und Trank ist nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, sondern die

christliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule sieht, sollt' es nicht erkennen, so gut sieht es aus, und so sauber ist es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer sie sind und wie sie heißen. Aber über seinen Mund kommt's nicht.

Geschwinde Reise.

Ein italienischer Kaufmann, der auf die Frankfurter Messe reisen wollte, hatte sich in Stuttgart um einen Tag verspätet. Also mußte er die Extrapost anspannen lassen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geschwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Kosten? „Postillion," sagte er, als er in das Kaleschlein saß, „fahr' langsam, denn ich sitze nicht nur auf dem Kutschenkistlein, sondern auch auf einem Blutgeschwür, und meine entsetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirst du hoffentlich sehen." Eigentlich aber war sie nicht wohl zu sehen; denn für's erste war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig aussah, für's zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. „Wenn du recht langsam fahrst," sagte er, „auf der Station soll's dich nicht reuen." Der Postillon dachte: solchen Gefallen kann ich den Rossen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr so langsam, daß die Pferde selber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch selten geschieht. Nichtsdestoweniger schrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langsam! Der Postillion sagte: „Wollt ihr auf der Straße über Nacht bleiben, so will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführte auf den Acker. Thu' ich nicht langsam genug." Aber der Passagier sagte: „Ich schieß dich todt, wenn du nicht gemach fahrst." Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Postillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei schäbige Zwölfer, einen Albus und ein Paar verrufene Kreuzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben sonst wenigstens achtundvierzig Kreuzer, auch einen Gulden und d'rüber. Wenn's recht pressirt und wenn's recht in der Tasche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorstellung des Postillions und alles Protestiren half nichts. „Hab' ich euch nicht schlecht genug geführt? fragte er. „Nein, du hast mich nicht langsam genug geführt. Geh' zum Henker." Der Postillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig,

als gar nichts. Aber wart' nur, dachte er, du bist noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einspannte, fragte er den Stuttgarter: Ist der Weg gut?" „Schlecht," antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abseits. Ein wenig abseits sagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geizigen Passagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen sei. „Fahr' den Ketzer d'rauf los," sagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteisen, drei Löcher im Kopf und eine gespaltene Kniescheibe."

Der Passagier, als der Postknecht auffaß sagte: „Fahr' langsam, Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an." Aber der Postillion dachte: dein Trinkgeld kenn' ich. „Meine Pferde sind auf gesunde Herren dressirt," sagte er, „ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind," und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Kaleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht, daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim gibt er dem Postillion dreißig Kreuzer, wie dem erstern. Was bringst du für einen presthaften Herrn? sagte der Besigheimer. Fahr' ihn gar todt, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so rekommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon, als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Kaleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreuzer.

Brennende Menschen.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellasche, greift auf den Schaft, wirft eine große Flasche voll Branntwein um, worin ungefähr sechs bis acht Maas waren, und zerbricht sie, der Branntwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der Magd an den Aermel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hilfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf iu den Hof. Der Apothekerjung sieht's und springt davon, meint, es woll' ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser

wird nicht Meister über den Branntwein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Branntwein inwendig im Leib haben.

König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preußen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß man's draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte sich aber geradewegs vor des Königs großen Spiegel, der im Zimmer war, richtete seine Locke wieder zurecht, und stäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unschicklich war. Dem König kam's auch so vor, denn er sagte: „Was fällt dir ein? Willst du noch eine?" Der Leibhusar sagte: Nein, er habe genug an einer; aber die andern, sagte er, brauchen nicht zu wissen, wenn ich hinauskomme, was zwischen uns vorgefallen ist. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böse über den Leibhusar. Item, einmal thut so etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar schon vor neun Jahren*), ging in Ungarn, in der Gespannschaft Neograd, ein Mann verloren, Namens Andreas Hertzeg, und es war schade für ihn, denn er war rechtschaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheirathet. Man erkundigte sich nach ihm in allen Dörfern, in allen Gespannschaften mündlich, schriftlich, im Wochenblättlein. Niemand wußte, wo er hingekommen ist. Sein Bruder in einem andern Dorf sagte zwar, er sei selbigen Morgen bei ihm gewesen. Das wußte seine Frau auch, und als er gegen

*) Aus dem Kalender vom Jahre 1812.

Mittag fortging, sagte er, jetzt wolle er heim. Also hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranstalteten ihm eine Seelenmesse. Er selber wußte, so wenig als die andern Leute, wo er war und wo er so lange blieb. Aber am 8. August darauf zuckte etwas in einer Felsenhöhle und streckte sich, und es kam Empfindung in eine erwachte Brust und es richtete sich etwas auf, und als es auf den Beinen stand, sagte es zu sich selber: „bin ich der Andreas Hertzeg der Jüngere? Ich glaube.“ Als er aber schlaftrunken vor die Höhle herauskam, und sah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hingen voll Laub und reifer Früchte, die Heuschrecken und Sommervögel machten sich lustig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinstock nach den weichen Beeren; da sagte er zu sich selbst! „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg sein. Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so hat's geschneit und gestöbert, als ich in die Höhle ging und einschlief, sonst wäre ich nicht hineingegangen.“ Unterdessen kam er immer mehr zu sich, erkannte immer besser die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte und die Häuser erkannte, und sein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, so muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft sich in Bewegung wollte setzen, da war er so kraftlos und so matt, und als er in die Tasche griff, ob er ein Pfeiflein Tabak rauchen könne, blieb ihm die ganze Tasche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren seine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und seine Frau saß vor der Thüre und schabte gelbe Rüben. Da warf sie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken, das Messer weg und sprang auf ihn zu, und als sie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, sagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!“ und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg sei. Hierauf erzählte sie ihm, wie sie sich um ihn bekümmert und geweint, und wie ihn Jedermann für todt gehalten habe, und heute sei der 8. August, und fragte ihn, wo er unterdessen gewesen und was ihm zugestoßen sei. Wenn heute der 8. August ist, sagte er, so habe ich weiter nichts, als sechszehn Wochen lang geschlafen in der Felsenhöhle bei Verceßno. Und so wars auch. Sechszehn Wochen hatte er geschlafen ohne Speise, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dieß ist ein merkwürdiges Ereigniß, und beweist, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menschlichen Körpers ausstudirt haben. Denn nicht jeder hätte Ja gesagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob so etwas möglich sei.

Nunmehro aber wird sich der geneigte Leser freuen auf die Mahlzeit, und wie sich der ausgehungerte Mann eine Weinsuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmesser und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel schlachten läßt und ein Kalb, und wie er jetzt hinwiederum sechszehn Wochen lang wachen und dem Nachtwächter den Dienst abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präsident zu sagen, der mit dem Hausfreund das Gespenst gesehen hat) sondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable, den Mund zum Essen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu sich bringen, ward täglich schwächer und elender, und empfing am 4ten Tag das heilige Abendmahl, und schlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böses Geschwür im Kopf aufging und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geschwür sich geöffnet und halber wieder gesäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu seinen völligen Kräften und in seine Ordnung, hat unterdessen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf diese Stunde und ist gesund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leser diese seltsame Geschichte auf sein Wort glauben soll, maßen er selber nicht dabei gewesen ist. Aber die Sache ist hernach gerichtlich von den Herren der Gespannschaft und von dem Physikat untersucht und als authentisch in die Akten gebracht worden, und ein rechtschaffener Herr daselbst hat sie voriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

Der Rekrut.

Ein junger, schön gewachsener Bursche mit krausen, röthlichen Haaren und viel Laubflecken sagte dem preußischen Offizier, der ihn hinten auf sein Gefährt auffitzen ließ, nicht wo er daheim sei, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergestalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbeifuhr auf der Straße, etwas langsam, weils bergan ging, und bei solcher Gelegenheit ein Pfeifchen Tabak stopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren ist ringer als laufen, wenn's gerathet,‘ und zog auch sein hölzernes Pfeiflein aus der Tasche. „Wolltet ihr nicht so gut sein, gnädiger Herr, und mir auch Tabak geben zu einer Pfeife. Ich will euch derweilen Feuer schlagen.“ Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu seiner Garnison zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der schöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo bist du her, mein Sohn? — Von da und da.

Ihr müßt ja durchgefahren sein vor etwa einer Stunde. Mein Vater ist der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was ist dein Geschäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächsten Werbeplatz. — Wie viel Jahre hast du? — Neunzehn seit vorgestern, und nicht viele gute darunter. — Drum hat mir vorgestriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. Großer, hat sie gesagt, du wirst heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rausch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, ist der Vater mit dem Geißelstecken gekommen und hat mich gewalkt. Es ist nicht das erstemal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es ist auch nicht das erstemal. Willst du alles an den Lümmel henken, hat er gesagt, an den rothhärigen Galgenstrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Tabak in die Hand, und sagte: du kannst hinten aufsitzen, wenn wir auf der Höhe sind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, sagte der Rothkopf, und schlug an die Tasche.

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier sagte: Sobald du majorenn wirst, solls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechselt wurden, ließ er ihm gut einschenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, sagte er: es schmeckt doch nicht recht, wie's soll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs saß er bald auf dem Brett, bald stellte er sich wie ein Bedienter, der hinten aufsteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein lustiges Stücklein. Der Offizier sagt: Du kannst Pfeifer-Major werden bei des Königs Leibgarde. Solche gibt's nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel spielen. — Gut! du kannst auch General-Feldorgelspieler werden. Aber zuerst mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelspielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend, als sie durch den Wald fuhren, stellte sich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt, wenn ihr um die Waldspitze herum seid, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß ihr mich so weit habt lassen mitfahren. Aber als er die letzten Worte sagte, sprang er schon über den Straßengraben und husch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirsch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier schoß ihm zwar mit der Kugelbüchse nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwischen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Postillion aber sagte: Es hat mich schon lang Wunder genommen, was ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaise thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, sagte er.

Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann.

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vorderhand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber, in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschiren, und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinem Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: **Bataillon, halt!** Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandirte er wieder: **Vorwärts, Marsch!** Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab' ich das nöthig? Ich geh' zu Prinz Max Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so gescheh'n. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Webersknecht, und ist nicht aus Leichtsinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches Soldat worden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm gesessen, und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich alsobald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß der König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Baiern, ein gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten, und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: Kuhmann, sagte der Prinz, wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in

Straßburg studirte, Schreiben und Rechnen, und bracht's in kurzer Zeit bis zum Korporal, nein, zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft sein, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragonerregiment errichtet wurde, wo mans vermuthlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragonerregiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „wenn Alles revolutionirt, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben." Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also und während des Kriegs stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der Letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die öſtreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim, gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint und gesagt: *Wir haben unsern Vater verloren.* So ein Wort auf den Weg in die Ewigkeit ist noch mehr werth, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

Gute Geduld.

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser ging und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite

her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammenkamen, wollte Keiner dem Andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. „Par Dieu," erwiderte der Franzos, „mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Eurer scheint ohnehin der jüngere zu sein; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702."

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: „Ich kann warten; ich habe jetzt die schönste Gelegenheit, die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie auseinander, wie eine Handzwehle, *und las darin eine Stunde lang auf dem Roß und auf der Brücke, und die Sonne sah nicht aus, als wenn sie den Thoren noch lange zusehen wollte*, sondern neigte sich stark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zusammenlegen wollte, sah er den Franzosen an und sagte: Eh bien! Aber der Franzose hatte den Kopf auch nicht verloren, sondern erwiderte: „Engländer seid so gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin lesen kann, bis es euch gefällt, auszuweichen." Als aber der Engländer die Geduld seines Gegners sah, sagte er: Wißt ihr was, Franzos? Kommt, ich will euch Platz machen. Also machte der Engländer dem Franzosen Platz.

Lange Kriegsfuhr.

Dieß ist die Geschichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unsichtbarer Freund geschenkt hat, und der Freund sagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache sei ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schweb zog durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durch's Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof, blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Tornister führen, und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: Komm bald wieder heim, *Jobbi*! Der Jobbi dachte: An mir soll's nicht fehlen. Die Meisterin weinte und lamentirte, aber ein schwedischer Korporal sagte: Man wird Roß nicht fressen. Tartar frißt Roß.

Indessen ging die erste Tagesstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenburg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi, so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern in's Gras gebissen, aber noch lieber in den Hafer. Und unter allen vieren klagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half Alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein in's Schwabenland, und hinter sich und für sich, und aus so vielen Tagen wurden so viele Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen in's Freie. Die östreichischen Vorposten riefen ihn an: Wer da? — Gut Freund. — Wer ist gut Freund? — Der Jobbi von da und da. — Bassamallergi, sagte Korporal, bist du Jobbi von da und da? Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vier und zwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meister schon lang und einen andern Zug gekauft. Attrapirt mich der Schwed, so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und Niemand buckte sich darnach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Presburg hinein im Ungerland und wieder zurück, handelte auch ein wenig, und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch einmal wieder zurück wolle, wenn sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen am Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versaust hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen und der Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts," sagte sie, „ich

hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heute jährt sich's wieder." — „Es wird sich noch vielmal jähren," sagte der Mann. „Gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist." Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Markedenter und hat auch so ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangschemang in den Stall uud sagt: „An diesem Platz bin ich der Meister; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?" Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!" — Der Wirth fragt; „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt." „Eine Halbe will ich," sagte der Ungar, „von eurem Besten, und zwei Gläser. — Das ist nicht von euerm Besten," sagte er nachher. „Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katz darauf sitzt." Der Wirth sagt: „Woher wißt ihr, was ich für Wein im Keller habe?" Der Ungar sagt: „Von eurem Knecht dem Jobbi," und wollte sich noch lange verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern griff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart wie der köstliche Balsam in den Bart Aarons, der herab fleußt in sein Kleid, und Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi," sagte der vermeinte Ungar „wo einmal bei euch" — aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei — „und den Jockli hab' ich auch wieder mit gebracht," sagte der Jobbi, „die andern sind neu." Jetzt ging's an ein Bewillkommnen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrien vor dem fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen." Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dieß ist euer Geld," sagte der Jobbi, „das ich euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts, als für die sechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruhestand. Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im

Hause sein, und zwar das älteste.“ Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich wie ich bin,“ und ging mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu sehen, und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters, und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Basler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: Der Hausfreund kann Letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Mensch. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirth ein raisonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: Die Kleidertracht ist auf der Abbildung nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirthin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nicht viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; dießmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages, es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem dem Vice-Präsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause ging; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen und gut Freund zu sein, absonderlich bei Nacht, wenn es Niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie Jemand begleitet; denn als sie aus dem Wald kamen, schlug es zwölf Uhr in Brassenheim, und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren. Adjunkt, sagte der Vicepräsident, wißt ihr nichts zu erzählen? Ja, sagte der Adjunkt: Die Hirschauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, so stellten sie die Brücke der Länge nach in den Strom; denn sie sagten: Es sieht besser aus, und wenn ein großes Wasser kommt, kann es besser an der Brücke vorbei, und nimmt sie nicht mit. Adjunkt, sagte der Hausfreund, sind wohl die Flinten zuerst erfunden worden

oder die Ladstecken? Der Adjunkt sagte: die Ladstecken. Denn sonst wäre es nicht der Mühe werth gewesen, die Flinten zu erfinden, weil man sie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nießen mußte, drehte er den Kopf seitwärts gegen das Feld und nießt. Indem er den Kopf seitwärts dreht, druckt er sich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts gesehen, Hausfreund? sagte er ängstlich und leise. Eine schneeweiße Wolke stieg aus der Erd auf, und in der Wolke stand ein schwarzer Mann und hat mir gewinkt, ich soll kommen. Warum seid ihr nicht gegangen? sagte der Hausfreund. Es sind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt nießen müssen. Er hat das Feuer im Elsaß gesehen, sagte der Vice-Präsident. Aber bald verging uns der Spaß, und die Mitternacht schauerte Allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erscheint wieder die weiße Wolke und in der weißen Wolke die schwarze Gestalt, und winkt. Weg war's wieder auf einmal. Habt ihr's jetzt gesehen? fragte der Adjunkt. Es ist gut, daß der Herr Präsident bei uns ist; mit uns Zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präsident dachte, es ist gut, daß der Hausfreund bei uns ist, daß ich mich an ihm heben kann. Denn Allen zitterten die Kniee, und der Muth stieg Keinem sonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund will's einstweilen dem geneigten Leser zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Besinnung gekommen waren, obgleich die Erscheinung wenigstens siebenmal wieder kam, sagte endlich der Präsident: Hausfreund, ihr habt doch am meisten getrunken in Neuhausen, so werdet ihr auch den meisten Muth haben; redet den Geist an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geister, schwarze Gestalt der Mitternacht, wer bist du?" Da rief der Geist mit Zetergeschrei: Ich bin der Xaveri Taubenkorn von Brassenheim. Um unsrer lieben Frauen willen verschont mich!

Merke: Der Taubenkorn ist ein unbescholtener Gerichtsmann in Brassenheim und wirthet; also kennt ihn der Hausfreund wohl, und ist ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu spät oder zu früh ist für seinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Xaveri, was treibt ihr für Blendwerk? Seid ihr mit dem Bösen im Bund? — Sagte er: Seyd ihr's, Hausfreund? Nein, ich streue Yps auf meinen Kleeacker. Der Wind ist gut, und es kommt bald ein linder Regen. Also wenn er eine Handvoll Gyps auswarf, entstand die Wolke, ein wenig vom Mond erhellt, und man sah darin den Xaveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, sah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtschaffen

erschreckt, sagte der Xaveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beschreit mich ein Gespenst. Ein andermal laßt euere Possen bleiben.

Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht.

Als der Hausfreund dazu kam, im Rößlein zu Mühlburg, stand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maß und Gewicht, welches in dem Lande soll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen Alles nichts, nur die neue Weinmaas ist mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erst heute auf die Welt kommt und meint, wo die Maas am größten ist, da kann man für sein Geld am meisten trinken. Denn je größer die Maas, desto theurer. Je kleiner die Maas, desto wohlfeiler, und ein Rausch, wer Freude daran hat, ich nicht, kostet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen, auf meiner Flucht, fand ich die Maas noch kleiner, in Bagdad am Flusse Tigris, in der Türkei am kleinsten. Aber die Sache ist die: Eine halbe Maas war bisher für meinen Durst wie abgemessen und gericht. Jetzt ist mir eine halbe Maas zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind gewesen. Aber wer in der Welt will leben, muß sich nach den Umständen richten und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. *Das neue Gewicht und Maß bringt allgemeinen Nutzen.* Denn

Erstlich, so war's bisher in jeder Herrschaft, in jedem Städtlein anders, andere Ellen, andere Schoppen, andere Simri oder Sester, anderes Gewicht. Jetzt wird Alles gleich von Ueberlingen oder Konstanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wiesenkreis, und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth sagt: so und so viel. Wenn er nun meint, hier sei der Käs wohlfeil und sagt: Wißt ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, so bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs ist theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land seine Elle und seinen Pfundstein selber mit sich führen; ist er in Ueberlingen probat, so ist er's auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden

Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen: Wem gehört dieses Dorf? sondern nur: Was hat man hier für Maß und Gewicht? Sagt nun der Krämer oder der Wirth: Badisches Maß und Gewicht, so merkt man gleich, daß man noch im Badischen ist; sagt er: Würtembergisches, so ist man nimmer in Baden.

Zweitens, so hatte man bisher sogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirthshaus, im nämlichen Kaufladen für verschiedene Sachen verschiedenerlei Maß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weise; ein anderes Maß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntewein, ein anderer Sester für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es ist ein Glück, daß man nicht auch verschiedenerlei Geld haben mußte zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftabak, eine andere für den Rauchtabak, eine andere für's Dintenpulver. In Zukunft gibt's nur einerlei Sester, einerlei Maß, einerlei Pfund für das Hirsch-Unschlicht und für das Schweineschmalz, von Dan bis nach Bersaba. Vorher bei so großer Ungleichheit war's keine Kunst, einen einfältigen Menschen zu betrügen. In Zukunft ist's eine Kunst, denn man kann Alles mit dem nächsten besten Maß wieder nachmessen, daheim oder beim Nachbar. Ja es ist nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaß ein wenig weiter ist aber nicht so tief, oder ein wenig tiefer aber nicht so weit, wegen den Schnitzen und anderen Früchten, die man gehäuft mißt. Das weite Maß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieser wollte. Künftig ist er nicht mehr in seinen Händen, was das betrifft. Das Maß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es ist schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es sparte dem Wirth manchen Gang und dem Gast manchen Kreuzer. Aber das Hübsche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maß für trockene und für flüssige Sachen durchgehends gleich ist. Ein Malter ist so viel als eine Ohm, ein Sester so viel als eine Stütze, ein Meßlein, worin man die Frucht mißt, so viel als eine Maas, worein man den Wein gießt, und der vierte Theil eines Meßleins so viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaße werden noch einmal so weit, als sie hoch sind, und alle Maße für flüssige Sachen werden noch einmal so hoch als sie weit sind. Dieß ist der einzige Unterschied.

„Hausfreund," sagt der Adjunkt auf seinem Stuhl und räuspert sich, „reicht mir einen Schluck von eurem Viertelsmeßlein Elmendinger herauf. Mein Mund ist von der Rede trocken, und ihr zwingt's doch

nicht ganz. Denn es ist nicht das erste, das ihr heute trinkt, auch nicht das zweite.

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, so hat das neue Maß den großen Vortheil, weil fast Alles in zehen gleiche Theile geht; dieß ist aber die künftige Einrichtung der Maße und Gewichte:

Ein Zuber (dieß ist das größte Fruchtmaß) hat	10 Malter.
Ein Malter hat	10 Simri oder Sester.
Ein Sester hat	10 Meßlein.
Ein Meßlein hat	10 Becher.
Item ein Fuder ist so viel als ein Zuber Fruchtmaß, und hat	10 Ohm.
Eine Ohm (so viel als ein Malter) hat . . .	10 Stützen.
Eine Stütze (so viel als ein Sester) hat . .	10 Maas.
Eine Maas (so viel als ein Meßlein) hat . .	10 Glas.
Item die Ruthe hat	10 Schuh.
Der Schuh	10 Zoll.
Der Zoll	10 Linien.

100 Ruthen in's Gevierte machen ein Viertel Feldmaß.

400 Ruthen in's Gevierte sind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item eine Stunde Zeit beibt wie sie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maß genau der Neuntausendste Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel sein. Vorher war's nur der zehntausend und achthundertste Theil.

Item die Elle wird genau so viel als 2 Schuh nach dem neuen Maß betragen. Man kann sagen, so viel als ein paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und 1/2 Zehntel ist dann just 1 Zoll.

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maß. Das Scheit Holz bekommt zu seiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr, wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat .	10 Zehnling.
Der Zehnling hat	10 Centaß.
Das Centaß hat .	10 Pfennige.
Der Pfennig hat .	10 Aß.

Aber kürzer ist's so:

Der Centner hat .	100 Pfund.
Das Pfund . .	100 Centaß.
Das Centaß . .	100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maß etwas größer, ein anderes etwa kleiner werden, wie es sich am besten schickt, und man wird's bald gewohnt seyn. Aber merke: Deßwegen wird ein neuer Rock, ein Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maß auch der Preis desselben steigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Basel wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemessen wird.

Der große Vortheil aber, der durch die neue Eintheilung der Maße gewonnen wird, zeigt sich im Rechnen, weil alles in 10 Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliziren oder Dividiren zu fürchten sind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeister und kein Herr Provisor im Land war, zählten unsere Ureltern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal 10 u. s. w. Daher entstanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item zehnmal 100 ist 1000; zehmal tausend ist 10,000 u. s. w. Demnach so ist diese Rechnungsart die natürlichste, und ist dem Menschen schon im Mutterleib mit seinen Fingern angewachsen und angeboren, und unsere Alten haben's wohl verstanden mit ihren drei alten Zahlen, als da sind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

Aber zur Abwechslung, und damit ihr mir nicht einschlaft, sagt der Adjunkt, will ich euch jetzt ein Räthsel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehn Finger an Einer Hand,
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Räthsel legen oder wenden?

Herr Wirth, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt ihr wieder abwischen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? Setz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maas? Setz noch eine Null dran! Sind 16,000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maas, wie viel Maas zusammen? Setz nur die Zahlen an einander; Facit: 16978 Maas. Denn 16 Fuder sind 160 Ohm und 9 dazu sind 169 nach Adam Riesens Rechenbuch, nnd so weiter.

Aber 16 Fuder, 8 Maas, wie viel Maas zusammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze, 8 Maas thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, setz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, sondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen setzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250,000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zusammen? Antwort: 250,056.

Item 48273 Maas wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maas, über die nächste 7 setze Stützen, über die nächste 2 setze Ohm, über die nächste 8 setze Fuder; Facit: 48 Fuder, 2 Ohm, 7 Stützen, 3 Maas.

Item die Maas Klingelberger kostet in Oppenau im Engel, ich will sagen, 48 Kreuzer. Was kostet die Stütze? Antwort: zehnmal so viel, thut 480 Kreuzer oder 8 Gulden; was die Ohm? Antwort: 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren geht's ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maas und 7 Maas thun 15 Maas, oder 1 Stütze 5 Maas und so weiter.

So groß sind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unsere Kinder, ich will jetzt auch bald weiben, sagt der Adjunkt, unsere Schulkinder werden's erkennen. Auch sind wir nicht die einzigen und nicht die ersten. Ist nicht in Frankreich das zehntheilige Maß und Gewicht von einem Meer bis zum andern schon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf seinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Oggersheim, oder gar nach Paris, und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zurecht kommen. Einem Württemberger oder Bayer wird's nicht so gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier sein, die Frucht- und Weinmaße zu eichen, zu sinnen, zu fechten. Bisher machte es der Eine so, der Andere anders, und das verursachte viel Unterschied und Gunst.

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgestiegen war, denn er sagte, jetzt sei's Zeit nach Karlsruhe in die Komödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfsaamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gast kommt, gesetzterweis, und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, sondern nur eine Maas und zehn Gläser Wie dann? Schafft euch einen an, sagte der Adjunkt, es wird's euch Niemand wehren. Fünf Glas sind eine halbe Maas, zwei und ein halbes Glas sind ein Schoppen, die Hälfte davon ist ein

halber Schoppen. Diese Eintheilung könnt ihr und eure Gäste unter einander forthalten, so lange ihr wollt, aber nach der neuen Maas, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, sagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen? Der Adjunkt sagt: der Meister soll euch einen anschaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, so haltet jetzt das Simri 10 Meßlein, und der Vierling 2½. Den viermal zwei und ein halbes ist zehn. — Aber das Rößlein wird keine großen Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Sester) ist kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß also etwas zulegen. Sonst wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, so thut ihm das Rößlein einen Schabernack an, und läßt's ihn entgelten.

Also kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftabak, für den Koriander, für Zucker und Kaffee, item für alles kann er in seinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, so lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, so hat er 100 Centaß verkauft. Solches ist einerlei.

Herr Adjunkt, sagte zuletzt der Chirurgus, seid so gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthsel von euerm Landsmann! Wir haben an unserm Tisch immer d'ran studirt, alleweil ihr gepredigt habt. Wir bringen's nicht heraus. — Ihr dürft nur die Worte recht absetzen, sagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehn Finger (Komma) an einer Hand
Fünf (Komma) und zwanzig an Füßen und Händen? (Punktum.)
Habt ihr nicht auch zehn Finger, an einer
Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?
Es gibt nichts zu operiren.

Da lächelte der Chirurgus und sagte: Adjunkt, ihr seid ein durchtriebener Kopf.

Das Bettlerkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber fast wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind, und bittet ihn um ein Almosen. „Wir haben schon seit dem Samstag kein Weißbrod mehr, und das schwarze ist so theuer, weil die Laibe so groß

sind." Der Herr, der auf Ordnung hielt, und das Betteln nicht wohl leiden konnte, sagte: „Weil du sonst so bescheiden bist, ich habe dich noch nie gesehen, und heute zum erstenmal zu mir kommst, so will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein schenken. Aber unterstehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken lassest, sonst geht's mit einem Groschen ab." Also holte das Kind in Zukunft den Groschen fast über jeden andern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, sagte er: „Jetzt bin ich's müde. Wenn du dich noch einmal unterstehst, so setze ich dich auf einen Kreuzer herab." Also kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreuzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er solle dem Kind gar nie mehr etwas geben, so wird's schon wegbleiben. „So," sagte er, das ist mir ein sauberer Rath. Seht ihr nicht, je weniger man ihm gibt, desto öfter kommt's?"

Wasserläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Wasser nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er sei in Italien von der Insel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländische Meer gegangen, und das Wasser sei ihm nicht höher gegangen, als an die Brust. Mit der linken Hand habe er Tabak geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein Anderer sagte: Das ist eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren ist ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marschirt, und das Wasser reichte keinem höher als bis an die Knie.

Ein Dritter sagte: Solches war keine Kunst. Denn sie hatten selbigen Tag, als sie am Rhein ankamen, schon einen Marsch von zwanzig Stunden zurückgelegt. So haben sie denn solche Blasen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war, tiefer als so im Wasser zu sinken.

Zeitlose.

Eine sonst gesunde Frau von dreiundfünfzig Jahren, wohnhaft in Oberhausen, bekam das Fieber. Am fünften Tage kochte sie ein Tränklein von drei Wurzelzwiebeln der Zeitlose, und trank das Tränklein.

Merke: Den andern Tag darauf, als am fünfzehnten September, war die Frau eine Leiche. Denn die Zeitlose ist Gift.

Was ist Zeitlose? Zeitlose ist die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einsam auf den grünen Matten aufgeht, wenn das letzte Gras schon abgemäht ist, und die Blumen des Sommers schon verwelkt sind. Die Farbe ist röthlich blau, oft fast weiß. Sie hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht sechs Blätter, sondern nur sechs Einschnitte. Oft erscheint sie auf einer Matte in großer Menge.

An einigen Orten heißt sie auch Herbstblume, Kühdutte, hie und da hat sie auch einen unehrbaren Namen. Selbst dem Vieh ist sie schädlich. Es ist daher kein Fehler, wenn man sie mit den Wurzelzwiebeln aussticht und die Matten davon zu reinigen sucht. Aber Tränklein davon kochen und d'ran sterben, das ist ein Fehler.

Das Vivat der Königin.

Nicht eben so gut als der Franzos, der dem Engländer auf der Brücke zu Pferde begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Engländer saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel dießmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas, an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte, der Engländer sei dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sei, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn er's in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sei, und die Königin so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde, und sagte: „Es lebe die Königin! Gentelmann," sagte er, „ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlsein der Königin. Ich hab' meine auch zerrissen." „Geht zum Henker, ihr Sapperment," sagte der Engländer, „eure Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nagelneu von der Näherin weg, und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durch-

zug der Nadel." Aber der Perrückenmacher sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer Hemd, oder ihr müßt euch mit mir stechen auf Leben und Tod." Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber jetzt wurde er auf einmal freundlich und redselig, und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben schon gute Augen haben müsse, wenn er unten die Stadt noch sehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle. „Seid so gut," sagte der Engländer, „und zieht mir den Stockzahn da aus, den dritten, aufs Wohlsein der Königin von England! Herr," sagte er zum Perückenmacher, „ihr bleibt da sitzen und rührt Euch nicht." Als der Zahn glücklich heraus war, sagte er zum Zahnarzt: „Seid so gut, und zieht jetzt diesem Herrn da, ebenfalls einen Zahn aus auf's Wohlsein der Königin von England. Guter Freund," sagte er, „ihr müßt euch auch einen ausreißen lassen, ich hab' mir auch einen ausreißen lassen." Da verging dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und protestirte zwar, die Sache sei nicht gleich. „Euer Zahn da," sagte er, „ist so hohl, daß eine Häsin d'rin setzen könnte. Die meinigen sind alle so kerngesund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien d'rauf wären, könnt ich Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, sondern sagte: „Herr, ich verstehe keinen Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder ihr könnt euch mit mir stechen auf Leben und auf Tod, und ich bohr' euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht." „Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn, — Ein Leben! — Neun Kinder hab' ich daheim. — Lieber ein Zahn. — Also ließ er sich wohl oder übel auch einen ausreißen, und schieden darauf in Frieden von einander. Aber zu seinen Kameraden sagte er nachher: „Dießmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?"

Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm so lieb, daß er sagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir stirbt. Aber den, der mir von seinem Tod die erste Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein starb doch, und Niemand wollte dem König die erste Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hof-

narr. „Ach, gnädigster Herr," rief er aus, ihr Pferd! Ach, das arme, arme Pferd! Gestern war es noch so" — da stotterte er, und der erschrockene König fiel ihm in's Wort und sagte: „Ist es gestorben? Ganz gewiß ist es gestorben, ich merk's schon." „Ach, gnädigster Herr," fuhr der Hofnarr mit noch größerem Lamento fort, „das ist noch lange nicht das Schlimmste." „Nun was denn?" fragte der König. „Ach, daß sie jetzt noch sich selber müssen henken lassen. Denn sie haben's zuerst gesagt, daß ihr Leibpferd todt sei. Ich hab's nicht gesagt." Der König aber, betrübt über den Verlust seines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch belustigt durch seinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abschied mit einem guten Reisegeld. „Da, Hofnarr," sagte der König, „da hast du hundert Dukaten. Laß dich statt meiner dafür henken, wo du willst. Aber laß mich nichts mehr von dir sehen und hören. Sonst wenn ich erfahre, daß du dich nicht hast henken lassen, so thu ich's."

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder besuchten oft eine Stunde weit einen Freund auf's Mittagessen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An seinem Namenstag, als sie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Häring gegessen wegen dem Durst, und schwitzten Tropfen wie Haselnuß, denn es war am 8. August, Zyriak hieß er, da dachte der Herr Zyriak, ich will doch sehen einmal, ob Ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Also nahm er den einen vor dem Essen auf die Seite und sagte: „Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tisch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Wasser trinken, und ihr müßt ihm fleißig anstoßen, auf den Zyriak, allemal ex pleno." Das war dem Gevatter recht. D'rauf nahm er den Apotheker auf die Seite und sagte: „Helft mir heute meinen Gevattermann zudecken," und that ihm den nämlichen Vorschlag. Dem Apotheker war's auch recht, und jeder dachte: das gibt einen Spaß. Also tranken sie mit einander sieben Maas Wasser Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maas stehenden Fußes auf viel nachfolgende. Als er ihnen die vierte einschenken wollte, sagte der Gevattermann: „Ich kann nimmer, er ist mir zu stark. Der Apotheker sagte: „Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck*)

*) d. i. Süßholzsaft.

kochen, wenn ich heimkomme." Doch nahmen sie noch eins zur schuldigen Danksagung. Unterwegs sagte der Gevatter des Zyriaks: „Apotheker, heut habt ihr ein Meisterstück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt." Der Apotheker sagte: „Mich wundert's, daß ihr nicht blindhagel voll seid." „So," sagte der Gevattermann, „drum hab' ich Wasser getrunken." Da gingen dem Apotheker die Augen auf, und sagte: „Ich auch." Da gingen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich, im Departement der Allier, hat sich am 13. Jänner 1811 folgende unmenschliche That ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genöthigt, etwas von seinen Habseligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends sitzt er mit seiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten sich; das Büblein war nicht dabei. Die älteste Tochter von 23 Jahren fängt an, gottlose Reden gegen den Vater auszustoßen, und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als sie die gottlosen Reden ausstieß, dachte der böse Feind: „dich hab' ich!" wie es denn auch war, und nicht anders sein kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Red und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu sein. Das that sie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell eine Axt, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der nämlichen Axt auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schwester, ein Mägdlein von zehn Jahren. Die andere, ein Kind von 3 Jahren, warf sie lebendig in den Sodbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang in's Dorf. Zwar rief sie ihn mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er soll da bleiben, sie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lärmen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand, ging mit großen Schritten auf und ab, und drohte, Jeden niederzustechen, der sie anrühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat und das Entsetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das

Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus und ging ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort in's Freie.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es gibt Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Oedenbach im Jahre 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Uebelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden, und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sich vom Leben zum Tod bringen lassen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

Der Geizige.

Ein geiziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theuer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und ging alle Morgen hinein und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seid so gut und richtet mir in der Stadt dieß oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er: „Ist's nicht genug, wenn ich die Schuhsohlen in meinen eigenen Geschäften ablaufe, soll ich die eurigen auch noch versehen?" Wenn nun der Nachbar sagte: „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob ihr mir daneben einen kleinen Dienst erweiset oder nicht," so erwiederte er: „Und wenn ich euch den Dienst nicht erweise, so müßt ihr doch auf euren eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt ihr was? ich will euch meine Schuhe leihen," so that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, so that er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge.

Eines Tages wurde in Rheinfelden ein junger Mensch wegen eines verübten Diebstahls an den Pranger gestellt, an das Halseisen, und ein fremder wohlgekleideter Mensch blieb die ganze Zeit unter den Zuschauern stehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelassen wurde von seinem Ehrenpfosten, und zum Andenken noch zwanzig Prügel bekommen sollte, trat der Fremde zu dem Hatschier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und sagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr, halt uns fest! Gebt ihm die besten, die ihr aufbringen könnt; und der Hatschier mochte schlagen, so stark er wollte, so rief der Fremde immer: Besser! Noch besser! und den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: Wie thuts, Bürschlein? Wie schmeckts?

Als aber der Dieb war zur Stadt hinausgejagt worden, ging ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: Kennst du mich noch, Gutschick? Der junge Mensch sagte: Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch euch nicht bestohlen, auch mein Lebenlang sonst nicht beleidigt habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder," sagte er, und er wars auch, — „wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen und etwas Rechtes aus dir machen." Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Wasserträger.

In Paris holt man das Wasser nicht am Brunnen. Wie dort Alles in's Große getrieben wird, so schöpft man auch das Wasser Ohmweise aus dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Wasserträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein das Wasser

in die Häuser bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmalhunderttausend Menschen in Einer Stadt, ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Wasser; solches ist auch eine Ursache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei solche Wasserträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten sie immer etwas Weniges von dem Verdienst zurück und setztens in die Lotterie.

Wer sein Geld in die Lotterie trägt, trägt's in den Rhein. Fort ist's. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tausenden Einen etwas Namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Also ließ es auch unsere zwei Wasserträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er seinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach, wie kann ich mein Geld sicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahres verzehren, daß ich's aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ich's nimmer zählen kann? Und wie ihn seine Ueberlegung ermahnte, so that er, und ist jetzt ein steinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der Andere sagte: „Wohl will ich mir's auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb' ich nicht auf, dies ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr Einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahre bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken über einander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete, und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Komödie fahren wollte oder in's Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon

auf den Boden der Kiste griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig, als ich gemeint habe. Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte alsdann den Rest seines Reichthums in der Kiste zusammen, schenkte es seinem Adjunkt und gab ihm den Abschied. Denn am andern Tag ging er selber wieder an sein altes Geschäft, trägt jetzt Wasser in die Häuser, wie vorher, wieder so lustig und zufrieden wie vorher. Ja, er bringt das Wasser selbst seinem ehemaligen Kameraden, nimmt ihm aus alter Freundschaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei, aber er sagt's nicht. —

Die Tabaksdose.

In einer niederländischen Stadt in einem Wirthshaus waren viel Leute beisammen, die einander einestheils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte Niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," sagte ein dicker, bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Prise Tabak aus einer schweren silbernen Dose. Da sah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Gesell sich zu dem dicken Mann stellte, ein Gespräch mit ihm anfing und ein paarmal, wie von ungefähr, nach der Rocktasche schaute, in welche der Mann die Dose gesteckt hatte. Was gilts, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich stand der Gesell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, setzte sich auf den Bank und sprach mit dem Dicken allerlei curiose Sachen, woran dieser Mann viel Spaß fand. Endlich kam ein Dritter. Excüse, sagte der Dritte, kann man auch ein wenig Platz hier haben? Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin und discurirte immer fort: Ja, sagte er, ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so fläthig*) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Land geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann so in's Lachen, daß ihm fast der Athem verging, und unterdessen hatte der schlaue

*) so viel als: geschwind.

Gesell die Dose. Aber jetzt hört auf, sagte der Dicke. Es thut mir weh im Kreuz, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er: der Wein ist gut; er treibt. Excüse, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausging und fort wollte, ging ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite und sagte zu ihm: Wollt ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint ihr, ich hab's nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab' euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen. Als nun der Dieb sah, daß er verrathen sei, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu sein. Seht, sagte der Frieder, in solche Noth kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt*) nicht. Ehrlich währt am längsten. Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Tabak aus der Dose und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Württemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörfleiin, und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten sich die Zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch" sagte der eine. Wem gehört's, fuhr der Herzog fort. Da stieß der Zweite den Ersten mit dem Ellenbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer hochfürstlichen Durchlaucht, sagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgesell." Als aber der Herzog vorbei war, sagte der andere: Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sei hechingisch, wenn er's nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.

Merke: Der Herzog hät's doch erfahren.

---

*) so viel als: bringt keine Frucht.

Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden. Das will ich dir wohl glauben, Kamerad, sagte der erste, ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.

Der listige Quäcker.

Die Quäcker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr, und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor Niemand den Hut abziehen; aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen, stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht, ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber, aber am Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich möchte meinem armen Thiere da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß, dem Aussehen nach. Wenn's euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei euch, aber ich." Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so habe ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie mit einander, und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: Geh' voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach, Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, ging er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seid ihr wohl nach Hause gekommen? sagte der Quäcker. Wenn's euch recht

ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel, gab er dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seid so gut, sagte der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spaziert." Wollte der Spitzbube wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. „Nicht wahr, das Thierlein lauft einen sanften Trab?" sagte der Quäcker.

Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuburger eine schwedische Patrouille todt, und sagten: Wenn wir nach Schweden kommen, macht's uns auch so. Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß er einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund soll am Leben bleiben, schwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Norschinger zu viel. Als solches die Neuburger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern Tag, als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war Vormittags ein gar menschlicher Herr, und bekam fast große Anfechtung in seinem Gewissen, daß er mit viel unschuldigem Blut sein Wort und seinen Eid sollte lösen. Also ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm seine Noth. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid sei, so sei brechen besser, als halten. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt sein Wort und seinen Schwur über Alles theuer. Aber nach langem Besinnen kam's auf einmal wie Sonnenschein in sein Angesicht, und sagte: Was ich geschworen habe, das will ich auch halten, Punktum! Als aber die schwedischen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingehauen und der Feldhauptmann ritt selber mit drei Fähnlein hinein, befahl er, alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menschen ließ er leben, und wurden selbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vier und sechzig Pudel, acht Windspiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich theils zusammengehauen, theils mit Büchsen zu todt geschossen. Also hat der Feldhauptmann das menschliche Blut verschont, und doch seinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund soll am Leben bleiben, und ist auch keiner dran geblieben.

1813.

Der Hausfreund redet zum dritten Male den geneigten Leser an, und wünscht ihm das neue Jahr.

Es ist artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas Besonderes mit dem geneigten Leser zu reden hat, Anno Neun, Anno Eilf und Anno Dreizehn.

Anno Eilf hat er gesagt, in Zukunft, hoffe er, soll's mit dem Kalender besser werden. Er hat nicht gesagt: „im nächsten Jahr," sondern in Zukunft, nämlich von Anno Dreizehn an.

Denn der rheinländische Hausfreund hat sich jetzt seßhaft niedergelassen in Lahr im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Katz in Pforzheim so zu sagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders, und hofft nun seiner Sache gewiß zu sein, und dem Leser etwas versprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker Geiger sagt: er wolle den Hausfreund schon drucken und pressen, daß es eine Art habe, nicht anderst, als wie sein eigenes Kind, nämlich den Lahrer hinkenden Boten, und der Buchdrucker Katz will auch nichts ermangeln lassen.

Erstlich versprechen sie bei Verlust des Privilegiums, wieder jeden Bogen besonders zu drucken, wie es ehemals geschah, und in ihrer Druckerei sei es nie anders üblich gewesen.

Zweitens sagt der Herr Geiger, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens sieht er's zwar als eine sehr nützliche Uebung der Kinder im Buchstabiren an, wenn man zwei Zeilen in einander hindruckt, eine mit rothen Buchstaben und eine mit schwarzen, damit die Kinder die rothen Feiertage aus den schwarzen Werktagen buchstabenweis herausklauben können, wie man die Erbsen und die Wicken aus einander liest. Ja, er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vortheil dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal lesen könne. Dessenungeachtet sagt er, er sei kein Freund von Neuerungen, was auch löblich ist, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu lesen, als beide auf einmal.

Viertens will er die rothen Namen so drucken, daß man deutlich unterscheiden könne, ob's Estomihi oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Gesicht anmalen

daß er nicht im Neulicht aussieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Nase und keine Lippe unterscheiden kann, oder wie eine schwarze Mondsfinsterniß, und im Vollicht wie eine rothe.

Sechstens, wenn der Herr Katz an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von weitem zeigen, sondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja wenn die Zeiten wieder besser werden, ist er im Stand und läßt sie auch anstreichen.

Kurz dieser schöne nagelneue Jahrgang auf Tausend Achthundert Dreizehn, der jetzt dem Leser in die Hände geliefert wird, soll als ein Muster dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leser treulich ermahnt haben, diesen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten und sorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Katz gleich am Ohre nehmen kann, wenn sie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis 1843. Denn der Akkord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leser in dreißig Jahren nimmer fragen wird: den wie vielten haben wir heut?" oder „wann geht der Mond auf?" und wie manches junge Blut im Kalender lesen wird, das noch nicht da ist, so könnte er darob fast ein wenig weichmüthig werden, zumal er selber kein heuriges Häslein mehr ist und nicht weiß, wer heut oder morgen in seinen Akkord mit dem Herrn Geiger und Herrn Katz eintreten wird. Man achtet's just nicht groß, wie immer Einer geht und Einer kommt, bis man sich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anderst als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag ist der Platz voll Menschen, absonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird; aber Nachmittags sind wieder ganz andere Leute da als Vormittags, und Niemand hat gemerkt, daß die ersten fortgegangen und die andern gekommen sind. Also auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas und etwas kommt, und Einer, der sich da und da in der Fremde gesetzt hat, wie der Hausfreund in Lahr, wenn er nach dreißig Jahren zum ersten Mal wieder in seine Heimat kommt, ein neues Geschlecht wohnt in den alten Häusern, andere Gesichter schauen zu den Fenstern heraus, andere Kinder spielen auf der Gasse. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakristei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeister oder Provisor schlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle und merken nicht sehr, daß sich fast Alles geändert und gewechselt hat.

Wenn man das am 31. Dezember 1812 oder auch heute schon bedenkt, sollte man sich fast entschließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweisen, weil man nicht wissen kann, wie lange sie einem noch Zeit dazu lassen; ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer Neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber diesmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn **Geiger** und Herrn **Katz** zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesammt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebküchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruthen, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, Allen ein frommes Herz, und denen, die den Schluß des neuen Jahres nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

Die Schmachschrift.

Als bekanntlich eine Pasquille oder Schmachschrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz angeheftet wurde, und sein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majestät," sagte der Kammerdiener, „es ist Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab' ich nicht lesen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich gelesen habe, ist nichts Gutes;" da sagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinab hänge und eine Schildwache dazu stelle, auf daß Jedermann lesen kann, was es für ungezogene Leute gibt." Nach der Hand geschah nichts mehr.

Nicht eben so dachte der Amtsschreiber von Brassenheim. Denn Brassenheim ist ein Amtsstädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die Jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erbost und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum, und schlug der unschuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsschreiberin ganz entrüstet wurde und fragte: „Bist du verrückt oder was fehlt dir?" Der Amtsschreiber sagte: „Da lies! Du hast deinen Theil auch darin." Als das die losen Vögel erfuhren, welche die Schandschrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsschreiber also im Harnisch

sei, hatten sie ihre große Freude daran und sagten: „Heutnacht thun wir's wieder." Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandschrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeschlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender und warf Tische und Stühle zusammen, ja er schrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geschrieben hatte und den Sand darauf streuen wollte, ergriff er in der Rasche statt der Sandbüchse das Dintenfaß, und goß die Dinte über den Bericht und über die weißtüchenen Amtshosen.

Am Abend aber sagte er zu seinem Bedienten: Hansstoffel, sagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrapirst, so bekommst du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will sehen, sagte er, ob ich mir soll auf der Nase herumtanzen lassen.

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von seinem Posten herauf, und der Herr Amtsschreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf frischer That erstechen könnte. Herr Amtsschreiber, sagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts passirt ist, wenn Sie mir erlauben, jetzt in's Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein sind ausgelöscht, die Wirthshäuser sind leer, die zwei letzten sind nach Haus gegangen, und des Wagner-Mattheisen Hahn hat zweimal hinter einander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen. Da fuhr ihn der Amtsschreiber wie ein betrunkener Heide an: „Dummes Vieh, auf der Stelle begib dich auf deinen Posten, bis der Tag aufgeht, oder ich schlage dir das Gehirn im Leib entzwei," sagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leser denkt: Was gilt's, während der Stoffel bei dem Amtsschreiber war, ist die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herab kommt, findet er sie jetzt. Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war und der Amtsschreiber ihm noch einmal nachsah, „Hansstoffel," rief er ihm, „komm noch ein wenig daher!" — Der Stoffel kam, „dreh' dich um! Was hast du da auf dem Rücken?" „Will's Gott keinen Galgen," sagte der Stoffel. „Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrscheinlich ein Pasquill." — Wie gesagt, so errathen; der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und standen darin noch viel muthwilligere Dinge als in dem ersten und zweiten, und unter andern auch ein Rezept, für Dintenflecken aus den Amtshosen zu bringen. Dieß war so zugegangen. Als der Stoffel noch vor dem Haus gesessen war, kamen zwei lose Gesellen heran, und Einer von ihnen hatte schon das dritte

Pasquill auf der flachen Hand liegen, also daß die beschriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig bestrichen, daß er im Vorbeigehen die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als sie aber den Bedienten des Amtsschreibers vor der Thüre sitzen sahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei guten Abend," sagte der Eine, „was schafft er guts hier, Herr Hansstoffel? Was gilts, er kann nicht hinein!" da erzählte er ihnen, warum er da sitzen müsse und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit so lange sei, und es komme doch Niemand. „Ei," sagte der Eine, „die Lichter im Städtlein sind ausgelöscht und die Wirthshäuser sind leer, und wir Zwei sind die Letzten, die heimgehen. Also gehe er in Gottes Namen in's Bett." Der Andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, schlug ihm im Fortgehen sanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb, und sagte: „Gute Nacht Herr Hansstoffel, schlaf' er wohl!" „Ebenfalls!" sagte der Stoffel, und als sie um die Eck herum waren, krähte Einer von ihnen zweimal wie ein Hahn, oder wie der russische General-Feldmarschall Suwarow Fürst Italinsky im Lager. Also brachte der Stoffel dem Amtsschreiber das Pasquill selber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsschreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum und schlug bei dem Ausholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an sich selber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaßvögel sagten: „Der Klügste gibt nach. Jetzt wollen wir's aufgeben, eh' es zu bösen Häusern geht," und Jedermann, der davon erfuhr, lachte den Amtsschreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat sich in diesem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsschreiber von Brassenheim.

Der Prozeß ohne Gesetz.

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es solche auch unter dem achtungswerthen Bauernstand, sonst wäre es nicht nöthig. Ein solcher schob eines Morgens einen schwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Tasche, und „Frau," sagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs sagte er von Zeit zu Zeit: „Dich will ich bekommen; mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Prise darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll' er fertig werden; er meinte aber seinen Schwager den

Oelmüller. In der Stadt ging er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe mit seinem Schwager wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein gewesen sei, und seine Voreltern drauf in's Land gekommen seien, der Schwager aber sei von Enzberg im Württembergischen, und der Herr Advokat soll jetzt so gut sein und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im Mund, sie rauchen fast alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter schwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeistand, natürlich. „Guter Mann," sagte er, „wenn's so ist, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen, und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellanen Tabakstopf hervor. „Seht da," schlug er ihm auf, „Kapitel so und so viel, Numero Vier, das Gesetz spricht gegen euch unverrichteter Sachen." Indem klopft Jemand an der Thüre und tritt herein, und ob er einen Zwerchsack über die die Schulter hängen hatte und etwas drin, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abseits. „Ich komme gleich wieder zu euch." Unterdessen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Gesetz stand, drückte es geschwind in die Tasche und legte das Buch wieder zusammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, stellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und schlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas sollte klingeln hören oben in der Tasche. „Ihr Gnaden," sagte er zu dem Advokaten, „ich hab' mich unterdessen besonnen. Ich meine, „ich will's doch probiren, wenn Sie sich der Sache annehmen wollten, und machte ein verschlagenes Gesicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und sagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat sagte: „Ich habe aufrichtig mit euch gesprochen, und euch klaren Wein eingeschenkt." Der Bauersmann schaute unwillkürlich auf den Tisch, aber er sah keinen. „Wenn ihr's wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat," fort, „so kommt's mir auch nicht drauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht Alles gefehlt sein."

Kurz, der Prozeß wird anhängig, und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab' ich gut für euch geführt?" — „Den

Gukuk hat er," erwiderte der Bauersmann, und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht er da? Kann er gedruckt lesen? Wenn Ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren." Denn er meinte wirklich, der Prozeß sei dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht und sagte: „Mit dir bin ich fertig geworden, Oelmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein," sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannisthor in Basel heraus, und an den Rebhäusern vorbei in's Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Colmar nicht, so geh' ich nach Straßburg, find' ich ihn Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz." Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als schon die Sonne sich zu den elsässer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen parthieenweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurirten mit einander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's,

der wo mit ihr redet, ist ihr Mann." Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Colmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn Niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei. und hatte doch den Muth fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch möglich. Auch meinte sie, Jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, so und so?" Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen," und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja, so heißt der General." Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein," und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaube mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den

Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, sagte er: „Das Geld regne zwar nirgends durch das Kamin herab, aber nicht zweihundert Franken nähme er darum, daß er nicht zugesehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und sein Glück sah;" und der Hausfreund sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft weitaus im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhofft wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Das gute Wort.

Der sogenannte Lügenprophet Mahomed hat Manches gesagt und gethan, was ein christliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles ist auch nicht gefehlt, was Mahomed gesagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm: „Gesandter Gottes, ich habe das Gesetz der Fasten gebrochen, das Fleisch ist schwach." Der Prophet sagte: „Hast du ein böses Werk begangen, so mußt du es mit einem guten büßen. Es gibt keine schönern Bußen als gute Werke. Hast du einen Sklaven," fragte ihn der Prophet, „den du freilassen kannst?" Der Araber fing an, zu lachen, und sagte: „Sklaven freilassen und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: „Kannst du die Fasten noch einmal von vorne anfangen?" Der Araber erwiederte: „Ich bin's nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten soll, muß auch gehörig essen." Der Prophet fuhr fort: „Kannst du sechzig Arme speisen? Der Araber erwiederte! „Nicht sechzig Mäuse, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig." Da brachte man dem Propheten seine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleisch, und er sagte dem Araber: „So nimm dieses Stück Fleisch, und bring's in deinem Namen einem Aermern, als du bist, zum Allmosen." Der Araber erwiederte: „Gibt's noch einen Aermern, als ich bin? Ich weiß keinen." Da fuhr der Prophet fort: „Weißt du was, so bring's deinen Kindern, die sollen es essen. Deine Kinder sind noch ärmer, als du bist." — So hat Mahomed gesagt und gethan.

Das letzte Wort.

Sonst sagt man, der Horcher an der Wand, hört seine eigene Schand. Manchmal kann man aber auch sagen: „Der Schreiber an die Wand, schreibt seine eigene Schand," zum Beispiel der weiland

Herr Kanzler Hans Kurz von Württemberg. Ob derselbe mit den Geschäften seiner Herren Räthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug, er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und schrieb an die Thüre der Kanzleistube:

„Allhier geht's wunderlich zue."

Bald darauf, als der Herzog selber diese Zeile erblickte, ob derselbe sonst mit dem Kanzler zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er suchte ebenfalls ein Stücklein Kreide und schrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue."

Bald darauf, als wieder diese Worte der Kanzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob er's nicht gemerkt hat, genug, er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz." Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Kanzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart' Kurz, dießmal sollst du das letzte Wort haben." Nämlich er netzte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte, wieder aus, also daß jetzt unter des Kanzlers eigener Schrift die Worte standen: „das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Kanzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigenen zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab' Ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten d'rein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen und die Grobheit auf eine spitzige und witzige Art heimzuweisen und ihren Respekt zu erhalten. Der Kanzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geschrieben.

Die Raben.

Zwei gute Freunde, ein Geistlicher und ein Kaufmann, machten mit einander eine Reise. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geistlichen, und der Geistliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgerichte, als die Raben aufflatterten und den beiden um die Köpfe flogen, sagte der Kaufmann: „Da haben wir's! Es ist kein Schick dabei, wenn man mit einem Geistlichen reist." — Denn manche Leute glauben sonst, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. — Der Geistliche sagte: „Glaubt doch nicht so einfältige Fabeln, ein Mann, wie ihr seid. Ich habe in kurzer Zeit mehrere arme Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten euch für gute Beute." Der Kaufmann sagte: Herr Pfarrer, ihr seid ein loser Vogel!"

Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern so viel Leid und so viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laster feil haben, schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz, und zwar unter dem seidenen Kamisol eines vornehmen jungen Mannes, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten, hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz, — „das soll er nicht umsonst gethan haben," sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Kaleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege, — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reitern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen,

daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen sein auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte, das sind ein paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden. „Ich merke schon," dachte er, „ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll auserlesener Frauen und Jungfrauen, und eine nach der andern fällt in meine Arme." Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich ging's auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es ging zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es ging durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thür , und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düsteres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Silbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich in's Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geh' in dich." Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne auf gut deutsch heißen f u r c h t b a r e r Ernst. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn seine bewaffneten Begleiter wieder ab, und führten ihn schweigend die schmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und statt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen schwarzen Mänteln sitzend in einem halben Kreis, und der oberste von ihnen nannte ihn mit Namen und Geschlecht und sagte: „Ihr seid vor diesem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und Unschuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr seid gerichtet." Da-

gegen machte der angstvolle Mensch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wissen, vor wem er stehe, Niemand habe über seinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele Andere auch, das sei nicht dem also und eines, Leichtsinn der Jugend sei kein Verbrechen zum Tode. Allein der Richter sagte: „Wißt ihr, wo ihr steht, und wer über euer Leben zu sprechen hat? Das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit versammelt ist, und schon andern Leuten, als ihr seid, das Urtheil gesprochen hat von Rechtswegen," und ließ ihm sein ganzes Sündenregister vorlesen, und sagte: „Euere Thaten richten euere Worte," und mit diesen Worten wurde er in sein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht seiner Besinnung, seinem Gewissen und seiner Reue überlassen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknien, und der Richter sprach: „Der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden," und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; da war es ihm, als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele gingen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Todtengerüst erblickte, in eine schwach erleuchtete Kapelle geführt, beichtete dort einem Priester und empfing dort von ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüst getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen, und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Pristers, und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sei jetzt seine Schuldigkeit, todt zu sein. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorging.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüthe sein, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sei vor einer

Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sei todt, und lebt doch, — als aber, wie gesagt, unser Malefikant die Augen aufschlug, erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen, guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sei? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen, erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten, schmackhaften Mahlzeit, und ein Paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber und las ihm sein zweites Urtheil vor, gab's ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof läßt euch zum letztenmal Begnadigung wiederfahren, und hofft, er werde an euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, euch vor seine Schranken zu laden.“ Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Kaleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt hatten, und als sie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er sich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu seiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausschweifende junge Mann für seine Sünden ausstehen. Aber wie hat er sich gebessert? Von Stund an lebte er so, daß in wenig Jahren sein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war und nach und nach alle seine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unschuld war mehr durch seine Gelüsten, keine weibliche Ehre durch seine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage ging er in die Messe, nicht mehr um schöne Mägdlein auszusuchen, sondern seine Sünden zu versöhnen und schöne Gesinnungen in sein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über seinen Sohn, daß er ihm so viel Geld durchbringe und doch zu keinem Geschäfte zu gebrauchen sei. „Ganz recht,“ sagte darauf der lieberliche

Zirkelschmied, dessen sich der Leser noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „so ein Einkommen," sagte er, „wie das eurige ist, braucht zwei Schelme, einen, der es erwirbt, und einen, der's verthut." Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelschmied! Es ist mir schon lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was ihr Vormittags in der Werkstatt verdient, das versauft ihr Nachmittags im Wirthshaus selber, und wenn man's euch gibt, noch mehr dazu."

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer aus dem Sundgau ging jede Woche einmal in seinen Geschäften durch ein gewisses Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauschel!" Der Hebräer dachte: Was soll ich thun? Schimpf ich wieder, schimpfen sie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte weißgekochte Baselrappen mit, wovon fünf so viel sind, als zwei Kreuzer, und schenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauschel!" einen Rappen. Als er wieder kam, standen alle Kinder auf der Gasse: „Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und so noch etliche Mal, und die Kinder freuten sich von einer Woche auf die andere, und fingen fast an, den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber sagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, so gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer sind zu viel." Da wurden sie ganz betrübt, so daß einigen das Wasser in die Augen kam, und sagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, so sagen wir auch nicht mehr Judenmauschel." Der Hebräer sagte: „Ich muß mir's gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht." Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr, und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachtwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen

je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durch's Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? was? Thomas," sagte der Müller, „ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät." Darauf erwiderte der Wächter: „Herr Müller, ich hab' nicht zu viel gerufen, aber ihr habt vielleicht zu viel gehört; denn eure Ohren sind ein wenig groß, wie man's in den Mühlen wohl bisweilen antrifft." Der geneigte Leser versteht's, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater stellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es sei nirgends besser verwahrt. Als aber der Sohn nach Hause kam und die Schublade schnell aufziehn wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige und sagte: „Kannst du nicht zuerst schauen, was in der Tischlade ist, eh' du sie aufziehst. Der Sohn erwiderte: Nein, das könne Nimand. Aber der Vater sagte: „den Augenblick sei still, oder du bekommst noch eine."

Merke: Man ist nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht ist gut beweisen, aber für das Unrecht braucht man schon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweisthum.

Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht.

Als der Zundelfrieder bald alle listigen Diebsstreiche durchgemacht, und fast ein Ueberleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder stiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes; hat er nicht dem Brassenheimer Müller den Schimmel selber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leser oder des Hausfreunds Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt, fast Alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geis, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der

Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er: „ich bin noch nicht ehrlich genug." Deßwegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten, und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sei, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter auf's Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, allerdings wisse er davon, und er sei derjenige. Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse in's Zuchthaus, und der Stadtsoldat. der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden." Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sei auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck's Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen aus dem Scheldekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte." Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten sind schlimm." — „Im Gegentheil," sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler, als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deßwegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem, der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht in's Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem, sagte er, kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todtstechen lassen. Ich versichere euch, fuhr er fort, ich und meine Feinde (er meinte die Strickreiter) wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe." Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder ging immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten, sagte er, daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch." Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen und an ein Wirthshaus, „Kamerad, sagte der Frieder, wollen wir nicht einen Schoppen trinken?" — „Herr Kamerad, erwiderte der Nagelschmied, was ihm recht ist, ist mir auch recht." Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maas, auch eine Maas, auch zwei, und

Brüderschaft ohnehin, und der Frieder erzählte immerfort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieden nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilt's, der Herr Bruder ist alsgemach vorausgegangen.“ Nein, er stand nur ein wenig draußen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder hereinkam, sagte er: „Herr Bruder, der Mond will bald aufgehen. Wenn dir's recht ist, so bleiben wir lieber hier übernacht.“ Der Nagelschmied, schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Discant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthausverwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Monturstiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab, und ging des geraden Weges fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte und den Herrn Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draußen sein.“ Freilich war er wieder ein wenig draußen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant, und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld habe ich keins. Weg und Steg kenne ich nicht, also laßt mir auf Gemeindekosten eine Suppe kochen und verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt in's Zuchthaus.“ Der Schulz gab ihm eine Bollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh' in's Wirthshaus und zeige dem Mann, der dort frühstückt, den Weg nach die Stadt; er will in's Zuchthaus.“ Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh' jetzt nur nach Haus mein Kind, jetzt kann ich mich nimmer verirren.“ In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein, wo ist das Zuchthaus,“ und als er es gefunden und vor den Zuchthaus-Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, daß er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund, sagte er

das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern" Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ei, der Arrestant bin ich selber." Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Gesteht's, ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh' es aus Allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus Allem sehen, so will ich's nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau' ich mir, den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist." — „Einfältiger Tropf, sagte der Verwalter, was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt ihr reiten?" Der Frieder sagte: Bin ich nicht sechs Jahre Württemberger Dragoner gewesen?" — „Gut, erwiderte der Verwalter, man wird für euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung," und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreiter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheideweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreiter, auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sei im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Fitzer*) und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Der Comet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leser manchmal auch noch an den Comet-Stern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern sehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen lassen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgesehen wie ein heiliger Abendsegen, oder wie ein Priester, wenn er in der Kirche herumgeht und das Weihwasser aussprengt, oder zu sagen, wie ein vornehmer guter Freund

*) Ein leichter Streich.

der Erde, der eine Sehnsucht nach ihr hat, als wenn er hätte sagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde gewesen, wie du, voll Schneegestöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordischer Suppenanstalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngster Tag ist vorüber, und hat mich verklärt in himmlische Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht so gesagt, aber es schien so, denn er kam immer schöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er sich entfernte, ward er wieder blaß und trübsinnig, als ob es ihm selber zu Herzen ginge.

Fragt sich nun, was hat der Comet bedeutet und was hat er auszuweisen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des Sternsehers Witz, einen reichen Herbst und einen langen, schönen Nachsommer.

Schon am 26. März hat ihn ein französischer Sternseher in Vivieres in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entsetzlichen Ferne, und gesagt: Es steht ein Comet am Himmel. Denn die Franzosen findens gleich, wenn etwas ist. Seit dieser Zeit kam er aus der Ferne heraus, immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers ging er auf seinem Lauf am nächsten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächsten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde selber von der Sonne ist.

Wäre er aber zwanzig Wochen früher eingetroffen, so wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und sein Licht hätte noch um zehnmal heller geschienen. Vom 16. Oktober aber entfernte er sich wieder, und zwar im November täglich um 360,000 Meilen, im December aber schon um 500,000 Meilen.

Ein geschwindes Gefährt, und wahrscheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht sagen, wie groß die Cometen sind, weil ihr Körper in ihrem Lichtschein eingehüllt und verborgen ist. Nach der Ausrechnung eines Sternsehers in Dorpat wäre dieser 25,000 mal größer als die Erde, 1,488,000 mal größer als der Mond, und nur etwas über 57 mal kleiner als die Sonne, und sein schöner, strahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieser Größe ist er doch selbst den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erschaffen hat, weiß, wann er wieder kommt. Wenn man demselben Sternseher glauben will, der ihn in Vivieres zuerst gesehen hat, so ist es der nämliche Wunderstern, der im Jahr 1301 gestanden ist, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme also ungefähr nach 510 Jahren

wieder. Nach einer andern Berechnung braucht er wenigstens 3000 Jahre dazu. Aus diesem Unterschied aber ist zu schließen, daß man so eigentlich nicht sagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leser doch nicht, was der Comet ist. Antwort: Der Sternseher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an diesem theils nun herausgebracht, theils bestätigt gefunden hat, ist so viel, als folgt:

Erstlich: Der Comet wird nicht allermaßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, sondern er hat in sich selber sein eigenes Licht. Dieß ist auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, sagten die Sternforscher schon im August vorher, so muß er in der ersten Hälfte des Oktobers schon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er sich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber sein eigenes Licht in sich selber hat, so muß er noch in der ersten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er sich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er sich aber im Oktober noch immer schöner und heller gezeigt, und soll am 13ten sein schönstes Licht gehabt haben.

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen durchschnittlichen Umriß, etwa wie der Mond, sondern er löste sich an seinem Rande gleichsam in Dunst und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend gestrahlt. Ja man will am 18. Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch gesehen haben, und daraus war zu erkennen, er ist nicht, wie die Erde, ein fester und undurchsichtiger Körper, sondern er besteht aus einer lockern, wässerigen oder dünstigen und fast durchsichtigen leuchtenden Masse.

Drittens: Durch seinen Schweif sah man, noch deutlicher als durch ihn selbst, andere Sterne hindurch schimmern, so daß er zu vergleichen war einem himmlischen Pfau, der statt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte sich nicht hinten an ihn an, sondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blasser, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünfen, und es ist nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Masse des Kometen selbst war und, in Lichtdunst aufgelöst, unaufhörlich von ihm hinwegströmte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und schreiben dem Cometen den reichen Herbst und den schönen langen Nachsommer zu. Wer kann sich noch

an so ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811, wo so viel Ungewöhnliches sich ereignet hat?

Mit Blüthen war der März geschmückt,
Mit Blüthen der Oktober.

Als nach der Weinlese der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbstabend nach Hause gingen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr, bald eine vierrädrige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäusern heraus sang schon der Neue in lustigen Melodien, und der Adjunkt sang auch. Auf einmal ward er still und sagt: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „Wie kommt sie euch vor?“ „Wie ein lustiges Wirthshäuslein, wo Alles vollauf ist. Der Comet ist der ausgesteckte Strauß, und unser lieber Herr Gott wirthet.“ Der Hausfreund meinte, man müsse keinen solchen Spaß machen, aber der Adjunkt sagte: „Ich mache keinen Spaß, es ist mein Ernst.“

Item es kamen im Oktober die Frühlingsblumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben, und setzten zum zweiten Mal Früchte an, so daß der Frühling, der Sommer und der Herbst zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus allen Ländern ließen sich sehen. Ja, was will der geneigte Leser weiter? Zu Türkheim im Elsaß, man darf den Ort nennen, ereignete sich den 16. Oktober ein Wolkenbruch, und es regnete Kirschenwasser.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das Elsaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident,“ sagte der gute Bekannte, „treff' ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet.“ Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist Alles möglich.“ Sie bleiben beisammen, diskuriren allerlei mit einander, trinken auch allerlei mit einander, gehn mit einander in das Schlafgemach, Jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh 2c., Braftberger's Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel, und

übergoß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident, kommt mir zu Hilfe!“ — „Was ist euch begegnet?“ fragte der Präsident. — „Ich glaube der Himmel, der über dem Bett ist, sei eingefallen.“ Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis auf's Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab' ich euch nicht gesagt, es sei Alles möglich?“

Hexenmehl.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem, zerfressenem Holz das sogenannte Wurmmehl zu sammeln und herauszukratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege sich aufliegen oder sonst wund werden, so bestreut man ihnen damit die wund gewordenen Stellen, und verschafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es gibt noch etwas Besseres.

Denn erstlich so kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man sie fleißig am ganzen Körper wascht, wenn man ihr Bettlein so reinlich hält als möglich, und sie nicht länger in ihrer Wiege liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig ist. Reinlichkeit ist in allen Dingen für die Gesundheit der Meister. Zweitens und wenn sich dieß Wundwerden nicht verhüten läßt, so ist das Wurmmehl noch nicht das zuträglichste Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl ist noch nicht fein genug für den zarten, empfindlichen Körper eines solchen Kindes. Ein ungeschickter Wurm kann nicht so fein mahlen. Hiernach ist das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, sondern es ist meistens mit Staub, mit kleinen Holzsplitterlein und mit den Unreinigkeiten des ekelhaften Wurms selbst vermischt, und anstatt dem armen Kind zu helfen, verursacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute, die auf eine Kleinigkeit nicht zu sehen haben, gehen daher lieber in die Apotheke, und kaufen für ein paar Kreuzer Streumehl, sonst auch einfältiger Weise Hexenmehl genannt. Dieses allein ist fein, rein und heilsam, denn es hat's kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßt's bleiben, auch keines Menschen Hand, auch keine Hexe, sondern es kommt aus den reinen, gütigen Händen der Natur selbst, und der Apotheker verkauft's nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man sagte: „Mutter, laß dich ein paar Kreuzer für ein Schächtelein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es hast, und spar' es lieber an dir selber

wieder!" Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann vielen von seinen Lesern mit einem beträchtlichen Vorrath davon unentgeldlich aushelfen, und bietet's hiermit an. Der Apotheker hört's nicht gern.

Es kommt nämlich dieses Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachsenen Wald- und Heidegegenden vorkommt und an verschiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da sind **Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil** u. s. w. In der Gegend von Hausen zum Exempel auf dem Alzebühl, an dem Platzberg, im Wagengesperr hat sie der Hausfreund in seiner Kindheit oft gesehen und um den Leib herum gegürtet, hernachmals auch in Brassenheim und Segringen. Sollte aber der Leser dieses Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, so sieht es eben deßwegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es desto sicherer beschreiben kann. Es hat nämlich einen gelblich grünen Stengel, der sich mit seinen Aesten nicht in die Höhe treibt, sondern unter dem Grüß und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würzelein in die Erde hinein treibt, und ringsum mit viel tausend kleinen spitzigen, anliegenden Blättlein als wie mit Schuppen umgeben ist. Der geneigte Leser fängt schon an, etwas zu merken. „Nicht wahr," sagt er, „im Sommer steigen aus dem Winkel der Aeste gerade, aufrecht stehende Stiele, 3 bis 5 Zoll lang, in die Höhe, und auf jedem sitzen zwei, auch drei kleine runde Aehren oder Würstlein, und man kann oben an ihnen sehen, wo sich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?" — Ganz richtig! — „Und die Würstlein sind anfänglich auch mit fest anliegenden, kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehen die Blättlein oben los, und die Aehre öffnet sich in eben so viel kleine Fächlein?" Ganz richtig! Und nun ist Alles klar, und in diesen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder sogenannte Hexenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wer's ihm ablehnen will, thut am besten, man gibt im Sommer Achtung, wo solche Pflanzen zu finden sind, und im September oder Oktober, früh Morgens, wenn die Würstlein noch feucht vom Nachtduft sind, schickt man ein paar Kinder hinaus oder geht selber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu sauer. Hernach schneidet man mit einer Scheere die Aehren ab, und trägt sie sorgfältig heim. Daheim legt man sie auf ein Papier, läßt sie dürr und trocken werden, schüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine stille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den lustigen Thälern so Manches umsonst haben können, wenn sie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld nicht haben kann, als Bohnen, Kirschen, Habermark, Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Wasser, item Gesundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „Dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ich's bin. Also legte er sich auf's Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldene Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherren meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren als mit Andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas in's Zuchthaus schicken. „So?" sagten die Andern, „ist's nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit Alles stiehlt?" und sechs gegen fünf sagten: Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagt er zu ihm: „Guter Freund, ihr habt's ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt' ich einen längern Strick nehmen sollen." Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinab stieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus, und fiel unversehrt herab auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrack und that einen lauten Schrei, als ob sie fürchteten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nicht passirt." Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: „Mir auch nicht," und Alle, die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes, verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der

Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherren aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

Der Schimmel.

Was gilt's, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „Das ist eine Geistergeschichte.“ — Nichts nutz! — Der Herr in der weißen Gestalt, den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galopp und Trab, trotz Einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem eigenen stattlichen Schimmel vor einem Wirthshaus angeritten, ich will nicht sagen wo, und „Herr Posthalter,“ sagte er, „kann ich hier nicht über Nacht bleiben?“ Der Posthalter erwiderte: „Was euer Gnaden befehlen.“ Also speiste er zu Nacht, verliebte sich in eine Bouteille Klingelberger, und ging in's Bett. Während er im ersten Schlaf war, fuhr eine Kutsche nach der andern vorbei, und wechselte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Postwagen sein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einschlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafstube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenster. „Was fangen wir jetzt an?“ sagte der eine Postknecht zu seinem Kamerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt Alles im Bett.“ Der Kamerad sagte: „Spann den Schimmel ein!“ Der Herr im Bett dachte: „Will's Gott nicht meinen.“ — „Er merkt's nicht,“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr im Bett dachte: „Freilich merkt er's,“ und fuhr wie eine brennende Rakete aus dem Bett und hinter das Fenster, um im Mondschein zu sehen, was geschehen will. „Bis er aufsteht, bist du schon lang wieder da,“ fuhr der Kamerad fort. Der Herr hinter dem Fenster dachte: „Nein er ist schon auf, und kommt eh' du fortgehst.“ Indem ging der Postknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenster steht, sondern der Posthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Posthalter hatte dem Knecht befohlen, ihn ein paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sei. Deßwegen sagte der Kamerad zum Post-

knecht: „Er merkt's nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehen, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, bloß in einem Paar leinenen Unterhosen, wie er aus dem Bet gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer untersteht sich, den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen seyn?“ Der Kamerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, ihr habt den Nachtnebel oder sonst einen, geht ihr wieder in euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen,“ und so und so. Der Kamerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Bataillon! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um euren Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam und fragte: „Was gibt's da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durch einander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sei doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett.“ Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr,“ sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener, und er hat seit ein paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen.“ Da sagte der Herr: „Ja so, wenn das ist!“ und ging ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dießmal, dachte er, bin ich ein kurioser Herr gewesen. Wenn's nur nicht bekannt wird!

Die Treue und ihr Dank.

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Theresia und Joseph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Joseph's Neffe und Zögling, blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesindeordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen, und zehn

Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hinter einander in einem und dem nämlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum ersten Mal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seien der Belohnung werth. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen sein.

Doch! geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, sondern auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehn, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten fünf und zwanzig, bei der andern dreißig, in allen fünf und fünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über Viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.“

2) Adelbert Hamelton. Acht und sechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nämlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfing, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen.“

3) Anton Cares. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vizepräsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „er sei ihm noch nicht feil.“

4) Polixena Imhoferin. Ist seit fünf und fünzig Jahren in Diensten, und hat sechs und vierzig Jahre davon in dem nämlichen Hause mit unbescholtener Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnt's an einem andern Ort nimmer aushalten.“

5) Marianne Wurmin. Diente sieben und fünfzig Jahre in dem nämlichen Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis in's vier und achtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.“

6) Magdalena Zotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrschaften, und stand bei der letzten schon seit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Radin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hause um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis in's Alter und bis du grau wirst. Ich will's thun. Ich will, heben, tragen und erretten."

8) Therese Höflingerin. Ist seit acht und fünfzig Jahren Dienstmagd in dem nämlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Elisabeth Obentraufin. Wem dient die schon sieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und ist seine einzige treue Stütze.

10) Rosalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienstjahren ihre Herrschaft, eine jetzige Wittwe, wohlhabend und arm gesehen. Als die Wittwe den Mann verloren hatte und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, sagte Rosalie Swoboda: „Ich verlasse euch nicht." Auch fragt sie weiter nicht: „wann bekomm ich meinen Lohn?" sondern sucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hause so viel nebenher zu verdienen, daß sie ihrer Herrschaft auch noch ein wenig Gutes dafür thun kann. Es wird alles sein, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Diese drei, Nr. 8, 9 und 10, besonders die letzte, wenn man sie recht darum beschaut, scheinen auch schon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank gewesen, und ihr habt mich gepflegt."

Dies sind die zehn gottesfürchtigen Dienstboten, welchen der Kaiser zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtschaffenheit und Tugend zusammen eintausend fünfhundert Kaiser-Gulden hat ausbezahlen lassen, und wer war dabei? Der Viertelsmeister und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber Se. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Exzellenz der Herr Vizepräsident von Sonnenfels, Ihro Exzellenz und Hochgeboren die Frau Gräfin Marianne von Dietrichstein im Namen der adelichen Frauen, Se. Hochfürstliche Gnaden der Fürst Erzbischoff von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollt's an andern Orten auch sein. Wer weiß, so bekäme

man auch besseres Gesinde." Antwort: das ist so absolut just nich nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenn's an ihm wäre, der Kaiser zu sein, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehn Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sei gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sei nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert und fünfzig Gulden Segen in's Haus und in's Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden, und bei den reichen und vornehmen einquartirt. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leser wird eine Freude daran haben, und sich etwas darauf einbilden, daß er in seinem Kalender zum erstenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche statt der Sündfluth und statt der Errichtung der assyrischen Monarchie, die merkwürdigsten Begebenheiten der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten an ausweist, und in keinem andern Kalender zu finden ist. Wer den Hausfreund nicht besitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wissen will, muß er dem geneigten Leser gute Worte geben. Damit nun derselbe mit Red' und Antwort nie stecken bleibt, und mit guter Gelegenheit selber erfährt, was ihm zu wissen vielleicht angenehm ist, so sollen von nun an alle diese Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umständlicher beschrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintausend achthundert und achtzig Jahren schon einmal zwischen dem Schwarzwald und dem Rheinstrom gelebt hätte, und jetzt wieder sagen könnte, wie alles damals ausgesehen hat. Fast alle Berge und lustigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachsen. Der Rhein und die wilden Wald-

ströme, damals viel größer und reißender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faschinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier, das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtes und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter, von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbstgemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch ging kein Pflug in's Feld. In Utzenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Aeduer und die Sequaner begingen einen dummen Streich; nämlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hilfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er ging mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Aeduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an und sagten: Wollen wir nicht dableiben?" Also blieben sie dort bis in's vierzehnte Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Aeduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen." Endlich suchten die Aeduer Hilfe bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keinen von euren Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim." Aber der Deutsche sagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen." Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die

römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen zuerst auf dem linken hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Reitern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dies ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, acht und fünfzig Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderischen Schlacht vermehrten sich die Römer immer mehr an dem jenseitigen Rheinufer, und befestigten daselbst ihre Herrschaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diesseits machten schlechte Geschäfte. Nach und nach verödete sich das Land, was noch da war, zog davon den Römern aus den Augen, und viele Jahre lang vom Bodensee bis an den Isteiner Klotz, von Istein bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Mensch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenseits Rheins an dem schweizerischen und elsässer Ufer lange hinüber geschaut hatten in die menschenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack, und siedelten sich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landschaft bekam nach und nach ein Aussehen, als wenn noch etwas daraus werden könnte. Aber die Römer, stets begierig, ihre Herrschaft auszubreiten, als sie auch sahen, daß aus der Landschaft etwas werden könnte und schon war, zogen sie ebenfalls herüber mit Schild und Schwert, mit Zimmerleuten und Mauern, und machten sich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und steuerbar, befestigten es durch Wälle, Thürme und Schlösser, und verschönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, also daß mancher schöne Ort, der noch steht, ungefähr in diesem Zeitlauf seinen ersten Ursprung bekam, als: Constanz, Pfullendorf, Badenweiler, Sulzburg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim nnd andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalbtausend Jahren. Ueber

manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, zweihundert Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes, bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein Mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reisen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, ging wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Dieß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog sich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein paar Tage hier sitzen bleiben und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein Zwölfsousstücklein und fahre dem Postschiff nach." Denn ein kleines Boot fährt geschwinder, als das schwere Postschiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge saß, „wenn ich d'ran gedacht hätte," sagte der Schiffsmann, „so hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;" denn es fing an zu tröpfeln, aber wie? In kurzer Zeit strömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben mit dem Meer von unten sich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „Das gibt einen Spaß." — „Gottlob," sagte endlich der Schiffsmann, „ich sehe das Postschiff." Als er nun an demselben angelangt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert, und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reisegesellschaft, die im Schiff saß, wunderte sich jeder, wo er herkomme, so spät, so allein und so naß. Denn in einem solchen Meerschiff sitzt man wie in einem Keller, und hört vor dem Gespräch der Gesellschaft, vor dem Geschrei der Schiffsleute, vor dem Getöse, vor dem Rauschen der Segel und Brausen der Wellen nicht, was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr seht ja aus," sagte einer, „als wenn ihr wäret gekielholt, das

heißt unter dem Schiff durchgezogen worden." — „So? Meint ihr," sagte der Gaskonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und schwimme alle Montage mit Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weil's geschwinder geht. Aber jetzt hab' ich etwas in England zu verrichten. Wenn's erlaubt ist," fuhr er fort, „so will ich vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit sein von Dover." — „Landsmann," sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabaksrauch aus dem Mund (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so seid ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," sagte der Gaskonier. — „Wollt ihr's mit ihm versuchen," erwiederte der Engländer, „wenn ich hundert Louisd'or auf euch setze." Der Gaskonier sagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch, auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander verwetten; deßwegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen, er schwimmt besser, als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kistlein an den Leib, und sagte nicht warum, als wenn's so sein müßte. Der Mohr sagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang." Der Gaskonier öffnete das Kistlein, und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein Paar Knackwürste und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt gerades Wegs den Themse-Fluß hinab in die Nordsee, und durch den Kanal in's atlantische Meer nach Cadix, und wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den sechzehnten, muß ich wieder in Oleron sein. Aber in Cadix im Rößlein

will ich morgen früh ein gutes Mittagsessen bestellen, daß es fertig ist, bis ihr nachkommt." Der geneigte Leser hatte kaum gedacht, daß er sich auf diese Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich," sagte er zu seinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette schwimmen. Thut, was ihr wollt," und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von Jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechterei war, so fand doch Jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von Allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sei.

Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seid ihr in drei Stunden an Ort und Stelle." Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle, wenn ich Vier nehme?" — „In zwei Stunden." — „Und wenn ich Sechs nehme?" — „In einer Stunde." — „Wißt ihr was," sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!"

Zweite Abtheilung.

1814—1819.

1814.

Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen lebten mit einander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel: „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab' dir's doch schon so oft gesagt." Die Frau sagt: „Mir ist sie eben so recht." Der Mann bekommt etwas Röthe im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten?" Die Frau erwidert: „draußen in der Küche ist das Salzfaß. Ein andermal koch' dir selber, oder sieh', wer dir kocht." Der Mann wird flammroth und wirft der Frau die Suppe sammt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber." Jetzt geht's der Frau auf, wie wenn man ein Stellbret aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehen an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh' schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel." — Solcher Liebkosungen endlich müde, ging die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sei. „Hat euch mein seliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?" sagte er. „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!" Unterdessen goß er reines, frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. „Dieses Fläschlein,

sagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei euch tragen, und so euer Mann wieder aus dem Wirthshaus kommt und will euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde, bis er wieder zufrieden ist. Alsdann wird seine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird euch keine Schläge mehr geben können." Die Frau befolgte den Rath; das geweihte Wasser bewährte seine Kraft, und die Nachbarsleute sagten oft zusammen, unsere Nachbarn sind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Betrachtung über ein Vogelnest.

Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben: der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht?" Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Eben so ist es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Mensch kann kein Spinnengewebe machen.

Eben so ist es mit dem Gespinnst, worein sich ein Raupenwurm so zu sagen zu einem Carmeliter oder Franziskaner einkleidet, wenn seine Fasten und Reinigung angeht. Ein Mensch kann kein Raupengespinnst machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr sagen. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's selber. Die Mutter legt

ihre Kunst schon in das Ei. Eben so alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; eben so jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Thierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug, über's Jahr mach ich's besser.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrpletz, lauter Meisterstücke.

Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen, oder ein Paar Stiefel, einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertiren.

Was sagt der geneigte Leser dazu? Also ist ein Mensch noch weniger, als ein Fink? — Nichts nutz. —

Denn erstlich, nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deßwegen kann auch der Mensch kein Vogelnest nnd keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anderst, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfniß recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstande lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Registern, item einen Kalen-

der, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen, er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen, und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm. Kannst du den Vers, sagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott, du hast der Freuden Fülle? —"

Das Büblein fuhr fort:

„Denn dein Verstand ist Licht. Dein Wille
ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebest mit stets gleicher Stärke
das Gute nur, und deine Werke
sind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir. — —

„Sieh, Kind," sagte der Hausfreund, und kam sich selber fast vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, so er doch keiner ist, und möschene Knöpfe auf dem Rocke trägt, „sieh, sagte er, das ist das schöne Ebenbild Gottes in seinem ganzen Gehalt, woran der Mensch sein Lebelang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, sondern auch durch Fleiß und Geschicklichkeit in seinem Berufe zu erwerben und zu erhausen hat. Gesetzt, sagte er, du lernst ein Handwerk, oder wirst ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters den Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all' deinem Werk und Thun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das Nämliche in seiner Art so gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Aermel. Denn Gott liebt mit stets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menschen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn Jedermann gestehen und bekennen muß, und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht. Denn selbst die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders sein, als die Vollkommenheit seiner Werke.

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und sagte:

„O, bilde mich nach dir —"

Aus einem solchen Kinde kann etwas werden.

Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Cavallerie-Offizier, ein Rittmeister, kam in ein Wirthshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „daß das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind."

„Gefällt er euch, Sohn Jakobs," fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre," erwiderte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert, sagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben."

Der Hebräer sagte: „thuns fünf und zwanzig nicht auch?" — „Auch fünf und zwanzig, erwiderte der Rittmeister — auch fünfzehn, auch fünf, wenn ihr daran genug habt."

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernst ist. Als aber der Offizier sagte: „meinetwegen auch fünf," dachte der Hebräer, „hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher." — „Herr, sagte er, Sie sind ein Offizier. Offiziers-Parole?" Der Rittmeister sprach: „Traut ihr meinen Worten nicht? Wollt ihr's schriftlich?"

„Lieber wär's mir," sagte der Hebräer.

Also beschied der Offizier einen Notarius, und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Offizier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderung, alsogleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den."

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Offizier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, daß der Hebräer bei sich selbst dachte: Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. Wie thut's, Sohn Jakobs?" Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, mir die andern auch, so bin ich absolvirt."

„Das kann geschehen," sprach der Offizier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, daß der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat."

Da sagte der Offizier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt ihr lange warten," und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesende, daß man fast das Haus unterstützen mußte, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekeffen, was thu' ich damit. Wenn's der Herrn Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, daß er muß." Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt' diesen Muthwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergibt um's Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um des Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt.

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn recommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm sagten zu einander an einem schönen, kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nicht überzwerch im Faß — Schliengener, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der

Abendstern über dem Waßgau funkelte und die Betglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Betglocken laut wurden, sagte einer von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste." Der Theodor sagte: Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links ist die Stubenthür. Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschranks, in der Meinung, es sei die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten zu St. Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der Vordere dachte: „Soll mir etwas passirt sein, oder ist mein Kamerad dahinten nicht wasserfest?" Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Kameraden etwas passirt?" — „Gevattermann, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht Ich hätt' euch wohl ein paar Minuten lang das Leitseil halten mögen." — „Gevatter, erwiderte der Andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr saufen, als ihr bei euch behalten könnt." Während sie aber so Wortwechsel treiben und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer nässer und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter," fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich," erwiderte der erste. — „Wenn ich nicht da säße wie einer, der zwischen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen." — Drum eben," erwiderte der erste. „Woher kommt's, daß euch das Wasser an den Beinen herabläuft?" Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren und die Spreu aus dem Sacke ausleeren wollten, da schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar, der Schalk, der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir auch so naß geworden." Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor." — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waaren in's Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf oder nicht. Er läßt zehn Unschuldige durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften, der etwas hat, hält er an und visitirt ihm alle Säcke und Näthe aus, bis er's findet. Ehrlich

währt am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt ihr in euern Säcken?“ Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber“ und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts darin, als was ihr sagt?“ — „Nein, sonst nichts.“ Der Eigenthümer einer Waare ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinanderlegt und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitators Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitator seinen Gehülfen heraus. „Hier sind verdächtige Säcke zu visitiren.“ Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitirstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien. Es war auch nichts Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu wie ein Präceptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr seid ein ehrlicher Mann. Aber warum seid ihr dann so verzagt und ängstlich gewesen? daran erkennen wir sonst das böse Gewissen, und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Fang an euch zu machen.“ Da nahm den Visitator der Bauersmann auf die Seite und sagte wieder halb leise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich habe ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben.“ Da fuhr der Visitator auf: „daß euch, ihr dieser und jener — — Ich hätte den besten Lust“ — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Dankbarkeit.

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haar herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast;" sagte er, „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer."

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbeiging, deutete der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen bei einem lebhaften Disputat, schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!" sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt. Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilts sechs Flaschen Burgunderwein, ich vergellstere*) dich, und sag dir's noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt ging der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Land-Chirurgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem ihr mir einen Vorderarm aus dem Ellenbogengelenk lösen könntet, so sagt mir's. Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibts noch keine Erscheinungen, Buchhalter?"

*) „Vergelstern" so viel als: „einem Furcht einjagen."

— „Nein, es gibt noch keine.“ Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und herzhafter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du, ich merke nicht, daß du die Wette gewinnen willst?“ Der Schreiber war mausstille. Als der Buchhalter wieder eingeschlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Gesicht. Der Buchhalter sagte: „Jetzt laß es genug sein, oder wenn ich dich erwische, so schaue zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der Schreiber langsam über das Gesicht, und als er schnell nach ihm haschte, und als er sagen wollte: „Hab' ich dich,“ blieb ihm eine kalte, todte Hand und ein abgelöster Armstümmel in den Händen, und der kalte, tödtende Schrecken fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er sich wieder erholt hatte, sagte er mit schwacher Stimme: „Ihr habt, Gott sei es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und sagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiderte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den siebenten Morgen war er eine Leiche. „Gestern früh, sagte der Doktor zum Hausfreund, hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter selbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

Franziska.

In einem unscheinbaren Dörfchen am Rhein saß eines Abends, als es schon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webstuhl, und dachte während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch schon von der Spuhle abgelaufen war, hernach an den Großvater selig, dem er einst auch noch auf den Knieen gesessen und an das Grab gefolgt war, und war so vertieft in seinen Gedanken und in seiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine schöne Kutsche mit vier stattlichen Schimmeln vor seinem Häuslein anfuhr und stille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Wesen trat herein von weiblichem Ansehen mit wallenden schönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Wesen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennst du mich, Heinrich?“ Da war es, als ob er aus einem tiefen Schlaf auffüh… und war so erschrocken, daß er nicht reden

konnte. Denn er meinte, es sei ihm ein Engel erschienen, und es war auch so etwas der Art, nämlich seine Schwester Franziska, aber sie lebte noch. Einst hatten sie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgelesen, manches Binsenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegessen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten, gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, also, daß sie dieselbe von dem kärglichen Verdienst ernährte, den sie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen schlaflosen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten, zerrissenen Buche von Holland erzählte, von den schönen Häusern, von den großen Schiffen, von der grausamen Seeschlacht bei Doggersbank, und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal, aber früh um zwei Uhr, sagte die Mutter: „Bete mit mir, meine Tochter. Diese Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieser Welt.“ Da betete und schluchzte und küßte das arme Kind die sterbende Mutter, und die Mutter sagte: „Gott segne dich, und sei“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Muttersegens „und sei dein Vergelter!“ mit sich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte, was jetzt aus ihr werden solle, sagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete sich langsam und sinnend empor, und die letzte Thräne für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge stehen. Als sie von Dorf zu Stadt und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war und so viel ersammelt hatte, daß sie sich ein sauberes Kleidlein kaufen konnte; in Rotterdam, als sie einsam und verlassen durch die wimmelnden Straßen wandelte, sagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh' in selbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenster.“ Als sie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn sie hoffte zuerst Jemand anzutreffen, ehe sie an einer Stubenthüre anpochte, da stand eine betagte, freundliche Frau von vornehmem Ansehen in dem Hofe und fütterte das Geflügel, die Hühner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willst du hier, mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen, freundlichen Frau, und erzählte ihr ihre ganze Geschichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein, das eures Brodes bedarf,“

sagte Franziska, und bat sie um Dienst. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Bescheidenheit und Unschuld und zu dem nassen Auge des Mädchens, und sagte: „Sei zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht schuldig bleiben. Ich will dir Dienst geben und für dich sorgen, wenn du brav bist.“ Denn die Frau dachte: Wer kann wissen ob nicht der liebe Gott mich bestimmt hat, ihre Vergelterin zu sein, und sie war eines reichen Rotterdamer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin. Also wurde Franziska zuerst Hausmagd, und als sie gut und treu erfunden ward, wurde sie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann sie lieb, und als sie immer feiner und verständiger ward, wurde sie Kammerjungfer. Aber jetzt ist sie noch nicht alles, was sie wird. Im Frühling, als die Rosen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer, zu ihr auf Besuch nach Rotterdam, er besuchte sie fast alle Jahre um diese Zeit, und als sie eins und das andere hinüber und herüber redeten, und der Vetter erzählte, wie es aussah, als die Franzosen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta standen und die Oesterreicher davor, trat heiter und lächelnd, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er sie erblickte, ward es sonderbarlich um das Herz, und die Franzosen und Oestreicher verschwanden ihm aus den Sinnen. „Tante, sagte er zu seiner Base, ihr habt ein bildschönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es ist Schade, daß sie nicht mehr ist, als das.“ Die Tante sagte: „Sie ist eine arme Waise aus Deutschland. Sie ist nicht nur schön, sondern auch verständig, und nicht nur verständig, sondern auch fromm und tugendhaft, und ist mir lieb geworden als mein Kind.“ Der Vetter dachte, das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante im Garten spazierte, „wie gefällt dir dieser Rosenstock?“ fragte die Tante; der Vetter sagte: „Sie ist schön, sehr schön.“ Die Tante sagte: „Vetter, du redest irr. Wer ist schön? Ich frage ja nach dem Rosenstock.“ Der Vetter erwiderte: „Die Rose,“ — „oder vielmehr die Franziska?“ fragte die Tante. „Ich hab's schon gemerkt,“ sagte sie. Der Vetter gestand ihr seine Liebe zu dem Mädchen und daß er sie heirathen möchte. Die Tante sagte: „Vetter, du bleibst noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch so ist, so habe ich nichts darwider. Das Mädchen ist eines braven Mannes werth.“ Nach drei Wochen aber sagte er: „Es ist noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben soll.“ Also geschah der Verspruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb sie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, sondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenstergitter, und noch in dieser Zeit lernte sie die englische Sprache, die französische, das Klavierspielen: „Wenn wir in höchsten Nöthen sein ꝛc. Der Herr, der aller Enden ꝛc. Auf dich, mein lieber Gott ich traue ꝛc." — und was sonst ein Kammermädchen nicht zu wissen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte sie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam noch ein paar Wochen vorher, und die Trauung geschah in dem Hause der Tante. Als aber von der Abreise des neuen Ehepaars die Rede war, schaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß sie noch einmal in ihrer lieben Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter besuchen und ihr danken möchte, und daß sie ihre Geschwister und Freunde noch einmal sehen möchte. Also kehrte sie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage: „Kennst du mich, Heinrich?" keine Antwort gab, sagte sie: „Ich bin Franziska, deine Schwester." Da ließ er vor Bestürzung das Schifflein aus den Händen fallen und seine Schwester umarmte ihn. Aber er konnte sich anfänglich nicht recht freuen, weil sie so vornehm geworden war, und scheute sich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß sich in seiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum so geschwisterlich umarmen und zu einander sagen sollen Du, bis er sah, daß sie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als sie alle ihre Verwandten und Bekannten besucht hatte, reiste sie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig gestehen, was ihn selber an dieser Geschichte am meisten rührt. Am meisten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die sterbende Mutter ihre Tochter segnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven Engländer am welschen Meere bestellt hat, den Segen einer armen sterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege,
an Mitteln fehlts ihm nicht.

Der böse Winter.

Mancher, der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin ist, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Ist nicht der Boden und Alles, was noch darin war, eingefroren schon im frühen November und verschlossen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert sich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geschrieben haben und wie es aussah, nicht nur in Moskau und Smolensko, nicht nur am Fluß Borysthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichsel, sondern auch am Rheinstrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu gleicher Zeit das Wasser an den Fenstern zu Eis, so daß jedes Stüblein, auch noch so klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langsam Wasser von einem hohen Fenster herabgoß, es kam kein Wasser auf den Boden, sondern Eis. Nimmer war es gleich. Aber in den kältesten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind ging, er kam nicht tausend Schritte weit, so bekam er Beulen im Gesicht, und die Haut an den Händen sprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefroren. Wollte der Todtengräber einem sein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerst einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen lassen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfror in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menschen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem russischen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzig tausend Ochsen.

Aber das kühne und muthwillige Menschengeschlecht weiß fast alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu besiegen, welche die Natur seinem Beginnen entgegengestellt. Es hat sich nicht zweimal sagen lassen: „Machet sie euch unterthan.“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von sieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das sei noch nicht das höchste, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Also setzten sie mitten auf dem Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es ist manches

Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demselben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegessen worden. — Dieß ist geschehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das sechs Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unversehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Also war um 3 Uhr schon alles auf dem Marsch, bis auf eine einsame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergessen wurde und stehen blieb. Dem Soldaten auf der einsamen Schildwache wurde jedoch zuerst die Zeit nicht lang, denn er schaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr so lange ihr wollt, ihr seid doch nicht so schön, als zwei Augen, welche jetzt schlafen in der untern Mühle." Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: „Es könnte jetzt bald drei sein." Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulösen. Die Wachtel schlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die selbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng in's Feld, aber noch stand unser Musketier unabgelöst auf seinem Posten. Endlich sagte ihm ein Bauersmann, der auf seinen Acker wandelte, das ganze Bataillon sei ausmarschirt schon um drei Uhr, kein Gamaschenknopf sei mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Also gieng der Musketier unabgelöst selber in's Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelschritt anschlagen, und dem Regiment nachziehen sollen. Allein der Musketier dachte: „Brauchen sie mich nimmer, so brauch ich sie auch nimmer." Zudem dachte er! „Es ist nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich selber abgelöst habe, so kann's spanische Nudeln absetzen," er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „Der untere Müller hat ein hübsches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübschen Mund, und der Mund hat holde Küsse," und ob sonst schon etwas mochte geschehen sein, geht den Hausfreund nichts an. Also zog er das blaue Röcklein aus und verdingte sich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, so antwortete er, wie jener Hüninger Deserteur, es sei ihm ein Unglück begegnet, sein Regiment sei ihm abhanden gekommen. Brav war der Bursche, schön war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber desto besser schickte sich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heirath kam zu Stande. Also lebte das junge Paar in Liebe und

Frieden glücklich beisammen und bauten ihr Nestlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, schaute ihn seine Frau bedenklich an, „Fridolin, es ist jemand da gewesen, der dich nicht freuen wird." — „Wer?" — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde sind sie wieder da." Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und sah mit nassen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken sagte: Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obrist." Also zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und sagte seinem Schwiegervater, was er thun soll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achsel und gieng wieder auf seinen Posten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obristen. „Habt doch ein Einsehen, Herr General, mit dem armen Menschen, der vor einem Jahr auf den Posten gestellt worden ist draußen an der Waldspitze. Ist es auch permittirt, eine Schildwache ein geschlagenes Jahr lang stehen zu lassen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulösen." Da schaut der Obrist den Hauptmann an, der Hauptmann schaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, als gute Bekannte des Vermißten, liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu sehen, und wie der arme Mensch müsse zusammengeschmoret seyn, gleich einem Vorstdorfer Aepfelein, das schon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreite, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Posten geführt hatte und löste ihn ab: „Präsentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marsch," nach soldatischem Herkommen und Gesetz. Hernach mußte er vor dem Obristen erscheinen, und seine junge hübsche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleiteten ihn, und mußten ihm Alles erzählen. Der Obriste aber, der ein gütiger Herr war, schenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu seinem Abschied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten sprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Basilisken und Meerwundern. Heut zu Tag sieht man sie fast nur noch auf den Wirthshausschildern. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber seit vielen Jahren ist gleichwohl wieder das erste Meerwunder erschienen an den Küsten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menschliches Antlitz, und hinten mit Haaren besetzt. Die Brust war mit einem rothlichten

Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber sah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachsen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, so viel man durch das Wasser sehen konnte, war Fisch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte sich dieses Geschöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichsam zur Kurzweil, oder seine Kunst an den Tag zu legen. Man redete es in schottländischer, hernach auch in französischer Sprache an, weil dieses die bekannteste ist. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich sind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, also, daß man nicht verstehen konnte, was es sagte.

Es haben schon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres solche Meerwunder in zahlreicher Menge beisammen sitzen, und gleichsam ein menschliches Seeleben mit einander führen, also daß sie auch ihre Schulmeister, Nachtwächter und Vögte haben. Das Wasser über ihnen ist gleichsam ihre Luft, und die Fische, die über ihren Köpfen herumschwimmen, sind so zu sagen ihre Vögel. Aber gleicherweise als wir unsere höchsten Berge z. B. in der Schweiz nur selten besteigen, und nicht lange ausdauern können. in der Lauterkeit und Kälte der obersten Luft, also kommt auch selten ein solcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforscher, durch das Wasser bis an die schottländischen Küsten herauf, und der Hausfreund will nicht darauf schwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede ist, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 stehen wird, er sey hinaufgekommen, bis wo kein Wasser mehr ist, aber das Land gehe noch über das Wasser hinaus, und es leben daselbst Erdwunder, zweibeinige Fische, ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm scheinen, wenn ihnen anders zu trauen sei. Er habe sie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache sei ihm unverständlich vorgekommen, und so viel er merken könnte, hätten sie es in der Redekunst noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläserne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polnischer Jude vor einem Husaren, der ihn zusammenhauen wollte, in das Haus seines Schwagers. Der Schwager, der sonst sein Freund nicht war, steckte ihn gleichwohl in einen Kornsack und legte ihn auf den Boden. „Nausel rühr dich nicht, sonst sind wir beide kapores.“ — „Doved ich rühr mich nicht.“ Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thür herein, und „wo

ist der Spitzbub," schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiederte: „Na gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Husar erwiederte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da," fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do?" Glas." Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Säbel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schmielen. Der Jude aber, der darin steckte, dachte: „Ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger," und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war, und der Jude blutrünstig aus dem Sacke schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder," sagte er, „mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden."

Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernuug zurück. „Woher des Landes guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geschäfte in Paris?" — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt." — Da lächelte der König und sagte, dazu kann euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!" — Der König sagte: „Dafür ist Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblösen." Also ritten sie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein

hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenns ihn nichts angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seyd ihr der König oder ich bins. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König und sagte: „Ich bins. Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid ihr der König oder der Bauer?"

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, gieng ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „Weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in Acht, vielleicht giebt's etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „Zum Exempel, dieß wäre die Donau." Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wäre Ulm." Ein

anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Der betagte Mann sagte! „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr," und fieng an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund ich warne euch." Der betagte Mann aber sagte: „Was habt ihr mich zu warnen," und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede, und so und so." Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt guter Freund," sagte er, „jetzt kommt mit mir!" Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund," sagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. „Ich sehe schon," sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß ihr mich besser kennen lernt," und forderte noch eine Bouteille, und winkte der Wirthin, „Vom Guten." Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken," und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor eures gleichen Respekt." Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen." Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilt's ihr seid noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen." Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild." Als sie aber mit einander in den Polizeihof, und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fieng der Stadtvogt laut an zu lachen, dann er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern." Denn es ist jetzt Zeit dem geneigten Leser zu sagen,

daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht thut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern." Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant schaute ihn gebieterisch an, und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihro Gnaden Herr Stadtvogt," sagte er, „dieser junge Mann ist probat und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, nnch mit Geld, noch mit Weibsleuten." Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefalle, und schenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem solchen Ort mag es nicht gut seyn, ein Spitzbube zu seyn, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dieß Stücklein ist noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeiffenkopf von Dresden zum Andenken geschickt, und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Besatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim, gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man sich stellt, als im dreißigjährigen Krieg unversehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen fast alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück, und hatten das Herz, die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu schließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Oeffnen. Denn als der spanische Feldhauptmann Don Gonsalvo hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis morgen um diese Zeit den Platz nicht übergebt," ließ er hineintrompeten, „alsdann gebt Acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den spanischen Sturmmarsch schlagen lasse, und doch hineinkomme," da sahen die Helden einander an und sagten: „Der Weg nach Mannheim ist doch der sicherste. Nur einer dachte: „Was soll ich thun? Meine Frau steht an ihrem Ziel. Soll sie unterwegs oder gar auf dem Rhein in's Kindbett kommen? In Gottes Namen, ich bleibe da." Als nun die andern alle sich geflüchtet hatten, und er allein noch in dem Städtlein war, trat er mit einem weißen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das spanische Lager: „Kund und zu wissen sey euch im Namen des Herrn Komman-

banten von Oggersheim, der Garnison und der ehrsamen Bürgerschaft! Ihr sollt uns versprechen, das Eigenthum zu schonen und die protestantische Religion unangefochten zu lassen. Wenn ihr dieses thut und halten wollt, so sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen," sagte endlich der Feldhauptmann, um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden?" und rief mit lauter Stimme: „Akkordirt!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. — „Sie werden am innern Thor seyn." Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz seyn." Auf dem Platz stand mutterseel allein mit weißem Fähnlein der herzhafte Burgersmann. — „Was soll das heißen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rath?" Da fiel der Burgersmann dem Feldhauptmann auf die Kniee nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertiren sollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spießruthen jagen müssen." Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehen, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch, was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden," sagte er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann, der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartirt?" Da sagte der Feldhauptmann: „Ja, braver Kamerad, und ich will Gevattermann sein und dein Kind zur Taufe halten." Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spanier wieder weiters.

Die Schlafkameraden.

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Brassenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „Ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn, ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst: „der Wirth soll nicht meinen, daß wir Knicker sind." Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth: „Herr Wirth, ich hab' an euerm Rothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein." Der Bediente hinter dem Rücken des Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!" denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig und dachte: „Ich will nicht wunderlich seyn. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut." Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken." Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fing endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohametsknochen." Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo," sagte er, „wackerer Seminarist!" Der Bediente stammelte für sich: „soll leben der wackere Seeminister," und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört, Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf," fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten," erwiederte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton, jetzt wollen wir in's Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf sein in der Wirth-

schaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restleln in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verriecht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backsteinkäs herauf kommen lassen?" dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas Lebendiges und Warmes, und das Warme und Lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er: „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, daß der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam. „Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung. „Meiner will mir die Nase aufschlitzen," schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus," schrie der Herr, „und komm mir zu Hülfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser, als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander, daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendikel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen beide mit einander ringend auf dem Boden, und schrieen Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen

an. „Ich glaube gar, du bist es selbst, Anton," sagte der Herr. — „So, seyd nur ihr es gewesen," erwiederte der Diener, und legten sich wieder ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich.

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straße hinaus," sagte der Bürger, „bis zum Eisenladen, hernach links in die Gasse, hernach beim ersten Brunnen wieder rechts, hernach beim rothen Löwen wieder links. Numero 428. ist mein Haus, Jakob Wunderlich." Und bis so weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Ist's nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerst noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da, und repetirte für sich: „Eisenladen, — links — rechts links — — Numero 428." Aber in der Kneipe saßen bei einem Sauer-essen auch schon ein paar lustige Gesellen, und als sie ihn sahen herein-kommen, stieß einer den andern mit dem Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's selber gesehen haben," sagte er, „und bei den Russen gewesen seyn, wenn man's glauben soll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügel-mann nicht reden, zwanzig Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger ist eine Pistole, die Zähne sind Pallisaden mit Feldschlangen dazwischen, die Nase ein Bollwerk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich aus einander ziehen, wie ein Perspectiv, für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schultert seinen Achtundvierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödtet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verschwunden,

und wen er fragte: „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus?" der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt durch die Schulgasse, und einige Schüler standen vor der Thüre. Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammenweht. „Junger Herr," sagte er zu einem, „wolltet ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf, erwiederte: „Guter Freund, ich bin noch nicht in der schwarzen Kunst, ich bin noch in der Philosophie (so hieß die Classe, worin er saß). Wenn ihr aber," sagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis darin steht: Tunkus, Blemsum, Schalelei, Ikmack und Norma, der schlagt's euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tisch. „Herr Magister, ich habe vergessen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht so gut seyn und es mir aus euerm Gribis Grabisbuch dort sagen." Der Schulherr aber schaute diese Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, also daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund," wollte er sagen, „das ist wohl wunderlich von euch, daß ihr meint, ich könne euch aus meinen Büchern sagen, was euch im Kopf fehlt " Als er aber angefangen hatte, „guter Freund, das ist wohl Wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig," sagte er, „Es ist Herr Wunderlich. Sapperment," sagte er, das heiß ich in's Schwarze getroffen, gleich auf den ersten Schuß und ohne Buch," und entsetzte sich jetzt noch vielmehr über die allwissende Gelehrsamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm seine zwei Schilling wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Also hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Merkwürdiges Rechnungs-Exempel aus der regula societatis.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendessen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäse, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Also aßen sie selb dritt fünf und drei, sind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann, und schenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl seiner Käse fünf davon behalten, und dem andern geben drei. Der andere sagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geschenkt, also gehören jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr werth sind, will ich dir herausbezahlen.“ Da sie nicht einig werden konnten, brachten sie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leser sinnt nach: welchem von Beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von Beiden, sondern er sagt: „Demnach und wie ihr mir Beide vorgetragen habt, gehören dem ersten sieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechtswegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urtelsspruch richtig sey, aber es kann sich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Theile zerschneidet, so viel als Personen waren, so gaben dem ersten seine 5 Käslein 15 Stücke, dem andern seine 3 gaben 9 Stücke, zusammen 24; davon bekam also ein jeder 8. Folglich bekam also der dritte Mann von den 15 Stücken des ersten 7. Denn 8 von 15 bleiben 7. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. 7 und 1 thut 8. Also gehörten auch dem ersten sieben Dublonen von Rechtswegen, und dem andern nur eine.

Der geneigte Leser wird ersucht, hieraus abzunehmen: erstlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterspruch sey unrecht, weil man selber nicht weiß, was recht ist; zweitens, wie mißlich es sey, einen Prozeß anzufangen, so man auch glaubt, das augenscheinlichste Recht in den Händen zu haben.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der sich mit Reden mausig machen wollte, sagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh seyn, wenn man euch hier dul-

det." — „Mein ihr," sagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich so lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, sie ließen mich nimmer fort."

Die Waizenblüthe.

Nie muß sich einer über fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, sonst kommt die Zeit, es freuen sich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder einen Vortheil zu hoffen habe — sagt man: „Mein Waizen blüht." Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht." Nämlich weil es neue Häuser aufzuschlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblick in einen Graben, und brach einen Arm entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sey zeitig." Der geneigte Leser versteht's.

Veronika Hakmann.

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblicke zu Muthe, wie wenn er im Spätjahre seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier*) so große Freude, als die andern alle.

Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein

---

*) schier so viel als: fast.

zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern so zu sagen, als ein werthgewordenes Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es sie wie ein Sehnen an, und „Du," sagte sie zu ihrem Brodherrn, „gib mir dein Kind ein wenig," denn sie machte nicht viel Complimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd Ihr. „Warum verlangt ihr das," fragte er sie, „so doch eure Arme nicht mehr im Stande sind, etwas zu tragen, und eure Knie kaum euch selber halten können." Sie erwiederte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind nach in die Arme nehmen, ehe ich sterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen, und er hieß die alte treue Greisin niedersitzen, und nebenstehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schooß legt. „Gott lohne euch," sagte er zu ihr, „alles, was ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen." Ein und sechzig Jahr war sie im Dienst und Brod des nämlichen Hauses, und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahre ihres Lebens.

Morgengespräch des Hausfreunds und seines Adjunkts.

Als einst an einem schönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war so heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichsam ihn fragend, ob er auch wieder da sey; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte sich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," sagte er, „mir ist so wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein; „du machest fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends."

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du machest fröhlich?"

Sagt darauf der Adjunkt: „Das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute. — Niemals Gestern. — Morgen kommt selber.“

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh' euch nicht recht.“

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat,“ sagte er, „daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war oder auch besser, und ob es morgen besser sein werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich hab's auch schon besser gehabt, als bei euch.“

Nichts für ungut,“ sagte der Hausfreund. „Was folgt nun daraus?“

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen.“

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?“

Antwort: „Alles, was webet.“

„Was versteht ihr darunter?“

„Erstlich und vordersamst,“ sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär' das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ißt sie eine Fliege, und wenn's sein kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseins.“

„Zweitens, versteh' ich darunter,“ sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch, wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet und eine Prise nimmt, denkt er: du nährst dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut.“

„Drittens,“ sagt er, „versteh' ich darunter Mich, den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leser haben mich gern. Seht, hier ist nichts,“ sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — „hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier

neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eins davon."

„Viertens und endlich," sagt er, „versteh' ich darunter alles, was webet, das heißt: alle Menschen. Denn Weben oder Webern heißt so viel, als sich bewegen. In ihm leben, weben und sind wir. Weben heißt rührig sein mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes."

„Folgt daraus, Adjunkt?"

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schooß legt und nicht rührig und emsig ist an seiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich sein, wenn er schon so aussieht. Denn es heißt: Du machest fröhlich alles, was webet."

„Fragt sich nun drittens, Adjunkt? Warum heißt es: Beide, des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tagszeiten gleich sind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am lustigsten sind? Morgens, wann sie hinausgehen, und Abends, wann sie heimkommen. Oder, wann stimmt euer Nachbar, der Schuhmacher, seine Lieder an: Süßer Christ, du, du bist meine Wonne? Am Morgen freut er sich, daß es an die lustige Arbeit geht. Er schneidet das Leder zu und zwingt es über den Leist, und die Morgensonne grüßt ihn zwischen dem Kirchthurm hinein und zwischen der Zehndscheuer. Am Abend freut er sich, daß die Arbeit ein Ende hat und die Ruh kommt. Der Schuh ist fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenster hinein und die Löffel und Gabeln rühren sich schon in der Schublade."

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?"

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig sein, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tagszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszubeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Weltbegebenheiten.

Der Brand von Moskau.

Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so:

Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Oesterreich mit einem Hilfscorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren: der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: „Moskau ist verbrannt." Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinander gebauten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier solche Städte aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort 400,000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen, als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und

Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen, theils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400,000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und Niemand retten, Niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagreisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwangere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöthen, und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagsmahl und seufzte dazu: „Ach, wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: „Ach, wie glücklich bist du, daß du etwas zu kochen hast.“ Wie viel umgekommen sind, will der Hausfreund nicht erzählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er, Schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter in der fürchterlichsten Kälte, aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln, und mit namhaftem Verlust zurückziehen mußte, zuerst aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen, bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonnet und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmuth. Aber der Letzte hat noch nicht geschossen.

Der Friedensstifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in seiner Nachbarschaft hatten sich gegenseitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett, einander anzugreifen, und zu eigensinnig, einander zu vergeben. Also nährten sie den Unfrieden im Herzen. Das klagte Jemand dem Herrn Theodor, und wie alle Mittel vergeblich seien, sie mit einander zu versöhnen. Der Herr Theodor sagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne sie. Bis Morgen sind sie gute Freunde.“ Also bat er jeden insbesondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht essen wollte, und setzte sie an den Tisch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löschte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und sagte: „Nichts für ungut! Ich will's gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinausging, gab er dem einen von der Seite her, wo der andere saß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Also gab dieser dem andern zwei, und also setzten sie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerschlugen sich, wo jeder im Finstern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Lichte wieder kam, und traf sie an im wilden Kampf und Handgemeng, sagte er: „das ist recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäste, daß ihr euch gegen einander explicirt, und ich hab's schon den ganzen Abend gemerkt, daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverhohlen zu verstehen gibt.“ — „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verleugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe.“ Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehen. Ihr wißt, wie schmutzig die Karten sind.“ Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Die Allemannen am Rheinstrom.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi

Geburt zweihundert, und er hat sich's nicht verdrießen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Allemannen sind, die der Hausfreund, so zu sagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß Niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und Altvordern, von deren Blut er abstammt, große, grobgliederige Menschen mit blauen Augen, krausen, rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntnisse. Es geht noch Manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie sie heutzutag in die Schule gehen, ein Additionsexempel angesetzt oder ein ABC-Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Lesers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein, backe Sträublein daraus," sie hätte nichts wissen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunser, noch keine Ave Maria gebetet. In die Kirche gingen sie nach Schaffhausen an den Rheinfall, oder in die dichtesten Wälder, oder auf den Belchen. Denn sie beteten unsichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opferten ihnen Pferde. Sonst war ihre liebste Beschäftigung der Müßiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften sie mit den Römern in unversöhnlichen Kriegen zuerst um die Landschaften zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günstig schien, fielen sie in das römische Gebiet jenseits der Flüsse ein, und spannen meist wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leser müßte es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich sei, daß er nach anderthalbtausend Jahren noch von diesem Heldenvolk abstammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren sollte, was es von einem Feldzug zum andern für schreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo ein Thal des Schwarzwaldes sich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen siegeslustig hinaus, jetzt die Römer racheschnaubend mit Feuer und Schwert hinein. In alle Bäche floß allemannisches Blut. Mehr als einmal gingen, nach römischen Berichten, die Allemannen hunderttausendweise in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geschäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam,

waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nackte deutsche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunst des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharnischten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünste, mitunter auch Schelmenstücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen und die Römer anzugreifen, wo wir sie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heimzukommen und die Feinde abzuhalten, daß sie nicht über den Fluß hinüber nachsetzten, war oft etwas Schweres. Die Geschichte erwähnt eines mannhaften deutschen Fürsten und Heerführers mit Namen Chnodomar, sie erwähnte auch eines Fürsten und Helden mit Namen Vadomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten seinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen steht im Wiesenkreis, also daß dieses Ort zuerst geheißen hatte Vadomaringen. Der ist manchmal auf seinem Hengst durch die Wiese geritten oder im Käferhölzlein auf der Jagd gewesen und hat mit lüsternen Augen hinüber geschaut in das Gebiet der Römer jenseits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andere deutsche Fürsten, als: Uri, Ursiz, Vestralp und mehrere gingen mit ihren Heerscharen über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römischen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen schien, war sie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein und hauste heidnisch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete sich und sein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch List und schändlichen Verrath in ihre Gefangenschaft und schleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch sein Sohn Vitigab, ein gar feines und kluges Herrlein, auf Anstiften der Römer, von seinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leser zu einer solchen schlechten Aufführung? Viele tausend biedere Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigsten mehr erfahren, was aus ihnen geworden ist, ausgenommen ein Mägdlein von Doneschingen, Namens Bißlein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er sich nicht nachher in dasselbe verliebt und laut gesagt, es sei in ganz Rom kein Mädchen mit diesem allemannischen Töchterlein zu vergleichen. — Wenn er itzt erst käme und eins aussuchen dürfte. Aber in der That, man weiß nicht zu sageu, wo die vielen Menschen hergekommen sind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grausamen Landesverwüstungen noch übrig waren, kraft-

voll und rüstig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfing zu zerbrechen. War nicht auf einmal selbst das ganze jenseitige Rheinland, von Basel bis nach Mainz und bis an die jenseitigen Gebirge unterthan der allemannischen Macht? Alles schien sich wieder zu erheben, bis ein neues kriegerisches Schauspiel begann. Draußen über dem schwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und seltsame Völkerschaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten, die Hunnen, ein wildes, räuberisches Gesindel und es wird nicht viel gefehlt sein, so war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der schlimmste unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit seinem Volk aus ihren Wohnsitzen auf, um in Europa, so weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu sengen und zu brennen und zu morden, und wo er hin kam, in den ersten vierundzwanzig Stunden war alles verwüstet und verödet, und je weiter er zog, je furchtbarer vermehrte sich sein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerstrom in seinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldströme, die sich rechts und links her in seine Fluthen ergießen. Jetzt ist der Hunnenkönig schon am Saustrom in Ungarland, jetzt schon an der Donau, jetzt schon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig sein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es ist einerlei wie viel man sagt, ob hunderttausend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar schlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben sich wieder, und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz bis Cöln, bis weit in die Schweiz hinauf, bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: Wir.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser die Freude an seine Voreltern ein Jahr gönnen. Aber was man ange-

fangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet sein. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen es sey besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehemaligen Herzogthume Jülich die Schlacht zwischen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung sein, diese Schlacht sei nicht einmal bei Zülpich, sondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg schon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten bis in der Herzensangst und Verzweiflung der fränkische König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, so wolle er ja gerne ein Christ werden, seine Frau sei es ohnehin schon. Es waren aber damals schon ganze christliche Regimenter unter dem fränkischen Heer, und einer rief dem andern zu: „Du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, so will er sich taufen lassen. Also schlugen die Christen unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrschaft auf immer.

Wer diese Franken sonst ein wenig gewesen sind, und wie es unsern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen ist, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leser aber wird klug seyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kistlein legen, bis er alle beisammen hat. Bereits aber wird er seine lustigen Thäler, voll Kirchthürme, seine fruchtbaren Felder und Hügel, seine Berge mit andern Augen ansehen, wenn er sich daran erinnert, was sich hier schon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob, es sind jetzt gleichwohl bessere Zeiten.“

Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Welt-

regent, der den Königen die Krone aufsetzt, und dem Schwerdte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Kabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbiger Seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18. Merz waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden, der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher weltkundige geneigte Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein sein, ehe man Zeit hätte, in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glauben's.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten (gesagt hat man's just nicht), „dießmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann," da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sei in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nemlich die Ertödteten im Feld seyen wieder auferstanden daheim. Aber am 25. war der Kaiser schon in Erfurt, am 28. in Weimar, am 29. in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten

berühmten Schlachtfelde von Lützen; denn auf diesem Feld war schon im dreißigjährigen Krieg, am 6. November 1632 zwischen dem schwedischen König Gustav Adolph und dem kaiserlichen General Wallenstein eine der merkwürdigsten Schlachten geliefert worden. Der große König Gustav Adolph verlor in derselben durch einen Büchsenschuß das Leben. Aber seine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg, und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Lesers Altvordern. Sonst geschieht es selten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nämlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichsam als wenn die Geister der Erschlagenen das Feld behüteten und, wie es an manchen Orten der Brauch ist, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben sie nichts, was jedoch im Jahre 1813 bei Lützen nicht geschehen ist. Denn der Russe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Gustav Adolph und den Erschlagenen auf diesem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den ersten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigsten und blutigsten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering geschätzt, auf vier und dreißig tausend. Viele umliegende Ortschaften wurden an diesem Tage ausgeleert und zerstört. Lützen selbst verlor zweihundert Häuser durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüstung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Parthei in dieser mörderischen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Musketier stand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußischen Hanptstadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut stünde, alle Männer bis zum 60sten Jahre sollten sich schleunig bewaffnen, und wo der Feind sich zeigen wolle, sollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Personen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Postherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeschafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen sollten verbrannt, alle Brunnen verschüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorschub finden sollte. Noch nie ist eine solche schauerliche Maßregel zur Zerstörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzosen selbst aber rückten unterdessen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiser

seinen Einzug in Dresden. Am 12. giengen die Franzosen über den Elbstrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des schönen und volkreichen Sachsenlandes verstört, und alle Dörfer an der Militärstraße verlassen. Brannte nicht am 12. die Stadt Bischofswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgerhäusern also nieder, daß nur noch drei Firsten übrig sind. Aber am 18. brach der Kaiser selbst von Dresden auf und lieferte am 20. eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lausitz im Sachsenreich, nicht weit von der schlesischen Grenze. Der geneigte Leser wird gar nicht fragen, wer gesiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzosen. Der 21. vollendete bei Wurschen, was dem Sieg vom 20. noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an diesen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerstört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel ging dort im Jahr 1813 in die Ernte. Aber am 23. rückte der Kaiser in Preußisch-Schlesien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tausend Franzosen waren noch von 1812 her, in einer Reihe von Kriegsstädten von Polen heraus bis an die Elbe durch die Russen eingeschlossen. Czenstochow und Thorn und Spandau mußten sich ergeben. Aber Thorgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hatte, und Glogau in Schlesien wurden durch die siegreichen Waffen des Kaisers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzosen, und sollte für seinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, also daß diese unglückliche Stadt, wenn sie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieser Summe abbezahlen wollte, doch erst in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. —

Vom 4. Juni an war Waffenstillstand, aber es war schwer zu errathen, ob zur Wiederherstellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortsetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutirt, die ganze Elbe befestigt. Am 10. August kündeten die Russen und Preußen den Waffenstillstand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Oestreich dem französischen Kaiser den Krieg. Auf der einen Seite standen jetzt Rußland, Preußen, Oestreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheinische Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung schaute durch die Wolken der Gewitter.

1815.

Glük und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute,“ sagte er, „habt's doch immer gut. Wenn des Getreides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld.“ — „Umgekehrt Herr Doktor,“ sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getreide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, so ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich.“ — Auch gut gegeben.

Wein und Fruchtschlag.

Schon oft und gern ist der Hausfreund dabei gestanden oder gesessen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von siebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geschlecht erzählt, was in seinen und seiner Väter Tagen geschehen ist, was die Frucht gegolten hat und der Wein. Ei wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob sie es gleich schon oft gehört haben, und die herangewachsenen Enkel! Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen stehen ohne weiters, und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Ist es möglich,“ sagt die Margareth, nicht mit dem Mund, — Niemand redet drein, sondern mit dem staunenden Gesicht. „In solchen Zeiten möcht ich auch gelebt haben, so wohlfeil und so stille,“ sagte der Dieter. — „In solchen Zeiten möcht ich nicht gelebt haben,“ sagt der Heiner, „so arm an Geld und Freude.“ Aber die Maria sagt noch nicht Ja noch Nein, aber sie hört gerne, was der Großvater erzählt, denn sie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig aus einander und schaut mit lieblichem Antlitz scharf und sinnend in das Licht. Also will sich der Hausfreund jezt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er ist und seinen aufmerksamen Lesern sagen, was seit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchsten und niedrigsten Preisen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrschaft Rötteln und Badenweiler, denn Solches ist gar angenehm und lehrreich zu wissen für jeden Leser, der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beschäftiget ist, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erstens, der Hausfreund erfindet diese Preise nicht, sondern hat sie mühsam zusammengesucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt so viel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling so viel als zwei und zwei Fünftels Kreuzer. Ein Pfennig aber ist eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Provisor kann hier noch manches Rechnungs-Exempel holen, und in sein Rechnungsbuch einheimsen, wenn er fertig ist mit der Vergleichung des neuen Maaßes und Gewichts, und mit den neuen Decimalbrüchen, die wieder einer in's Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein sehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel — wie viel, rathet der geneigte Leser? Antwort: zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maß Wein hingegen galten einen Pfenning.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine große Theuerung erachtet, daß der Sack Kernen sechs Gulden kostete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umsonst. Wer viel hatte, war froh, wer ihm viel abnahm.

Um diese Zeit ist die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preise.

Von 1530 bis 1600 stand der Saum Wein selten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beispiel im Jahr 1540, wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu haben war. Gewöhnlich schwankte der Preis zwischen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 stieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehn. In den nämlichen Zeitläufen stand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag und stieg jedoch selten höher als zwei Pfund.

Zwischen den Jahren 1600 und 1700 war schon der geringste Weinschlag 3 Pfund und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und sieben, bisweilen schon zehn, und der höchste vierzehn Pfund zehn Schilling im Jahr 1693. Der geringste Fruchtschlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, selbst noch im Jahr 1696 zwischen ein und zwei Pfund, und der höchste sechs auch sieben Pfund, namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch sein Namensvetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730 war der Weinschlag noch immer weniger als drei Pfund. Im Jahr 1753, als der köstliche gekeltert

wurde, der drei und fünfziger, sieben Pfund zwei Schilling, sechs Pfenning. Der Hausfreund gäb seinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehn Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im Jahr 1781 sank er wieder bis auf fünf Pfund und fünf Schilling, und stieg 1789 auf siebzehn Pfund zehn Schilling, 1795 auf dreißig Pfund, 1797 auf drei und dreißig Pfund sechs Schilling acht Pfenning, folglich um das sieben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1730 ein Pfund und zwölf bis siebenzehn Schilling; 1712 und 13 aber fünf Pfund; 1770 aber sechs Pfund zehn Schilling; 1771 sechs Pfund; 1796 zehn Pfund, oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahreszahl seine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nämlich es war der Schlag:

Vor zweihundert Jahren 1615:

Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling.
Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch.
Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.
Haber der Sack 1 Pf. $12^1/_2$ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:

Wein der Saum 8 Pf. $7^1/_2$ Sch.
Dinkel der Sack 3 Pf.
Roggen der Sack 6 Pf.
Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird, weiß noch Niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beschluß, erstens: Seit dem Jahre 1296 bis jetzt, also in mehr als sechshundert Jahren, ist der Preis der Lebensmittel, im Ganzen genommen, immer gestiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preise in die Länge sind kein Glück und verrathen nichts Gutes. Entweder ist zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Batzen muß in der Noth die Dienste des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eselein ins Feld fährt, er thut's nicht aus Muthwillen oder zum Staat, sondern weil er's noch nicht bis zum Rößlein gebracht hat. Der Batzen ist das Eselein, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, sondern wie viel hab ich Batzen. Im Jahr 1362, sagt die Chronik, brachte der fleißigste Arbeiter seinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofstatt kostete 35 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher Mann und konnte alle Tage

Vogt werden, in so fern. Aber was hilft's? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermaßen wie man zum Spott von einer gewissen Gegend sagt, daß dort die reichen Leute Holzschuhe tragen, die Mittelleute aber gehen barfuß, und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es ist schon eine andere schreckliche Landplage vorhergegangen, und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptische Pest, oder ein langer Krieg, und die Welt sieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer sind, aber kein Käufer. Wo man aus Mangel an Käufern nicht weiß, wohin mit dem Vorrath. — „Was gebt ihr mir für den Sack Kernen?" „Nichts!" — „Nehmt ihn für zehn Groschen." „Ich brauche ihn nicht," — da ist es keine Kunst, wohlfeil zu seyn, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geschirr, türkisch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es ist doch gut, wenn der arme Mann auch essen und trinken kann nach Genüge, und nicht sorgen und arbeiten muß von einem Stern zum andern. Sage vielmehr: „Das thut gut eine kurze Zeit." Wenn der Reiche nimmer bestehen kann, was soll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß? Der Bettler hat es alsdann gut, aber es gibt viele, und nicht Jedermann ist es gern. Also bedeutet es lauter guter Zeit, wenn die Preise etwas hoch stehen, und unter der Hand immer ein wenig steigen.

Merke drittens und endlich: Also sind die Zeiten seit sechshundert Jahren trotz Pest und Kriegen und Revolutionen und Pariser Kaiser-Regierung im Ganzen immer ein wenig besser worden, weil die Preise aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig gestiegen ist. Liegt's nicht offenbar am Tag? Wie schön gerüstet und geschmückt gehen heut zu Tag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hätten's nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, ging im Zwilchrocke, und band die Schuhe mit ledernen Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchenen Rock und Schnallen zum wenigsten von Composition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einst kaum für einen Kreuzer Prisen zu haben war, stehen jetzt Kaufläden mehr als einer, von den schönen Wirthshäusern an allen Straßen nicht zu reden.

Verloren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trubenbach in seinem Kaleschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nämlich den Herrn Vogt

und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein Paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sey mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kalesch lein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir wollen das Kaleschlein auf die Seite umlegen und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier, und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall, und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber, als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sey, und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin, oder nicht. Denn bin ich's, so hab' ich ein Rößlein verloren, bin ich's aber nicht, so hab' ich ein Kaleschlein gefunden."

Nützliche Lehren.

1.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehülfen hat. Aber eine Heimlichkeit verschweigen kann man besser allein, als selbander.

2.

Der Mensch ist an drei Proben zu erkennen. Erstlich: Erzürne ihn. Zweitens: Berausche ihn. Drittens: Theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht manquirt, so ist er probat.

3.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigenthümer erst, wenn es der Unehrliche findet. Item der ehrliche gibt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm 1000 Thaler baar, legten alles, was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu, und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nämliche wäre. „In vierzehn Tagen," sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang." Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt darinnen liegen haben?" Also wollte er das Schächtelein in Beiseyn einer obrigkeitlichen Persou eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied," sagte der Aktuarius, „wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert." Nämlich in Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite, und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied," sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seyd ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein, und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einsechtige Schnallen*) verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied," sagte er, als der Aktuarius fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz, eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wieder in's Haus." — „Wer seyd ihr, um Vergebung?" fragte der Goldschmied. — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich

*) „Einsechtige Schnallen" sind solche, wo vom gleichen Paar nur Eine vorhanden ist.

keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß, wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen), kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seyd!" Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur? Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Dutzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchslein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „Das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nämlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten habe, und ein Schreiben, wie sich der Goldschmied nun weiter zu verhalten habe. Nämlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebstahl bei Amt an, und bat um einen Augenschein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das versiegelte Schächtelein mit seiner ganzen Beschreibung mit in das Verzeichniß zu setzen, um etwas. Der Amtmann sah in's Klare, und verwilligte ihm den Wunsch. „Einem honetten Goldschmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun." Also verlauft es sich in alle Zeitungen, dem Goldschmied sey gestohlen worden das und das, unter andern ein Schächtelein so und so, mit vielen kostbaren Edelgesteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," schmunzelte dort ein böhmischer Jud dem andern zu, „der Goldschmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm gestohlen ist?" — „Desto besser," sagte der Löb, „so muß er uns auch unser Geld zurückgeben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehen dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldschmied. „Seyd so gut und gebt uns jetzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten lassen?" — „Liebe Herren," erwiederte der Goldschmied, „euch ist unterdessen ein großes Unglück geschehen, das

Schächtelein ist euch gestohlen. Habt ihr's noch in keiner Zeitung gelesen?" Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: „Das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite seyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wir's euch in die Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser vorausbezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf eurer Seite seyn," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nämlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswerth, als nöthig war, den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von eurer Waare benöthiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu euerm Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen in's Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß, als manches Säulein, was noch ganz ist, und drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrt's.

„Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Schöpplein oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seitdem der Rosenwirth dieß schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre." — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — „Oder riecht

der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nämlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus verleiden und feil machen wollte. Der Zirkelschmied sagte: „Wenn ihr mit Wissen noch kein Menschenfleisch gegessen und noch keinem Roß das Einmaleins abgehört habt, so ist Rath, wenn's euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen sogleich, den andern, wenn euch geholfen ist." Der Fremde griff sogleich in die Tasche. „Jetzt geht zum Herr Barbier," sagte der Zirkelschmied halb leise, obgleich sonst niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es ist ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, so bekommt ihr das Mittel" (oder den Buckel voll Schläge, dachte für sich der Zirkelschmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann ist, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geschickt?" — „Einer in einem abgeschabenen Röcklein und in einer schwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten messingenen Schnalle, drei Finger hoch über dem Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vierundzwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn." Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf und sagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelschmied, hab' ich dich einmal ausgekundschaftet?" Der Fremde aber fiel ihm in's Wort: „Stellt euch nicht so kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfresser, von meinem Gespenst." Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelschmied ausgekundschaftet hatte. „Ich will euch ein stinkendes Rauchpulver geben," sagte er; „mit dem geht dem Geist auf den Leib, und schlagt ihn, ihr seid ein handfester Mann, mit einem braven Weidenstumpen lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geister halten nichts darauf, wenn man sie zu todt schlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geist auch unbeschrieen nach Hause kann."

Solchen Rath gab der fremde Mann dem Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein schlimmes Ende nehmen könnte. Aber sie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es schon.

Denn, wie gesagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, sechs Stunden von Brassenheim, wohin sonst sein Weg nicht war, kehrt er unterwegs ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild sieht. Als er aber in der Stube war und den Wirth erblickte, erschrak er gar sehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geschwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn Niemand kennen sollte, denn der Wirth war der nämliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht, wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, sann hin und her. „Den Mann sollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul so verdammt krumm im Gesicht hätte, so wär's der Barbier von Brassenheim, der brave Mann, der mich vom Gespenst erlöst hat. Ich will nur sehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die ersten Ehrenfragen an ihn gethan hatte: „Woher des Landes und Wohin;" sagte er: „Herr Landsmann, nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, ihr seid der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier ging der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht," sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nämliche sein. Zudem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr seid es doch," rief endlich der Wirth. — „Freilich bin ich's," erwiderte der Barbier, „ich habe euch nur ein wenig vexiren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich auf's erstemal," erwiderte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle, da ging eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirths, und sagte er zu ihm: „Ei, steht euch keine von meinen an?" Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere, in den Hof heraus springen. „Da sucht euch eine heraus, Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung. Aber der Wirth faßte kurzweg eine am Bein. „Die ist euer." Also blieben

sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh', Bärbel," sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann wie ich bin, ist eine Frau versorgt."

Der Bock.

Einst im strengen Winter, an einem Sonntag Abends, fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein, und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehen, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seid ihr sonst in den Schnee gefallen?" — „Nein," stammelte der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt und hat mich irre geführt und schlaftrunken gemacht, und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es" — das Kind im Mutterleibe, wollte er etwa sagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr seid betrunken, guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren." — „Wenn ich betrunken bin," fragte er, „habt ihr mir den Rausch bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch schuldig?" Als aber die Frau, so freundlich sie ist und sein kann, ihm zuredete, vornen auf den Bock zu sitzen, bis zum nächsten Ort, — „Bock sitzen?" dachte er in seinem erschrecklichen Rausch, und fing auf einmal an, aus einem andern Ton zu sprechen. „Ihr seid die schwarze Katze, und habt euch in eine heidnische Prinzessin verwandelt. Um Gottes willen, verschont mich nur diesmal," denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh' es zum Pech- und Schwefel-Brünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg steht, sondern zur heißen. In seinem Leben wolle er keinen Rausch mehr trinken. Allein das half alles nichts, sondern der Kutscher, der Postillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und so fuhr er mausstill und in ängstlicher Erwartung seines Schicksals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kalten-

herberge, legten ihn die Postknechte in einen warmen Kuhstall und ließen ihn seinen Rausch dort ausschlafen. Aber noch bis auf diese Stunde glaubt der Mann, er sei verhext und bezaubert gewesen, und hat seitdem keinen Rausch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dies Geschichtlein ist wahr, wenn's auch nicht zwischen Schliengen und Kaltenherberge sollte geschehen sein, und der Hausfreund kennt die schöne Frau. Hat sie's ihm nicht selber geschrieben von Freiburg aus im Uechtland?

Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätherbst 1813 erfuhren wir Brassenheimer von dem Krieg in Sachsen auch lange nichts anders, als lauter Liebes und Gutes, wer nämlich französisch gesinnt war, und Niemand hatte, bei Thurmstrafe, das Herz, etwas anderes zu wissen, noch viel weniger zu sagen, ausgenommen ein lustiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gasse hat's gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht in's Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten- und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu spielen für ein Geringes?“ Der Amtmann erwiderte: „Reichenauer, das lob' ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen lustigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht oder stehlt.“ Also kündeten sie auf den nächsten Sonntag eine nagelneue Komödie an. Es sei die neueste, sagten sie, die es gibt. In derselben Komödie mußte einer mitspielen, der hieß Franz, und hat eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar stattliches, handfestes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es sich schicken, daß der Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebar Schimpf, der Schimpf gebar Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hilfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß je mehr er Schläge bekam und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte, wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt Recht.“ Es verging eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Vertheidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht.“ Hierauf, als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der Amtsdiener. „Gestrenger Herr,“ sagte der Amtsdiener, „also hat euer Herr Vorfahrer nie gesprochen, so lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht bestehen. Es können nicht beide Parteien den Prozeß gewinnen, sonst müssen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehen will.“ Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du hast auch Recht.“

Weltbegebenheiten.

Der rheinländische Hausfreund hat zwar schon seit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. März 1814 wieder an seiner guten alten deutschen Pelzkappe gebürstet und Schleißen abgelesen, und wiewohl die schönen goldenen Schnüre d'ran und das goldene Quästlein schon lange herabgetrennt und mitgegangen sind in den großen Abschlund, hat er sich doch herzlich gefreut, wie er zum erstenmal nach so viel Jahren wieder darin erscheinen will, und wie ihn seine geneigten Freunde und Landsleute fast nicht kennen werden, bis sie ihn hören reden. Gleichwohl hat er die beste Lust, und setzte das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein lustiges Federlein drauf, weil alles so gut gegangen ist. Eine Cocarde hat er nie getragen, trägt auch keine, sie sei denn deutsch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, sondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit, oder weils Mode ist und nobel aussieht. Dießmal hauptsächlich, weil er mit seinen geneigten Lesern und den Alliirten eine Reise nach Paris anstellen will.

Reise nach Paris. Erste Station.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jetzt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genöthiget worden ist, seine Lorbeeren in Schlesien in's Wasser zu stellen und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, eben so groß das alliirte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer Seits, wie ein Auferstandener von den Todten und wie ein Geist Samuels, der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen, und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hineingeführt worden und dort unterweges gestorben, denn die Geister und ihresgleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen sein, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingeflohen seien und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer, der überall dem eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland schlecht, und verirrte bis nach Sibirien hinein, — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin auch nicht gültig. Schon streiften die Alliirten im Rücken der französischen Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Corps Alliirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30. reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14. Oktober scheelte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Oestreicher und Baiern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15. war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17. an-

greifen und sich Luft machen, nein, er wurde am 16. von den Alliirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15,000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18. ging die Schlacht von Neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser; 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen sein, 30,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen gingen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst zwischen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieses Treffens nicht, so nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19. früh wurde noch französisch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der französische Kaiser die Stadt, und als wenn er bald wieder zurückkommen wollte, ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauern. Um halb eilf Uhr begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorstädte hinein. Um 12 Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkischer Musik siegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Besatzung und was sich sonst verspätet hatte, wurde in russische Gefangenschaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht ist anzusehen, wie ein Abweiser, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Register in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, ist auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele schimpften jetzt, denen vorher alles recht schien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang französisch zu sein, und wie sie sich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher schauen viele Augen. Deßwegen muß er sich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der siegenden Partei halten. Es ist immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite sind.

Die Franzosen selbst konnten nach der Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn

sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kann's nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterwegs von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher, als der tapfere General Wrede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober mit einander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, eilf Stunden von der französischen Grenze. Am 31. war Napoleon noch in Frankfurt, am 9. wurde Hochheim genommen, drei Stunden vom Rhein. Am 12. November standen die Vorposten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt, die Franzosen seien noch 60—80,000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sei von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet, in einem klagenswerthen Zustand in diese Stadt zurückgekommen. 30,000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel, blieb liegen, was sterben konnte, starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zu viel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5. zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6. Kaiser Franz von Oestreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern," sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich," sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden." Viele Leute glaubten's damals nicht, jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliirten Monarchen zu bewillkommnen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern, auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein.

Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis in's Haus und auf den Speicher, und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die gesammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiser Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen stand oder noch darauf kommen sollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann,
Die schlesische Armee unter General Blücher am Unterrhein	115,000 —
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutschland .	130,000 —
Die deutschen Truppen, Liniensoldaten und Landwehr	295,000 —
Die italienische Armee unter General Bellegarde	60,000 —
Die englische, portugiesische und spanische Armee unter General Wellington	100,000 —
Die neapolitanische unter ihrem Könige . .	30,000 —

Wunderlichkeit.

Es gibt so wunderliche Herrschaften, daß es Niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben so schlaues Gesinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Wasser von seinem Bedienten. Das Wasser war nicht frisch genug. „Geschwind ein anderes." Der Bediente stellte das Glas draußen auf den Tisch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht sauber genug. „Geschwind ein anderes." Der Bediente stellte es draußen auf den Tisch und holte ein drittes. Das Wasser war nicht rein genug. „Geschwind ein anderes." Der Bediente stellte das dritte auf den Tisch, und brachte das erste wieder. Das trank sein Herr mit großem Gelust. „Hättest du mir dieses nicht gleich zuerst bringen können? Geschwind noch so eins!" Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und also auch das dritte, und gestand nachgehends seinem Herrn, daß es immer das nämliche gewesen sei.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte für's Leben gern Freude gehabt am Morgenroth und am frischen Maienduft und Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er seinem Bedienten,

daß er ihn jeden Morgen um fünf Uhr wecken und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und sollt's bis zu Schlägen kommen," sagte er, „aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davontrug, war der Bediente, und war's nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens, als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?" — „Hab' ich euch nicht geweckt? Warum seid ihr nicht aufgestanden?" — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab' ich euch nicht braun und blau geschlagen? Beseht nur eure Achsel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Daß laß dir gut sein," sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast."

Der fromme Rath.

Ein achtzehnjähriger Jüngling ging, noch unerfahren, katholisch, und fromm, zum erstenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderschaft. In der ersten großen Stadt auf der Brücke blieb er stehen und wollte rechts und links ein wenig umschauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel solche Brücken kommen, an welche unten und oben solche Städte angebaut seyen, wie diese. Als er aber rechts umschaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint. Als er aber links umschaute, kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig ist und es recht meint, und beide waren ihm schon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nämlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dorther. Da wußte sich der arme Mensch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknieen, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen soll, und es war ihm auch schwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anschaute und ihn

gleichsam mit den Augen fragte und bat, was er thun sollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nämlich vor dem dort oben soll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthshause bemerkte lange bei seinem Schöpplein, wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint, ihr wollt ander Wetter prophezeihen, Frau Vogtin. Euere braunen Thierlein machen euch viel Zeitvertreib." Die Wirthin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen." Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht, warum man nicht davon reden soll. Wenn sie euch aber zur Plage sind, und es kommt euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte euch wohl sagen, was ihr thun müßtet, damit ihr nie in eurem Leben einen Floh bekämet." Die Wirthin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär' es wohl noch werth," und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nämlich, wenn euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt ihr ihn am linken suchen. Beißt er euch aber am linken, so sucht ihr ihn am rechten. Alsdann bekommt ihr gewiß keinen. Ich hab's von der Polizei in Brassenheim gelernt," sagte er. Es war der Zirkelschmied.

Zwei Weissagungen.

Die erste ist sehr merkwürdig, wenn sie wahr ist, und man behauptet's. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polnische Herren bei Spiel und Tanz sich erlusteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den lustigen Saal, und bot ihnen ihre Weissagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein der nachmalige Fürst Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Oktober 1813 das Leben verloren hat, und streckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weissage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinst

du will aus mir werden?" Da sah die Hexe den jungen Fürsten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du schmuckes Herrlein," sagte sie, „du gelangst einst zu seltsamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elstern dich wohl in Acht! Eine Elster dir den Garaus macht." Darob und ob anderen Weissagungen dieses Weibes lachten sie lange, und wie eine Elster daher flog, sagten zu Poniatowsky seine Freunde: „Nehmt euch in Acht Prinz! Seht ihr was dort fliegt?" Aber Poniatowsky erwiederte: „Seltsam Amt und Ehr ist noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoffnungen auf Frankreich, und viele nahmen französische Dienste, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republick wieder sollte zu Leben kommen. Also hatte auch Poniatowsky diese Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, als achtbarer Streitgenosse mit Tapferkeit und Glück, so viel der 16. Oktober erleiden mochte, also daß ihn der Kaiser Napoleon selbiges Tages zum Marschall von Frankreich ernannte. Das war seltsam Stand und Würde. Aber schon am 19ten auf der Flucht, als alles drunter und drüber ging, ertrank der neue Marschall in der Elster. Elster heißt der Fluß, in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leser wird sie kennen. Also ward auf eine unerwartete Weise die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen seinen goldenen Ringen und Kostbarkeiten ein Fischer im Wasser gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Kostbarkeiten an seinen Fingern und in seinen Taschen hat er nichts entwendet, sondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fischer mit einer ansehnlichen Geldsumme belohnt.

Die zweite Weissagung läßt sich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber ist sie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friedrich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtglaubig gewesen sey in Ansehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal seinen Spaß mit solchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages versicherte man ihn von einem Prediger, daß er weissagen könnte. Alles, was er vorhersage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdessen erkundigte sich der König, ob kein Soldat im Arrest sey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Also befahl er, den Delinquenten auf die bestimmte Stunde vor sein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu stellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geist

empfangen," fragte ihn der König. — „Ihro Majestät," sagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn alle hätten." — „Besitzt ihr die Gabe der Weissagung?" — „Etwas davon, wie die Leute sagen." — „Zum Exempel," — fuhr der König fort, — „was soll ich geschwind fragen? — Man bringe den Burschen herein, der draußen Schildwache steht! Wie alt wird dieser Mensch werden," fragte er den Prediger, „woran wird er sterben?" Der Prediger erwiederte, dieser Mensch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter sterben. — „Ihr seyd in euerer Probe schlecht bestanden," versetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr," sagte er, „daß ich morgenden Tages diesen Burschen henken lasse? Er ist ein Delinquent." — Der Prediger sagte: „Es wäre der erste, der meiner Weissagung entliefe." Item der Delinquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schwestern des Königs, die Herzogin von Braunschweig und die Prinzessin Amalia fuhren desselbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß sie dem König einen guten Morgen sagen, und ihm mit ihrem Besuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derselbige Morgen war schön, fast zu schön zum Henken. Als sie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menschen auf seinem schweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürstlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was soll mit diesem armen Menschen werden?" — „Ihre Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt." — „Was hat er begangen?" — „Das und das." — Es war zum Henken und zum Laufen lassen, wie man wollte. Die Prinzessin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfing seine Schwestern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder," sagten sie, „die Ihr uns wohl gewähren möget, so Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!" Der König war in guter Laune und that's. „Wenn's möglich ist," sagte er, „so soll's nicht Nein seyn." Denn er meinte, sie seyen deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für sich. Sie baten aber zu seinem Erstaunen um die Begnadigung des Delinquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Also schickte er einen Adjutanten mit einem weißen Tüchlein hinaus, daß man den Delinquenten wieder zurückbrächte. Der König segnete das Zeitliche den 17. August 1786.

Der Musketier kann in diesem Augenblicke noch leben.

Eine seltsame jedoch wahrhafte Geschichte.

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens den Strom herab, und der Tag war schon in's enge, stille Thal gekommen, als sie an der hohen Felsenwand, genannt die Riesenmauer, vorbeifahren wollten. Es steigen nämlich daselbst die Felsen fast senkrecht in die Höhe. Weit oben ist's wie abgeschnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein ist, meint man doch es müsse ihm schwindlich werden, und es wird's einem für ihn, wenn man hinaufschaut. Keine Ziege weidet an dieser Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen sind aus den Felsenspalten da und dort herausgewachsen, mehr hangend als stehend, und nähren sich so gut sie können, vom Wasserduft und Sonnenschein. Als aber die Schiffer gegen die Felsenwand kamen, hörten sie ein klägliches Nothgeschrei, und um einen Bug herumfahrend, sahen sie mit Entsetzen, daß ein lebendiger Mensch in einsamer Todesnoth und Angst auf einem solchen Eichstämmlein saß, und sich mit den Händen an einem schwachen Aestlein festhielt, wie ein furchtsamer Reiter am Kammhaar, und sah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinaus reiten wollte, unten Wasser, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte sich noch viel mehr, als er den Mann in's Auge faßte und erkannte. „Seid ihr es, Herr Schulmeister, oder trügt mich ein Blendwerk?" Ja es war der Herr Schulmeister, ein braver unbescholtener Mann, den der Hausfreund so gut kennt als sich selbst, oder seinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte sich sehr an dem geneigten Leser oder an seiner eigenen Beschreibung irren, wenn derselbe früher fragen sollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf diesen Baum hinaufgekommen als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angst und Noth gerettet worden sey. Man holte die längste Feuerleiter im Dorf, und stellte sie an dem schmalen Bort zwischen dem Strom und dem Felsen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längsten an einander, und richtete sie mit unsäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war schon 10 Uhr, und die Sonne schwamm über das Thal, als ob sie das seltsame Schauspiel auch sehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erstieg auf der andern Seite die Anhöhe, schlang das längste Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuk und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, sich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felswand stemmen, und seine Auffahrt regieren sollte. Aber der arme Mann durfte mit den

Händen den Ast nicht verlassen, weil er sonst keine Habung hatte auf dem schwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müssen. Endlich ließ man auf die nämliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befestigte, und zog alsdann unversehrt einen nach dem andern herauf. Der Herr Schulmeister aber, als er wieder Boden erfaßt und so zu sagen gelandet hatte, küßte er zuerst mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichsam in der Gestalt des Seils seine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und absichtlich um seiner Rettung willen da zu stehen schien, und dankte seinen Mitbürgern. Hernach winkte er seiner zagenden Frau und seinen weinenden Kindern, die am jenseitigen Ufer standen, daß es jetzt nichts mehr zu sagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herabgekommen sey, konnte er keine Antwort geben, sondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an seiner Reputation viel gelegen ist, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen sey, um nach Hause zu kommen. Was sich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wisse er nicht, sondern als er aufgewacht sey, seye er auf dem Baum gesessen.

Dem Hausfreund aber ist es insofern lieb für seine Leser, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen sein, so sieht es doch wunderbarer aus, und greift besser an, wenn man nicht weiß, wie. So viel ist klar auf alle Fälle: „Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich behüten auf deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen."

Gleiches mit Gleichem.

Der geistliche Herr von Trubenbach stand eines Nachmittags am Fenster. Da gieng mit seinem Zwerchsack der Jud von Brassenheim vorbei. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weißt, 20 Dublonen ist es werth, so bekommst du" — „Na was bekomm ich?" „Einen Sack Haber." — Es vergingen aber drei Wochen, bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nämlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdessen stieg der Preis des Habers schnell auf das Doppelte, weil die Franzosen überall aufkauften, damals kauften sie noch. Also gab der geistliche Herr dem Juden statt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn," dachte er, „wenn er sieht, daß wir auch gerecht sind in Handel und Wandel."

Das war nun zu nehmen wie man wollte. Der Jud nahm's aber für recht und billig. „Wart nur, Galled," dachte er, „du kommst mir wieder."

Nach Jahresfrist stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud von Brassenheim gieng durch das Dorf. „Nausel," rief ihm der geistliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochsen" — „Na was bekomm ich, wenn ich euch einen guten Käufer schaffe?" — „Zwei große Thaler."

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Metzger, der schon lange kein Messer mehr führt, weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann," und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen der Metzger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sei, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffirt? In einem halbneuen brauntüchenen Rock, in langen, schön gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker." — „Zwanzig Dublonen." — „Siebenzehn!" — „Herr Adlerwirth," sagte der Jude, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht." — „Die Ochsen sind brav," sagte der Blutscheu, „wenn ich's zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas darauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn ewas in das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet," sprach er dem Metzger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei große Thaler giengen auf die Hand. „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht."

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags, nach vier Wochen oder nach sechs, stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster, und der Jud gieng durch das Dorf. „Nausel," rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na, wo wird er bleiben," sagte der Nausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat," sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringeren gegiben."

Fortsetzung der Weltbegebenheiten.

Reise nach Paris. Zweite Station.

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Asien wie ein Schneegestöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheinischen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinste Theil derselben zwischen dem Schwarzwald und Rhein so zu sagen sich einklemmte, und fast nimmer flott werden wollte, und es war dem Trost, daß man für eine gute Sache aufopfere, was man kann, nicht übel zu nehmen, wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemüthern anfassen wollte. Oestreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosaken, Württemberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und Würzburger mit und neben und nach einander tranken damals Kriegskameradschaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in fünfzig Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber um Weihnachten 1813 geschah es, daß

die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden, und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schaffhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wiewohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Vesoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30. stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. gieng General Vorwärts, der geneigte Leser versteht's schon, General Blücher, mit der schlesischen Armee über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18. war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Oktober 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse, mit 40,000 Mann zu den Alliirten über. Allen Gefangenen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgescheelten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird.“ Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringt's der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspazieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfahre, wenn sich keiner wehrt.“ — Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drinn, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen, und eifersüchtig auf die Ehre seiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß er's am wenigsten Ursache habe. Das Unglück

beugt ihn nicht, es macht ihn watz*). Er ist gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Desto brausender überläuft er, oder bohrt sich ein anderes Rinnsal, ja wie ein Feuerstein, je besser man ihn trifft, je besser sprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerschmettert werden. Wenn's nur halbwegs aussieht, daß man gesiegt habe, oder daß man wenigstens nur verathen, aber nicht überwunden sey, oder daß ein einziger ungeschickter Corporal einen dummen Streich gemacht habe. Also vermehrten sich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häusern heraus wuchs junge Mannschaft, wie der Rhein durch so viel Bäche aus allen Thälern anschwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, so er doch immer abläuft. Galt es nicht schon den 1. und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernsthaften Meinungen. Das ist das nämliche Brienne, wo die Kriegsschule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er sich eine gute Kundschaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812—1814. Im Jahr aber 1814 lagen seine Feinde in dem nämlichen Brienne, und in seiner eigenen Lehrstube, und der nämliche Napoleon mußte den Ort beschießen und anzünden, trotz daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obsthändlerin wohnt. — Der gelehrsame Leser des Hausfreunds ist durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts desto weniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Alliirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee herausmarschirt und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der

---

*) „macht ihn watz" so viel als: macht ihn witzig, indem es ihn zugleich noch mehr anfeuert.

ganzen Linie vom Waßgau bis nach Lyon hinab stand im Begriff, sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Festungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseiliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten vierzehn Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte schlau. Am 24. März vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blüchersche Armee zwischen den getrennten Korps des Feindes, und statt dem Kaiser Napoleon nachzufolgen, was er gerne gesehen hätte, giengen sie schnell auf den Marschall Marmont los, und schlugen ihm mit kräftigem Schwert bis unter die Mauern von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte schon in allen Häusern und Pallästen und Gemüthern der großen Stadt voll Menschen und eroberter Schätze. Zwei Jahre früher wäre einer in's Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es ist noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsschule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone stand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30. gelang es der tapfern preußischen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländischer Leser, diese letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorstädte von Paris herabzuwerfen. Das ist der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon gesagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre stünden, so wollte er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch selbigen Abend um vier Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariser Weg der letzte geschossen, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31. Vormittags um 11 Uhr Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen an der Spitze ihrer schönen zahlreichen Garden in der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs ein? Es ist nicht anderst, das Federlein mag sich dießmal krausen, wie es will.

Reise nach Paris. Dritter Theil. Aufenthalt und Ende.

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer schönen und zahlreichen Garden in der Hauptstadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und

eine andere Melodie. Auf allen Hüten schimmerte die weiße Königscocarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenstern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!" Der Hausfreund hat fast ein wenig wollen erschrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder so auf einmal auf das Jahr 1789 zurückschnellte, wie man erschrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus steht, und denkt an nichts. Auf einmal schießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngste Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geschlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder stille, daß man fast vor Stille erschrecken möchte, und nur der alte Perpendikel geht wieder fort, als wenn nichts geschehen wäre. Um das hätten die Franzosen nicht nöthig gehabt, einst vor allen Gemeindehäusern Freiheitsbäume und Güllotinen aufzuschlagen. Ein oder der andere Leser hätte auch nicht nöthig gehabt, sich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdessen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward schon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4. ward von dem Senat der Kaiser Napoleon des Throns für verlustig erklärt, das Erbrecht in seiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eide der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiser Napoleon aber, als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Märzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau, zehn Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät. Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß er's nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechts für seinen Sohn. „Wie steht es," rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm in so fern," erwiderte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht geht's nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo es Eure Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba." — In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen angesehen hatten, fast kein Ende. Am 7., als war der grüne Donnerstag, gieng mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10. veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13. kam auch Seine Majestät der Kaiser von Oestreich in Paris an. Am 20. reiste Kaiser Napoleon

von Fontainebleau ab. Am 27. wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammen gekommen sey, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der Heimath verlustig. Am 4. landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meer nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen in's Geviert, zwei Städte und 12 bis 15,000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kann's so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständniß der 19 Kantone und ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich, als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nämlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792, und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig seyn und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wär's ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nämlich das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutschen, hollän-

dischen, italienischen Festung, aus Mainz, aus Luxembrug, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständiges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat.

Auf das so giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiteres wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführt von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen, in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Dezembers uud Jänners in's Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder da gewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land.“ Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte! „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?“ Denn er sah das Perspektiv für ein Blas-

rohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeschaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich schoß ein Stern, wie man's nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee,“ sagte er überlaut, „der kann's.“ Nämlich er meinte, der Sternseher habe einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Sperling vom Dach schießt. „Der hat sein Theil,“ sagte er, „der kommt nimmer.“ Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden, von den Sternsehern.

Geschwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leser, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nämlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Mensch den Rock. Mancher wird denken, es steckt etwas hinter den Worten, zum Vexiren. „Ganz richtig,“ sagte der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Mensch den Rock, aber der Rock war nicht von der nämlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener.“ „Nichts nutz,“ sagt ein anderer, „es war die nämliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, so trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die russischen Kavalleriepferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Beinen.“ — „Nichts nutz,“ sagte der Hausfreund, „das Schaf trug am nämlichen Tage seine eigene natürliche Wolle, wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnagel neu von der nämlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sey.“ „Es gilt das und das,“ sagte der eine. — „Es soll gelten,“ sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöhl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Kempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen und fein gesponnen, dann abgeschweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und ge-

stärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr in's Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscheerer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Scheere in der Hand, und sechs Gesellen mit eingefädelten Nadeln. Das Maß war schon genommen, das Futter schon zugeschnitten. Um sechs Uhr war der Rock gemacht und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht will's noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erstlich: Alles was durch Maschinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geschwinder, als durch des Menschen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht in's Licht setzen.

Zweitens: Alles vorher bestellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit schafften so viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare ist geschwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand ist so flink und keine Maschine so künstlich, daß sie in der nämlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche sie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langsamkeit von statten. Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es ist bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geschwind thun, wenn etwas geschehen soll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Basler Straße drehte sich um und sah einen wohlbeladenen Wagen schnell hinter sich hereilen. „Dem muß es nicht arg pressiren," dachte er. — „Kann ich vor Thorschluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," sagte der Fußgänger, „doch, wenn ihr recht langsam fahrt, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit ist's noch?" — „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann, „das ist einfältig geantwortet. Was gilt's, es ist ein

Spaßvogel. Wenn ich mit Langsamkeit in zwei Stnnden hineinkomme," dachte er, „so zwing ich's mit Geschwindigkeit in anderthalben, und hab's desto gewisser." Also trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eisen verloren. Der Leser merkt etwas. „Was gilt's," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu sagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte schon im nächsten Dorf übernacht bleiben. An Basel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigefinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt," sagte er, „hab ich nicht gesagt: Wenn ihr langsam fahrt?"

Der Thalhauser Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," sagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nämlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt gewesen und hatte sich bei dem Herrn Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es ist ganz gut," sagte der Amtmann, „daß ihr da seid, hier sind vier Oberamtsbefehle an euch, die könnt ihr nun selber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurückgekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war stehen geblieben, nämlich am fünften Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Tasche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen ansehen könne, was inwendig stehen möchte, wie man bisweilen seltsamer Weise thut. Hernach schob er die Befehle wieder in die Rocktasche. Hernach bei dem sechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme, und schlief ein. Lustige Herren saßen an einem andern Tisch, und der durchtriebenste von ihnen, einer wie der Herr Theodor, sagte: „Ich will einen Spaß machen." Nämlich er schrieb einen falschen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden sollten gehenkt werden, so habe sich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann, nicht minder sämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauser Galgen früh um 9 Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Tasche, und schob an dessen Stelle den falschen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmannshausen fieng doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfieng den falschen Befehl zu lesen, „das muß ein Irrthum seyn," sagte er zu sich selber, und ging in die Stadt

zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und seine Frau, und der Herr Oberrevisor und seine Frau ergötzten sich nach des Tages Last und Arbeit mit einem Kartenspiel. „Was wollt ihr schon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „sehet ihr nicht, daß Gesellschaft bei mir ist?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anstoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meine — „Ein unruhiger Kopf seid ihr," sagte der Amtmann, wie er's denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meinen — Gehorsam habt zu leisten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seid ihr noch nicht genug gestraft worden?" Demnach so ging der Vogt wieder seines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeister mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauser Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe steht, wenn man von der Neuhauser Mühle in die Stadt geht. „Es ist schade," sagte der Vogt zum Obmann, daß es so entsetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als sie vor dem Thalhauser Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterseel allein im Felde stehen sahen, „Wir sind die ersten," sagte der Vogt zum Obmann, „es ist noch niemand da." Der Freiwilligen suchte sich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut sehen kann. Einige setzten sich zum Voraus auf nahestehende Bäume, andere standen einstweilen unter. Aber es geschah nichts. Wandersleute die in ihren Geschäften des Weges zogen, blieben auch im Regen stehen, und wollten abwarten, was aus dem seltsamen Aufzug werden wollte. Aber es geschah nichts. „Sie werden warten," sagte der Vogt, „bis es nimmer so arg schüttet." Der Herr Schulmeister hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden seyen, sollten sie doch ein christliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutete schon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen sagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt eure Narren," sagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch selber daran, damit die Leute nicht umsonst da gewesen sind." — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder mit Muthwillen, ob schon lange niemand mehr am Thalhauser Galgen gehenkt worden sey, oder so, der wird geschlagen.

Der Schneider in Pensa.

Ein rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der **Hausfreund**, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechszehn rheinländische Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an, und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden," oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben," da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „S i n d k e i n e D e u t s c h e d a ?" und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton E g e t m a i e r, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderschaft

nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde russische Welt hinein, wo alles anderst ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist, und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blüthe auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?" war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte sie schon im Voraus ungesehener Weise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen," dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Dießmal aber, und als er mitten unter so viele geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutsche da?" — er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug," und von jedem erfragte woher er sey — er wär mit Meklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider

hindurch. „Und ich bin von Bretten, sagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Egypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine theuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirthete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton,“ sagte der Statthalter, „wann hab' ich euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann,“ sagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Dutzend neuer Hemder sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein,“ sagte er zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden,“ zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Guthmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe? Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an.“ So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig, wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war

er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmal, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte, und seinen Kinderu, — er nannte sie nur noch seine Kinder, — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder," sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht."—„Vater Egetmeier," sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maas der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters uud einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Muthes, still, und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen," sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde, und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rath. Geld genug!" — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden," sagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat; „Kommt ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich ge-

kleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edeln Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen, und nöthigte sie, was er hatte von kostbarem Russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wissen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu schreiben, wenn sich die geneigten Leser nicht auf sein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu stiften verspricht.

Irrthum.

Der Hausfreund will auch wieder ein paar hochdeutsche Reime zum Besten geben, die er zwar nicht selber gemacht hat, nämlich von einem Richter, der ein blödes Gesicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen sollte. Es sind nur sechs Zeilen:

Ein Richter sitzt, er sieht nicht wohl.
Ein Färber kommt, der schwören soll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?" — rief der Richter — „Handschuh aus!"
„Nein!" — sprach der Färber — „Brill' heraus!"

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handschuh ansah, so befahl er ihm, denselben abzulegen. Der Färber aber ersuchte den Richter, die Brille aufzusetzen, damit er sähe, es sei kein Handschuh. Fein war es nicht, aber spaßhaft.

1816.

Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleisen und ein Paar heraushängender Stiefelschuhe ein Handwerksbursche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?“ Der Schiffmeister, der ein gar lustiger Kumpan war, sagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr in's Schiff wollt sitzen. Wollt ihr aber mit helfen ziehen, nur sechs. Das Felleisen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch sonst nur.“ Der Handwerksbursche fing an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs von Fünfzehn bleibt Neun.“ Die neun Kreuzer, dachte er, kann ich verdienen. „Wenn's denn erlaubt ist,“ sagte er, und warf das Felleisen in das Schiff. Hernach schlang er eins von den Seilen über die Achsel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle,“ dachte er, „wenn ich nicht laß bin.“ In Heidelberg aber entrichtete er sechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß, mit zu ziehen, und nahm das Felleisen wieder in Empfang.

Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Theil der geneigten rheinländischen Leser wird ersucht zwischen den Wörtern „Lehren“ und „Lernen“ einen Unterschied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht sagen: „der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelernt,“ sondern „der Herr Provisor hat mich die Regel detri gelehrt,“ oder „ich habe sie bei ihm gelernt.“ Nicht so: „Lern' mich das und das, damit ich's auch kann,“ sondern so: „Lehr' mich das und das.“ Gewissen geneigten Lesern hat es bei dem Anfang dieser Erinnerung wollen ein wenig Angst werden, die da glaubten, es komme etwas Anderes und sie seien gemeint. Nein, selbige ficht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behilflich sein, die gern hochdeutsch sprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt Einen zum Beispiel, der die ganze Woche spricht nach Landesart, wie es auf selbigen Bergen seit den urgroßväterlichen Zeiten üblich ist. Aber am Sonntag thut er's nicht anderst. Am Sonntag muß hochdeutsch gesprochen sein. Er sagt: „Es hat mich

viel Mühe gekostet, so zu reden, daß man's gleich zu Papier bringen könnte. Aber jez geht es anfangen." An hohen Festtagen thut er auch etwas Französisch d'ran, wie Knoblauch an's Saueressen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterschied machen zwischen den zwei Ausdrücken: „Es ist" und „Es war." „Es ist," sagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geschieht oder seinen Bestand hat, währenddem, daß man davon redet. Z. B. Es ist heute Sonntag. „Es war" sagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geschah oder seinen Bestand hatte, und sich nimmer so befindet, währenddem man davon spricht. Der Herr Schulmeister, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, soll nicht sagen: „Es war Gottlob heut ein schöner Tag," sondern: „es ist ein schöner Tag." Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, soll nicht sagen: „sie war ein wohlgesittetes, züchtiges Mägdlein," sondern: „sie ist es," das Andere kommt noch frühe genug, wenn sie aufgehört hat, es zu sein. Kurz, wo man in der gemeinen Rede sagt: es ist, da sagt man es auch in der hochdeutschen. Es kann nicht fehlen.

1818.

Eine Gerechtigkeit.

Im Jahrgange des Kalenders 1817, gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Ueberschrift: die folgenreiche Holzkohle, eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sei ihm von dieser Stunde an gram geworden und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, sei es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden; und sei hernach etwas aus ihm worden.

Derjenige, der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und manche Leser des Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache ist wahr, aber nicht Alles, und darum will er nicht dazu schweigen.

Merke:

Erstens: daß das Büblein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, ist wahr. Die Kohle lag da, die Thür

war noch nagelneu, und nahm's an, und der Schulherr war leicht zu treffen.

Zweitens, daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, ist auch wahr. Es waren nicht die ersten, auch nicht die letzten, auch nicht die schlechtesten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.

Daß aber drittens derselbe von dieser Zeit an dem Büblein feind gewesen sei und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, und zwar links, und getraut sich nicht, mit der Wahrheit zu bestehen, es müßte denn sein, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeschlachte Pflanzen durch öfteres Ansäen und Versetzen nach und nach zahm wird und gut. Nein, dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie solche unchristliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, und liebte das Büblein nachher wieder wie vorher, und wie alle seine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieses schreibt, ein Exempel aus den Büchern rechnet, oder wenn er im Herzen den Trost oder den Frieden, oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tag wieder einmal zu seinen Jugendfreunden und Schulfreunden kommt, so reden wir von ihm.

Also kann es auch viertens mit der Wahrheit nicht bestehen daß der Knabe wegen der Feindschaft des Schullehrers aus seiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule auch die vorige mit Freude und Liebe fortbesucht. Wie man zum Kaffe Cichorie thut, also kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateinischen Schläge eine Stunde weit heimgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutsche einzuthun — aber niemals unverdiente, oder aus Feindschaft und Rachsucht des einen oder des andern Lehrers.

Es ist sonst des rheinländischen Hausfreundes Art und Weise nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigsten die Todten, was man an ihm loben muß; denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzusprechen, als die Unbescholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja, sie haben gar nicht mehr anzusprechen, sondern wenn sie die Augen zum letztenmal geschlossen haben, und auf den Kirchhof getragen sind, so haben sie ihr Recht an sich selber verloren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir lesen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen sie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wenn's ein Vater war, seine

Kinder, wenn's sonst ein braver Mann war, seine Mitbürger, wenn's ein Fürst war, seine Unterthanen, wenn's aber ein Schullehrer ist, seine Schüler, und leidet nicht, daß ein Unglimpf über sein Grab gehe. Darum wolle auch der geehrte Leser nicht mißvergnügt zu sein, daß derjenige, der dieses schreibt, diesmal laut für sein Recht und Eigenthum streitet.

Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle und wer darin gemeint ist, verstehen, und darüber ungehalten sein oder sich betrüben mögen, ersucht er, ihm auf sein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieser Erzählung nichts wußte, ehe er sie selber in dem Kalender gelesen hat. Fast wäre sie nicht hinein gekommen.

1819.

Des Hausfreundes Vorrede.

Der geneigte Leser sieht den rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen ist in dem Kalender.

Zweitens hat er ebenfalls versprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang seine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preisen zweihundert und hundert Jahre vorher der Wein und das Getraide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortsetzung der vaterländischen Geschichte versprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, ist er. Keine Seele hat seitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bei Zülpich aus den armen Allemannen geworden ist. Manchem jungen Leser, der seitdem aus der Schule herausgewachsen ist, kommen diese Namen bereits vor, wie böhmische Dörfer.

Der Leser wollte sich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vorderen Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein solcher Mann, sagt er, der es einmal so weit gebracht hat, daß er mit den Tag- und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finsternissen auf die Minute einhalten kann, der Witterung nicht zu gedenken, der sollte auch in andern Dingen sein Wort erfüllen oder lieber nichts versprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, so kommt's dem Hausfreund

nicht darauf an. Er will sie wieder loslassen. Sind wir nicht im Jahre 1815 zwischen den Planeten stecken geblieben, und haben bereits dem Merkurius und der Venus, oder dem Morgen- und Abendstern, ihre Lobreden gehalten. Folgen also jetzt die übrigen, als: Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Vesta, Jupiter, Saturnus und Uranus, und sollen auf den nächstfolgenden Blättern einer nach dem andern aufgehen. Der Buchdrucker hat bereits versprochen, solches Papier dazu zu nehmen, welches gewissermaßen die Nacht vorstelle.

Anbelangend nun zweitens die Ehre des Jahrgangs, so hat gegolten: Im Jahre 1619 Wein der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahre 1719: Wein der Saum nur 3 Pfund 10 Schilliug. Dinkel das Viertel 5 Pfund. Roggen der Sack 4 Pfund 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptsächlich von der Gegend um Basel und den angrenzenden oberländischen Landschaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel sogenannte rohe Frucht zu zwei Säcken, oder acht große und sechszehn kleine Sester, der große Sester zu sechszehn, der kleine zu acht Becher.

Im Unterland aber, z. B. in der Gegend von Bühl, galt im Jahre 1619: Wein das Fuder 33 fl. oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahre 1719: Wein das Fuder 19 fl. Korn das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber ist der Leser noch begierig, zu erfahren, wie sich der Hausfreund drittens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländischen Geschichte. Wegen der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er sich brav gerechtfertigt. Antwort: Es sind seit mehreren Jahren so viele lebendige Kriege und andere sonderbare Ereignisse in die Welt gekommen, daß zu besorgen war, der rheinländische Leser habe genug daran, und verlange keinen Nachschub aus den verstorbenen Zeiten, und es geschieht nicht umsonst, daß der Hausfreund mit dem Jahre 1819 die alten vaterländischen Begebenheiten wieder wecken, und schöne christliche Kirchlein im Schwarzwalde bauen will, sondern er wünscht dem geneigten Leser eine lange Reihe friedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das Jahr 1819 nicht das schlechteste sein soll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländischen Hausfreund aufsätzig. Denn sie sagen, er verwöhne die Leute und mache sie meisterlos, weil er seinen Lesern über Alles, was er thut und unterläßt, Rechenschaft gibt und mit ihnen redet.

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten sonst miteinander immer in Frieden und Freundschaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar und sagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da, sehr ungelegen sein kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein schlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht bei der ganzen Nachbarschaft?“ — Ihm erwiderte der Nachbar: „Ich begreife das Gegentheil. Ist's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarschaft den Morgen umsonst ansagt, und die Gesellen weckt, auch sonst Kurzweil macht, und ich trage die Atzungskosten allein?“ Als alle Vorstellungen nicht verfangen wollten, und die Wachtel immer früher schlug und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal und sagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar sagt: „Wollt ihr sie todt machen?“ — „Das nicht,“ erwiderte der Andere. — „Oder fliegen lassen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gasse stiften?“ — „Auch das nicht, sondern hier vor meine Fenster will ich sie stellen, damit ihr sie auch noch hören könnt alle Morgen.“ Der Nachbar merkt nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ei,“ dachte er, „wenn ich sie vor deinem Fenster umsonst hören kann, und bekomme noch Geld dazu, so ist's besser.“ — „Ist sie euch ein Zweiguldenstück werth?“ fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es sei viel Geld, doch soll's ihm nicht verloren sein, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am andern Morgen, als sie ihren vorigen Besitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ei, meine gute Wachtel ist auch schon munter,“ — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es ist meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, sagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat sie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält sie es mit einem Andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar sollte verständiger sein, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt ist, wenigstens nicht allein in der Stadt.“ Nach mehreren Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund,“ sagte er, „eure Wachtel hat in der vergangenen Nacht wieder einen kurzen Schlaf gehabt.“ — „Es ist ein braver Vogel,“ erwiderte der Nachbar, „ich habe mich nicht daran verkauft.“ — „Er ist recht brav worden in euerem Futter,“ fuhr jener fort. „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!“ Da lächelte der

Andere und sagte: „Wollt ihr sie vielleicht todt machen?" — „Nein." — „Oder fliegen lassen?" — „Das auch nicht." — „Oder in eine andere Gasse vermachen?" — „Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich sie wieder stellen, wo ihr sie ja eben so gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," erwiderte ihm hierauf der Nachbar, „vor euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen." Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld." Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sei, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht oder in einem andern, ferner — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift und auf den Tisch trommelt, oder ob es ein Anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein Andrer dabei sein und von Zeit zu Zeit sich verwundern und etwas dazu sagen muß, gleich als ob er Acht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtglaubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger, als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläser, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tisch aufstand, ob er Sauerkraut oder Apfelmus zu Mittag gegessen habe, er wußt' es nicht. Fragte Jemand den Sohn, wo der beste Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends, als er aus dem Löwen nach Hause gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es sind jetzt vier Monate." — Als er nach Hause ging, begegnete ihm der Ritterwirth: „Ei, Herr Benedikt, sieht man euch auch wieder einmal? Es scheint, ihr könnt die Rittergasse gar nimmer finden! Was gilt's, ich finde die euere?" Als er um das Eck herum ging, lie-

er dem Anschel Hirsch in die Hände. „Na, Herr Benedix, wie lange soll ich auf Johanni warten? oder was führt ihr für einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hause kam, war sein erstes, er führte das Roß aus dem Stall und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäischen Morgensegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn: wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt ist?" — „Was hat ihm gefehlt?" fragte der alte Herr nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geschwind wieder so eins hätten," erwiderte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenster, er habe ein Rößlein im Handel. „Sieht ein Ei dem andern gleich," sagte er, als der alte Herr herauskam, „so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, sagte er, so habt ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nämliche." Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, mein ich, sei es, — wie man sich täuschen kann." — „Um's Erkennen," erwiderte der schlaue Sohn. Kurz, das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn zahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt, Wasser trinken, als Abschreiber in einer Würzburgischen Schreibstube.

Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leser hat auch sein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erst seit gestern, denn die Fliegen haben auch schon daran geschaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, also daß der Mensch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem nassen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das scharfe Aug' des Leser's hat's noch nicht vonnöthen. Jetzt schaut er's deutlich an und sagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten." Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob sich denn das Quecksilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob sich geht, so heitert sich in seinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenschein und Regen des ganzen

Jahres im Kopf trägt, und selber eins ist? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal sagen sie: „Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch so arg regnet, so sagen sie: „das Wetter bessert sich, der Kalendermacher sieht heiter aus und raucht Ringlein.“

Gleichwohl, weil der wißbegierige Leser den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläsern zugeht, will er's sagen.

Merke:

Erstlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Kölbleins oder Köpfleins, worin sich das Quecksilber sammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonst meint man, wo nichts anders ist, dort sei doch wenigstens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Quecksilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, ist keine Luft, sondern Nichts, reines, klares, offenbares, nie gewesenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langsam in eine schiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, so fährt das Quecksilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geschehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde sagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz machen.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen die Erde hinab, ja sie will, vermöge einer inwendigen Kraft, unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und so zu sagen ausgespannt sein bis auf ein Gewisses.

Denn sie ist Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt, und alles durchdringt und segnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Also geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuser, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein, und drückt auf das Quecksilber, und die Luft, welche noch aussen ist, drückt immer nach und will auch noch hinein. Ei, sie drückt und treibt das Quecksilber in der langen Röhre gewöhnlich zwischen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis sie nimmer weiter kann. Denn wenn das Quecksilber in der Röhre einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so drückt es, vermöge seiner eigenthümlichen Schwere, der Luft wiederum dergestalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht treten. Da strebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben.

Die Luft spricht: „Gelt, du mußt droben bleiben?“ Das Quecksilber spricht: „Gelt, du bringst mich nimmer höher?“

Merke viertens die Hauptsache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal stärker, ein andermal schwächer. Die Gelehrten wissen selbst noch nicht recht, wo dieses herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird nun die Ausspannung der Luft auf eiumal stärker, so daß man sagen kann, sie gewinne ueue Kraft, so drückt sie auch um das stärker auf das Quecksilber im Kölblein, also, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringsten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Quecksilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis sie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen ist, welchergestalt also das Quecksilber in der Röhre sinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Also steigt und fällt das Quecksilber, oder wie man sagt, das Wetterglas, und sein Steigen und Fallen ist übereinstimmend mit dem unaufhörlichen Wechsel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menschen verliehen, daß ihm in gläsernen Röhren sichtbar werden kann, was in der unsichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leser ist vorsichtig, und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke also:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht schlecht hinein und schmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Grümmlein von dem Brod herab und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichsam wieder ein Taig daraus wird, und stopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Quecksilber nimmer ob sich und nimmer unter sich, sondern bleibt unaufhörlich stehen, wie es stand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Quecksilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte die beste Lust, er gebe dem Büblein eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum zweitenmal geschieht.

Wenn es ihm aber mit seiner Vorsicht gelungen ist, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Quecksilber drücken, wie vorher, stärker oder schwächer, alsdann fängt es auch wieder an, lustig zu steigen und zu fallen. Also rührt die Veränderung in dem Stand des Quecksilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht und auf das Quecksilber drückt.

Daß aber die Luft allein es sei, welche im Stande ist, mit wunderbarer Kraft das Quecksilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben und in dieser Höhe schwebend zu erhalten, ist der Beweis, wenn

die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Quecksilber in der Röhre auf einmal so tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein steht, gleich ist, und hat alsdann Alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an sich selber, also, daß das Quecksilber freies Spiel bekommt und seiner eigenen Natur folgen kann, die da ist, daß es vermöge seiner Schwere hinuntersitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterste des Saumes, worin es eingeschlossen ist.

Merke sechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt, sich stärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und schön wird. Wenn sie aber nachläßt und gleichsam matt wird, man weiß nicht, warum, so macht sich gewöhnlich ein Regen zurecht oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Quecksilbers einen stärkeren oder schwächern Druck der Luft anzeigt, solchermaßen kündiget es auch zum voraus Sonnenschein und Regen an, wenn nichts anderes dazwischen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leser wohl bekannt ist.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel, um den Wechsel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern sich schon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenschaften des Wetterglases. Ein andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung desselben zu beobachten ist. Merke einstweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig ist, so muß man nicht sagen oder schreiben Perometer, sondern Barometer.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahre 1817 das dritte Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahre 1707 aus den Tagen Kaiser Josephs des Ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum zweitenmal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das erstemal im Jahre 1717 als ein zehnjähriges Mägdlein von ihrer

Mutter in die St. Peterskirche sei geführt worden. Sie sagt aber, es sei unterdessen Vieles anders geworden auch mit ihr.

Uebrigens ist es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfest, das alle hundert Jahre nur einmal kommt, in seinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das anderemal an seinem späten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leise wird und der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke beladen ist. — Ein Anderer könnte hundert Jahre alt werden, weniger einen Tag, und wär' nicht im Stand, ein einziges Reformationsfest zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!" Indem wächst ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Dutzend Waghälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrien auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei, und gibt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und sagt: „aber jetzt kommst du nimmer." Item: es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?" — „So?" sagt der Furtwanger, „ihr habt gut fragen Wißt ihr, daß mir Einer mehr zu schaffen gemacht hat, als euch Alle. Nur zwölfmal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen." Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm allemal hinter dem Bajonnett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Officiere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halb-

guldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdieß selbigen Abend auf Rechnung der Reichs=Operationskasse Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte.

Das Advokaten-Testament.

Ein Advokat, der am Ende seines Lebens fast eine Unruhe des Gewissens darüber empfand, daß ihn sein Beruf so reich gemacht hatte, stiftete sein ganzes schönes Vermögen in das Narren= oder Tollhaus. Aus Achtung für so manchen verständigen und rechtlichen geneigten Leser, der aus rechter Ueberzeugung und Pflicht in einen Prozeß verwickelt seyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann sich der Advokat geirrt haben, aber er meinte wenigstens, es sey billig.

Einer Edelfrau schlaflose Nacht.

Es ist nichts lehrreicher, als die Aufmerksamkeit, wie im menschlichen Leben Alles zusammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag, z. B. Zahnschmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie selbst das, was unrecht und verboten ist, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechsel der Dinge alles Einzelne wieder verschwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verloren geht, es sey gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Wasser in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher ist im Stand, es wieder heraus zu schöpfen, sondern es ist jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verschwemmt in der großen Fluth. Ja wenn die Sonne Wasser aufzieht, wie man zu sagen pflegt, sind ein paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen, wieder aus einer Wasserwolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienstmagd, jung und brav, auch hübsch, und ein Knecht gleicher Qualität dienten mit einander auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheirathet. Allein sie waren Leibeigene, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst ent=

lassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deßwegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun sey, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, „wenn du mein Weib bist" — sagte er — „und ich dein Mann," und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft und meinten, es sey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie steht aus dem Bette auf, und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegenüber einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Orte dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um zwölf Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses Lumpenpack," sagt sie inwendig für sich. „So ist denn keinem Menschen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Essen. Ist es euch nicht genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht bestehlen, und Leckerbissen kochen!" Nach einiger Zeit stellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob sie jetzt die Leckerbissen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefängniß werfen, so fuhr die Edelfrau fort, und jage sie weg, ohne ehrlichen Abschied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch schwanger von dem Burschen in meinem eigenen Haus. So weit soll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibts der Mutter auf den Schooß. Da hörte plötzlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brei, sie legt es an die mütterliche Brust, und der Schein des abnehmenden Feuers gieng zur rechten Zeit über ihr Angesicht, als sie mit nassen Blicken ihr Kindlein noch einmal beschaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm sagte. Denn da ward das Herz der Edelfran wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr, als ob die Mutter mit nassen Blicken gesagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins sich auch erbarmen," und als ob sie dazu bestimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit

Grausen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hause hätte geschehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem schweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ sie beide Eltern vor sich bescheiden. Beide sahen einander an. „Was gilt's," — sagten sie — „wir bekommen unsere Freiheit." — „Oder auch nicht," — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Scham, und schauten einander verstohlener Weise an, gleichsam ob das andere noch da sey. „Wo ihr euer Kind habt," — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben," — stotterte endlich der Vater, — in der Holzkammer hinter einer Beige*)." Als es aber der Bursche holen mußte, bracht er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt**) auf einem Bettlein von Heu, und weinte als ob es schon wüßte, wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — sagte sie. „Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meint man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache. — „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammengeben lassen," sagte die Edelfrau. „Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus euerm Kinde etwas werden lassen. Ist's ein Büblein?" — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehrlich beisammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeißen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

---

*) „Beige" d. i. ein Holzstoß.

**) „gebütschelt" d. i. eingewickelt.

Fortsetzung der vaterländischen Geschichte.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahre 1819 kürzlich also zusammenstellen. —

Erstlich waren die Markomannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen, und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwert, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, den Franken, wie zwei Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzten in Friedenszeiten die Tapferkeit an einander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sey gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 ist erzählt worden. Das gefällt dem geneigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweimal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nämlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastadt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berühren sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitze, und noch jetzt, nach mehr als 1000 Jahren, ist dort die Scheidelinie zwischen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Gesichtszüge und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweise, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuschnitt und andere Farben der Kleidung.

Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landschaften. Davon sind zwischen dem Schwarzwald und dem Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber sind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherlei Grafschaften, die Grafschaften noch in kleinere Aufsichten und Gebiete. —

In solche Maschen strickten sie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheitslust und sieggewohnter Schwerter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländischen Bodens und seiner Freiheit vergossen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieser Frankenschule, was jetzt den Enkeln so wohl ansteht. Sie gewöhnten sich an beständige Wohnsitze und an häusliches Eigenthum. Die meisten jetzt noch blühenden Ortschaften datiren sich aus diesem Zeitalter. In der nämlichen Schule lernten sie den Ackerbau und allerlei nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Gesetze, wenn man sie ehrt. Ja sie warfen ihre heidnischen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leser wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferstehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerst in das Land gekommen seyen. Er meint ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächsten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das schöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen ist, breitet es sich nach allen Seiten aus, und scheint in die dunkeln Gemächer, also auch das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte, sendete es bald seine Morgenstrahlen an die Grenzen unseres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald selbst und seine Gauen gieng es still herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es sich zuerst an die fremden Völker und an ihre Wildnisse gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her sein Lichtlein im Schwarzwald an. Der erste, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreise, wahrscheinlich um das Jahr nach Christi Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ sich nieder auf einer waldigen Insel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und

taufte. Auch gründete er auf der Insel eine christliche Kirche, die erste im Schwarzwald, und stiftete ein Kloster. Das ist die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwischen Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man das Rinnsal eines alten Rheinarms, der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münsterthal, an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteien St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münster und andere, die insgesammt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, sind von Landeseingebornen gewaltsam getödtet worden. Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was sie daheim zurück ließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finsternisse des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterbelager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wiederkämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten. —

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Dreysam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaden in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum des Christenthums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreiteten sich in allen Gauen am Rheinstrom. Ei, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen unter einander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sey, und grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme

Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seid unterthan der Obrigkeit,“ — verstanden darunter doch noch immer die allemannischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, uud zeigten ihren guten Willen gegen die Franken, nämlich den bösen, bei jeder Gelegenheit mit der That, bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerschnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte sie durch Stadthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das ist immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die besiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden sein will mit dem Schicksal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorsehung auf den Schlachtfeldern entschieden hat. Oder glaubt der geneigte Leser, die Vorsehung müsse erst nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahre 768 in der Regierung sein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenschaften und Tugenden, denen Deutschland viel Gutes zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet seiner schweren Kriege und Staatsgeschäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeitspflege in bessere Ordnung; Er brachte die deutsche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateinisch. Er brachte den Ackerbau und die Künste in höheren Flor; Er ließ ein Gesangbuch von alten deutschen Liedern veranstalten, das sich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er stiftete die deutschen Schulen, und zierte sie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude und eine Aufmunterung sein, daß er in sofern vom Kaiser Karl dem Großen abstammt. Denn als Karl die Königskrone von Deutschland, Frankreich und Italien auf seinem glorreichen Haupte vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Christnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabst Leo dem dritten zum römischen Kaiser ausgerufen. Solches Weihnachtsgeschenk brachte ihm die Christnacht des Jahres 800, eine strahlende Kaiserkrone. Das ist das heilige römische Re-

welches bis in unsere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unsere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leser aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wisse, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es ist nicht zu leugnen, wenn hie und da ein siegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landschaft einrückte und Quartiere nahm, daß sich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen lassen, nicht nur von der Nothwendigkeit, sondern auch von dem Unverstand und höhnendem Uebermuth. Zu einem solchen Unteroffizier, als er eben am Mittagessen war, kam sein Kamerad und verwunderte sich über ihn mit folgenden Worten:

„Herr Kamerad," sagte er zu ihm, seit wann seid ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen." Nämlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln aufstellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wenn man meint, jetzt sey eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, und wenn er auch des Gukuks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deßwegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein kurioser Bart gewachsen. Seit wann laßt ihr euch zwicken wie ein Jud?" Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann," sagte er zu ihm, „es ist Krieg."

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Hudeleien n Ende haben.

Reise nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten bestand auch ein großes Reichskammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigten Leser in theuerem und werthem Andenken seyn kann, wenigstens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber saßen dort von Rechtswegen beisammen. Wer daheim einen großen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu sieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen lassen, und noch einmal verlieren. Mancher hessische, württembergische und badische Batzen ist dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der große Schlag auf das deutsche Reich geschah, stürzte auch das Reichskammergericht zusammen, und alle Prozesse, die darin lagen, wurden todtgeschlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von sich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachsenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daselbst liest in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt sich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichskammergerichts lebhaft beschäftige. Nämlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber sorgen wollte, welche seit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob sie gleich täglich, wie die andern, Mittag läuten hörten und schöne Schilde sahen an den Wirthshäusern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fieng es auf einmal an in den Akten zu rauschen, fast wie in den Todtenbeinen, von welchen der Prophet Ezechiel schreibt. Der Leinweber glaubte nämlich nicht anders, als das Reichskammergericht habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozesse, wenigstens *seinen*, wieder anzuzetteln.

Also ließ er sich einen guten Paß nach Frankfurt schreiben, und mit Akten schwer beladen, trat er die lange Reise an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war sein erstes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag sich angesetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiderte, sie stehe da so neben draus und erfahre nicht viel, was im Innern der Stadt geschehe. Ihres Wissens aber, seit sie da stehe, seye kein Bundestag einpassirt. Da fieng der Leineweber im Fortgehen an sich zu betrüben und zu ergrimmen: „O Deutsche," sagte er in seinem Innern, „wie tief seid ihr gesunken! Ein Deutscher zu seyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und

nichts vom Bundestag wissen!" „Guter Freund, sagte er zu einem Vorbeigehenden, „könnt ihr mir auch nicht sagen, wo der Bundestag sein Wesen hat?" Der Vorübergehende konnte es auch nicht sagen. „O Patriotismus," fuhr er mit sich selber fort, „wohin bist du verschwunden? Fast müsse man sich schämen, ein Deutscher zu heißen, wenn man nicht unter seines Gleichen wäre!"

„Guter Freund," redete er einen dritten an: „Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?" — „Lieber guter Mann," entgegnete der dritte, „hier ist kein Bundestag einquartiert. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main." — Der wohlerfahrene Leser weiß nämlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt giebt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt," fuhr der Dritte fort, „und wenn ihr da her seid, wo ihr sagt, so seid ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen." Das ist jetzt Ein Thun," sagte der Leineweber. „Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seeligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde." „Ha ha," sagte der dritte, „was gilt's das sind Akten, die ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammenbrecht?" — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei," versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, „aber nimmer viel." Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hier an aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einstweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden, rechneten sie die erforderliche Zeit der Reise auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als sie hinter Egypten in dem rothen Meere sich einschifften, der bibelfeste Leser kennt's von Moses Zeiten her, nahmen sie nicht sonderlich viel Lebensvorrath mit, aber etwas Ackergeräthe. Sahen sie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, stiegen sie an das Land, säeten von Getreide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit sich brachte, wiewohl in Afrika ist fast immer Sommer und ein schneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten sie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder

zum Vorschein durch die Meerenge von Gibraltar hinein, die der zeitungskundige Leser ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, dessen Andenken noch bis auf diese Stunde auf Tabakspapieren gefeiert wird. Also auch der Weber auf seiner langen Reise wußte sich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunst bettelt nicht,“ sagte er zu sich selbst in stolzem Gefühl, „Kunst geht nach Brod.“ Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er sich nach einem Zunftgenossen, und „habt ihr nichts für mich zu weben,“ redet er den Meister an, „um Atzung und um einiges Zehrgeld?“ Stellte ihn nun der Meister ein, so blieb er einige Tage bei ihm, bis er sich ausgefüttert und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte sich solchergestalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele seiner Reise sei, und so nahe an seiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundeskanzlei kam, gleich in der vordersten Stube, wo die Herren sitzen, die am schönsten schreiben können, grüßte er sie freundlich und vertraut. Findet man euch endlich einmal,“ sagte er, „und seyd ihr jetzt hier?“ Einer von den Herrn, der Vornehmste von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt sie auf den Tisch. „Wir sind noch niemand aus dem Weg gegangen,“ sagte er, „und was habt ihr hier zu schaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in euerm Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine.“ „Spaß,“ erwiederte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Ein tausend sieben hundert sieben und sechzig.“ — Es ist nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm sich niemand seines Prozesses an, weil der Bundestag sich mit Prozessen nicht gemein macht, und die lange beschwerliche Reise war umsonst gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Fast soll er noch was anschifften. Statt dessen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers stiften, wie er auf der Heimreise einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es ist mir in diesen sechs Wochen vieles klar geworden,“ sagte er.

„Man muß einem deutschen Manne nicht sogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandssachen ein wenig unwissend und kaltsinnig ist. Denn man ist selber einer. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerst selber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an der Oder ist von mir Tort geschehen. In Frankfurt am Main aber mir.“

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leset, oder im Plakat, oder im Kräuterbuch, und versteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zu-

hörer, und geht um verständige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, besonders wenn es ein Prozeß ist."

Der beste Prozeß ist ein schlechter, und auf dem Lager bessert er sich nicht. Der Habich ist besser als der Hättich. Friede ernährt, Unfriede zerstört."

„Und nun geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und seid dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch seyn wird, als ich."

Indem er aber die Akten absetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achsel, der auch desselben Wegs gieng. (Man sieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts desto weniger ist's der Gewürzkrämer aus dem nächsten Städtlein —) „Guter Freund," sagte er, „mit wem redet ihr da so allein?" „Mit niemand," erwiederte der Weber, „wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft*) ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür?" Der Mann sagte: „Anderthalb Kreuzer für das Pfund, wenn das Papier daran gut ist. Kommt mit mir." Also verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer, die vollends zum Rest der Reise hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reise," sagte er, „will ich denken. Dießmal in Frankfurt gewesen." —

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem russischen Feldzug wissen will, der muß ihn entweder selbst mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegshauptleuten bekannt seyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt sich dessen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen sie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes ist ein seltener Beweis von Edelmuth und Leichtsinn, und noch einmal von Edelmuth. Zwei polnische Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem russischen Dorf bis den andern Morgen einquartirt. Sonst sollen die Polen und die Russen auf den bloßen Namen hin nicht immer die besten Freunde seyn. Allein der russische Edelmann, der in demselben Dorf wohnt, dachte daran in seinem schönen Schloß und in seiner warmen Stube, wie er auch einmal in seiner Jugend Kriegsgefangener gewesen war, in fremdem Lande ohne

*) „Lupft ihn einmal!" so viel als: „Hebt ihn einmal in die Höhe!"

Geld, ohne Freund, ohne Trost, und wie er in dem Hause eines edlen Menschen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie solches dem Herzen wohl thut. Also suchte er sogleich die Gefangenen auf, nahm sie in sein Schloß, bewirthete sie, wie Brüder oder Freunde, und suchte sie durch Trost und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das ist ein schönes und heiliges Schuld- und Wechselrecht, das in dem Herzen aller gutgearteten Menschen aufgerichtet ist, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, sieht sie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt sie, wenn er daheim ist, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handschrift darüber ausgestellt hat, und das nicht einmal, sondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgestreutes Saatkorn nicht allein, sondern selb zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wißt ihr schon," fragte die Gefangenen der Edelmann, „wo der Ort eures Aufenthalts seyn wird?" Die Gefangenen sagten, „in den kaukasischen Gebirgen." — „Seyd ihr denn auch mit etwas Reisegeld versehen auf einen so langen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achseln. Hierauf sprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu essen und zu trinken, und wohl bei ihm zu schlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und sie nun von ihrem Wohlthäter Abschied nahmen, schenkte er ihnen fünfhundert Rubel russischen Geldes auf die Reise. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen schenkte. „Ich will es euch leihen," sagte er, „wenn euch einst Gott in eure Heimath und zu den Eurigen zurückführt, so könnt ihr mir's wieder schicken."

Die Geschichte könnte hier aus seyn. Sie wäre schon des Erzählens werth gewesen. Allein sie fängt jetzt erst recht an. Der nächste Tagmarsch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altrussischen Grenzfestung, Namens Bobruisk. Man muß schon ein fertiges Mundstück haben, wenn man so einen russischen Namen mit Leichtigkeit will aussprechen können. Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tagszeit anlangten, giengen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu besehen, und als sie an ein schönes großes Wirthshaus kamen, dachten sie, „wollen wir nicht ein wenig hineingehen, und unserm Wohlthäter seine Gesundheit trinken?" In dem Wirthshaus aber saßen viele russische Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken mit einander, oder spielten Pharao. Pharao aber ist ein sehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verspielen kann, also, daß man es nicht Pharao nennen sollte, sondern

das rothe Meer, weil viele, die hinein gehen, drin ertrinken, ausgenommen die Kinder Israel.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige russische Edelmann nach Bobruisk, um bei seinen guten Freunden daselbst einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirthshaus hinein tritt, was geschieht, wen sieht er mitten unter seinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltische sitzen? Wen sieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern setzen und verspielen? Seine leichtsinnigen Gäste, die zwei Polen. Die Polen hätten auch fast lieber einen Wolf als ihn gesehen, und spielten nicht um das besser oder glücklicher, als er sich ebenfalls an den langen Spieltisch setzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geschlichen, wenn sie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müssen im Stich lassen, das sie wieder zu gewinnen hofften. Als sie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copecke dahin war, und jetzt trostlos und verzweifelnd zur Thüre hinaus schlichen, ging ihnen der russische Edelmann nach, und mancher geneigte Leser, dem man nicht so kommen dürfte, freut sich schon, wie er Justiz machen, und den russischen Stab wird walten lassen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener ist ohne Schläge geschlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmuth kann beschämen und bessern. „Meine Freunde," sagte er zu ihnen sanft und gütig, „Ihr müßt wohl besser bei Geld seyn, als ich gestern geglaubt habe. Nehmt mir meine Bereitwilligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beschämt habt." Die Gefangenen waren nicht im Stande, eine Silbe zu antworten, ausgenommen sie schlugen die Augen nieder, als wenn sie sagen wollten, daß er sich gestern nicht an ihnen versehen habe, aber jetzt. Da sprach er zu ihnen: „Ihr seid nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte sey zum zweitenmal besser an euch angewendet, als zum erstenmal;" und als er ihnen mit einem guten Wechselbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verlust ersetzte, konnten sie noch weniger als vorher sprechen, sondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Diese Erzählung ist unversehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen, und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt sie niederreißen?" Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle?" Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt auch ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse eure Mühle taxiren, und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nämlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig seyn, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine

friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes in Schweizerland, der erschlagen wurde in einem Gefecht nicht weit vom Vierwaldstätter See, mit dem Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächst der Wahlstatt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten und dabei waren, und ein Kreuz, wie man in der Geschwindigkeit eines machen kann, auf sein Grab steckten, daß, wer vorüber ginge, auch ein Vaterunser für seine Seele beten sollte. Item, am Dienstag darauf, als der Siegrist frühe Morgens in die Kirche gehen, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienstag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verschwunden. Sonst thut der Glaube Wunder. Dießmal aber that's des Glaubens fromme Schwester, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihn die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hintersaß und seiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängstigte sich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß, den sie hörte, gieng ihr schauderhaft durch das Herz, denn sie fürchtete, er gehe durch das seinige. Einer gieng dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohlbehalten nach Hause kamen, brachten sie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, sein Gebetbüchlein und seinen Rosenkranz. „Dein Mann,“ sagten sie, „hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im oberen Riedt. Ein Kreuz steht auf seinem Grab. Es hätte jeden treffen können,“ sagten sie. Die arme Frau vergieng fast in Thränen und Wehklagen. „Mein Mann erschossen,“ sagte sie, „mein einziges und alles — und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde!“ Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht, als alles schlief, gieng sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer

von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicherweise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehelichen Liebe und Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig seyn. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge, und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte — diesem das Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisegefährten auf dem See zwischen Winkel und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt, und von Ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sey grundfalsch. Wer ihm viel giebt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn's noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussetzen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zuletzt die Reichen alles bekommen?"

Mahomed.

Dem Mohamed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sey, weil er noch keine Wunder gethan hatte, wie Elias. Dazu sagte Mohamed ganz gleichgültig, wie einer der eine Pfeife Tabak raucht, und was dazu redet, „das Wunder,"

sagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihr aber verlangt, so werden ich und jener Berg dort geschwind bei einander seyn." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg sich soll von seiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieser keine Bewegung machen und auch keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort ist auch eine, so ergriff Mahomed sanftmüthig seinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswerthes Beispiel gab, auch für solche Leute, die keine Propheten zu seyn verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man selbst thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß oder von Zeit und Glück, oder von andern Menschen verlangen soll. Z. B. hast du etwas nothwendiges und wichtiges mit jemand zu reden, so warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geschwinder und vernünftiger gehst du zu ihm. Ein hübscher Kirschenbaum in dem Garten wäre eine schöne Sache. Das Plätzchen schickte sich dazu. Warte nicht bis er selber wächst, sondern setze einen. Ferner ein Auszugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigstens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Wasser oder an einem schmalen Steg, damit die Kinder nicht hinein fallen, kommt viel geschwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man sollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erst ein arabischer Prophet oder ein Kalenderschreiber so etwas muß begreiflich machen.

Selbst der Kalenderschreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgiebt, — es ließe sich noch ein Wort mehr sagen, — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauern soll, bis der neue Kalender fertig ist, sondern er schreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum:

Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Asien hinein, und ist ebenfalls der Sitz eines russischen Statthalters, nämlich wie Pensa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz, wo viel Tausend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben und dann tiefer hineingeführt wurden in das Elend,

Ein Transport von gefangenen Deutschen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geschehen pflegt, stehen auf den Gassen, die Neugierigen schauten, der Uebermuth trotzte und spottete, die Rachsucht fluchte und schimpfte. Keine Hand bot sich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verschmachtenden Fremdlinge an, eher zu etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegsgefangenschaft spinnt keine Seide, und man kann nicht glauben, wie erbittert damals die Russen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, sondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und seinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn trösten wollte: „Fasse dich junges Blut, auch das wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode," — in dem Augenblicke hören sie zunächst vor sich ein muthwilliges Lachen, und indem sie unwillkührlich aufschauen, — sie hätten's bereits können gewohnt seyn, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen russischen Gefährt zwei Jungfrauen, schön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Rosen blühen. Beide Theile schauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen sich wollten Gewalt anthun, sie konnten sich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, so ward's nur ärger. Das griff schmerzhaft den sonst vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch so jung," — dachte er, — „und schon so entartet," — und der Lieutenant dachte, — „so schön und doch so grausam," — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieses unwirthlichen Landes," fieng der Hauptmann an, — „ihr versteht zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott ihr verstündet sie," da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der Hauptmann fort, — „steht das euerem Geschlechte, euerer Jugend und eueren schönen Kleidern an, an dem Jammer schuldloser Menschen euere Augen zu weiden, und mit solchem Hohngelächter unsere Herzen zu durchschneiden." Da fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, sie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erstaunen ebenfalls deutsch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutsch. „Edle Fremdlinge," — sagte sie, sanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, — „sprecht nicht also, daß wir gekommen seyen, unsere Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Absicht haben, euch zu

bitten, daß ihr mit uns gehen wollet, in die Wohnung unserer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu eueren Fahnen, oder in die Umarmungen euerer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich sein möget, alle Tage eueres Lebens.“ Ihr entgegnete hinwiederum erstaunt über diese Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein möget, wenn dem also ist, wie ihr saget, so vertrauen wir uns euerer Einladung an, die ihr aus deutschem Blut entsprossen scheint, so ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat.“

Als sie aber in den Wagen einstiegen, und der Hauptmann wollte, wie es sich traf, neben die ältere der Jungfrauen sitzen, widerfuhr ihnen noch etwas apartes, denn es zog ihn die jüngere sanft auf ihre Seite: „Verzeiht mir,“ — sagte sie, — „meine Ansprüche auf euch sind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an euch.“ Und zu dem Lieutenant sprach die ältere ebenfalls: „Meine Freundin hat kein Recht an euch,“ — und zog ihn sanft und sittsam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwischen beiden schönen Jungfrauen schwerer seyn müssen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwischen einem funfzigjährigen Mann und einem zwanzigjährigen Jüngling.

Fragt sich nun, wer waren die Jungfrauen, und wo führten sie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angesehene deutsche Familienväter; der Deutsche kommt, wie das Quecksilber, überall durch, wenn er schon kein's ist. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beisammen, und sprachen von allerlei. „Ist's wahr,“ — sagte der Eine, — „daß morgen deutsche Kriegsgefangene ankommen?“ — „Sie sind schon angesagt,“ erwiderte man ihm. — „Die armen Menschen haben einen schweren Gang,“ — sprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: Werden wir auch einen bekommen, — mein Vater? — Wie sorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schwester sein pflegen, und ihn trösten. Der Vater erwiderte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Rosen. Sie werden in den Vorstädten in den dürftigsten Hütten untergebracht.“ — „Oder wolltet ihr denn nicht selbst einen einladen, oder euch einen ausbitten von dem Hauptmann ihrer Bewachung?“ — „Das könnte mir wohl übel gedeutet werden,“ — erwiderte der Vater, — „sie sind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, selbst als Fremdlinge aus ihrer Heimath, sind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unsere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schicksal ohne

mein Zuthun entgegenführt, will ich mich seiner nicht entschlagen, und ebenso sprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter mit einander, und leichtsinnig und gutmüthig, wie die Jugend ist, beschlossen sie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was sie thaten.

Anfänglich fuhren sie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man sieht zuerst die Waare an, was da ist, ehe man auf gerathewohl kauft, das Nächste das Beste. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da stand, wenig gebeugt von seinen Leiden, und angeschmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schicksal zum erstenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberste Klasse, sagten sie zu einander, — „diese zwei wollen wir nehmen." — „Willst du den Alten?" — sagte scherzhaft die jüngere. „Oder willst du ihn?" sagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Busengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieser sagte, — „auch das wird ein Ende nehmen," — lachten die Jungfrauen. Denn diesen Erbschatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen, und in schnellern Ablösungen mit einander wechseln. Hernach als aber der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, — „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht," — lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl, daß es unschicklich sey, hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen, und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!" — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt als ein Bruder, der Lieutenant in dem seini-

als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anderst, nämlich ebenso, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschirte der Lieutenant seinen Glauben, nämlich, daß er in der Uniform sterben werde. Er verschaffte sich den Abschied von seinem Regiment, und freut sich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend seiner schönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte sich von diesen edeln Menschen und von seinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutschland und bei den Seinigen an, und wer ihn sah und vorher gekannt hatte, wunderte sich sein. „Ei, wie seid ihr so jung geworden, Herr Hauptmann, in euerer Gefangenschaft, euch muß es nicht übel gegangen seyn."

Der geneigte Leser darf an der Wahrheit dieser Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat sie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat sie selbst einem rheinländischen Herrn Kriegsobristen also mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegsobristen aber hat sie der Hausfreund, und hat seitdem schon manches Täublein mit ihm verzehrt, und schon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmied ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," sagte er, „könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sey geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ei," erwiederte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seyd ihr Deutsche

noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig seyn. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel," sagte er, „zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein, und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmied erwiederte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und eueren Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sey, es könne wenigstens drei Tage dauern. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." Das wäre nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann."

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeindsversammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte den Wettermacher aus und schickte ihn fort. Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt ihr euere neun Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fortkommt, eh' Mord und Todtschlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelschmied ließ sich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsschuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein lehrreicher Mensch. Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen allein gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverstand.

Von drei Schlafkameraden war der eine eben am süßen Einschlummern, als der zweite zum dritten sprach: „Joachim, was soll das heißen, daß du seit am Montag nichts mehr mit mir redest, so wir doch unser Lebenlang gute Freunde gewesen sind? Hast du etwas gegen mich, so sag's." — Der dritte erwiderte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenstein. Wie man in den Wald schreit, so schreit's wieder." Darauf sagte der zweite: „So, du nennst mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie man in den Wald schreit, so schreit's auch wieder." Der dritte sagte zum zweiten: „So war's nicht gemeint, Bastian. Uebrigens halte ich den Geschlechtsnamen meines seligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben." Darauf entgegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beistand. Aber man erkennt etwas daran." Der dritte sagt: „Dein Vater ist ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand geht." Der zweite sagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwiesen. Aber sie redeten mit einander." Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdrossen, daß du mir den Montag keine Antwort gabst, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meister fortgejagt hat."

Als endlich der erste des Zwistes müde war, weil er gern hätte schlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und sagte: „Hat jetzt euer Disputat bald ein Ende, oder soll ich aufstehen und den Wirth holen, daß er Frieden schaffe, oder soll ich's selber thun?" Dem erwiderte der dritte, weil er am Worte war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliziren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet."

Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte seiner Mutter: „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben." Der Vater aber kam dazu und sagte: „Lügst du wieder? Willst du noch eine?"

Der geschlossene Magen.

Als einst der Zirkelschmied wieder auf vier bis sechs Wochen in gute Umstände gekommen war, lebte er so lange gar ehrbar und häuslich mit seiner Frau, der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu sehen. Nein, er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleisch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maaß Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm besonders schmeckte, schickte er nach dem Essen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen sollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute seine Frau ihn bittend an: „Männlein, sagte sie, laß es jetzt genug sein! Weißt du nicht, was im Doktorbuch steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sei." Dem entgegen schaute der Zirkelschmied so lieb und freundlich zuerst den Wein, hernach die Bärbel an: „Liebes Weiblein, sagte er, sei unbesorgt! Soll der Magen auch geschlossen sein, so viel bring ich noch wohl durch das Schlüsselloch."

Ist der Mensch ein wunderliches Geschöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch seinen Kammerdiener der Name eines Mannes genannt, der das 75ste Jahr zurückgelegt habe und noch nie aus Paris herausgekommen sei. Er wisse noch auf diese Stunde nicht anderst, als vom Hörensagen, was eine Landstraße sei, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling. Man könnte ihm weiß machen, die Welt sei schon vor zwanzig Jahren untergegangen. Er müsse es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich sei. „Nein, sagte der Kammerdiener, er ist so gesund, wie der Fisch im Wasser." Oder ob er trübsinnig sei. „Nein, es ist ihm so wohl, wie dem Vogel im Hanfsamen." Oder ob er durch seiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er ist ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte sich der König, und wünschte diesen

Menschen zu sehen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich ist bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieser, und der König redete mit dem Menschen von allerlei, ob er schon lange gesund und wohl auf sei. „Ja, Sire, erwiderte er, allbereits 75 Jahre." Ob er in Paris geboren sei. „Ja, Sire! Es müßte kurios zugegangen sein, wie ich anderst hineingekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen gewesen." — „Das soll mich doch Wunder nehmen, erwiderte der König. Denn eben deßwegen hab' ich euch rufen lassen. Ich höre, daß ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu diesem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man schon lange auf euch Achtung gibt?" Der Mann war über diesen Vorwurf ganz erstaunt, und wollte sich entschuldigen. Das müsse ein anderer sein, der seinen Namen führe, oder so. Aber der König fiel ihm in die Rede: „Kein Wort mehr. Ich hoffe, ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß." — Ein rechter Pariser, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig sei und ob es nicht auch anderst eben so gut sein könnte, sondern er thuts. Der Unsrige war ein rechter, obgleich als auf seinem Heimweg die Postkutsche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!" Als er nach Hause kam, las er die Zeitung wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel d'rinn. Er schaute zum Fenster hinaus, das war auf einmal so langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal so einfältig. Er ging spazieren, er ging in die Komödie, in das Wirthshaus, das war so alltäglich. So das erste Vierteljahr lang, so das zweite, und mehr als einmal im Gasthaus sagte er zu seinen Nachbarn: „Freunde, es ist ein hartes Wort, fünf und siebenzig Jahre continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erst nicht hinaus zu dürfen." Endlich im dritten Vierteljahr konnte er's nimmer aushalten, sondern meldete sich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter sei so hübsch, oder es sei heut ein schöner Regentag. Er wolle sich gern auf seine Kosten von einem vertrauten Mann begleiten lassen, wenn's sein müsse, auch von zweien. Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines schmerzlich durchlebten Jahres, gerade am nämlichen Tage, als er Abends nach Hause kam, fragt er mit bösem Gesicht die Frau: „Was ist das für ein neues Kaläschlein im Hof? Wer will mich zum Besten haben?" „Herzensschatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall suchen lassen. Der König schenkt dir das Kaläschlein und die Erlaubniß, darin spazieren zu fahren, wohin du willst." „Ma foi! erwiderte der Mann mit besänftigter Miene, der König ist gerecht." — „Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir spa-

zieren auf's Land?" — „Ei nun, erwiderte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen sehen. Wenn's auch morgen nicht ist, so kann's ein andermal sein, und am Ende, was thun wir draußen? Paris ist doch am schönsten inwendig."

Rechnungs-Exempel.

Der Hausfreund will den Herrn Provisern der rheinländischen Hausfreundschaft noch ein Rechnungsexempel aufzulösen geben. Item — (ein gutes rheinländisches Rechnungsexempel muß immer mit Item anfangen und mit Facit schließen.) Item der Nachtwächter in Segringen ging aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, trat der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenster. „Nachtwächter, ihr schreit und verführt einen Lärmen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch versteht man euch nicht Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!" Der Nachtwächter dachte: „Soll ich jedem Narren die Stunde besonders rufen? Ich setze voraus, daß die Leute schlafen. Wer heißt euch wachen?" Wißt ihr was? Ich will euch zwei Stunden auf einmal rufen, sagte er zum Adlerwirth, damit wir nicht so viel Mühe mit einander haben:

Hört, Adlerwirth, und lasset euch sagen:
Die Glocke hat — sie hat geschlagen.
Weun ihr die Zahl zur Hälfte brecht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addirt, habt ihr Gewinn.
Es steckt das Ganz' und so viel drin,
Als laut mein unverdrossener Mund
Verkünden wir zur nächsten Stund.

Nämlich das, was die Glocke geschlagen hatte, und was demnach der Wächter ausrief, ist eine Zahl, die folgende Eigenschaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zusammen addirt, so kommt mehr heraus, als die Zahl selber ausweist. Wenn man aber die Zahl selbst, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, so bleibt gerade so viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächsten Stunde wieder kommt. Diese Zahl wäre nach der Regula Falsi heraus zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländische Leser, der innerhalb acht Tagen

nach Empfang des Kalenders das Facit zuerst liefern wird, dessen Bildniß soll zur Ehrenauszeichnung bei der nächsten Krönungsfeier oder Feuersbrunst unter den Zuschauern im Kalender abgebildet werden.

Seines Gleichen.

Ein kunstreicher Instrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt sich schon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flasche Wein und einen halben Vierling Käs. Eines Abends, als sich die meisten Gäste schon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Instrumentenmacher oben noch allein saß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelschmied mit seinem Schoppen Siebenzehner hinauf. „Euer Wohlgeboren, sagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbarn über die Quadratur des Zirkels. Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unsers gleichen, sagte er, können von so etwas wohl unter sich sprechen und einander Gedanken geben. Ich z. B. wäre euerer Meinung nicht gewesen." Der geneigte Leser kennt den Zirkelschmied, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er sich gern an Fremde, die etwas gleich sehen, um hernach bei Andern mit ihrer Bekanntschaft groß zu thun, wie am Ende dieser Erzählung auch geschehen wird, und die Leute breit zu schlagen, wie man sagt. Der Instrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen, verachtenden Blick, und sagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen sein wollt, so kommt nicht zu mir, oder wer seid ihr?" Der Zirkelschmied, des Schimpfens und der Schande gewöhnt, erwiedert: „Sollte Euer Wohlgeboren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künstler mit einander sprechen?" Deß erboste sich der Andere noch mehr. „Ihr ein Künstler, fragte er ihn, ein Kammmacher oder ein Besenbinder? Wollt ihr ein Almosen von mir?" Der Zirkelschmied erwiedert: „Herr Christlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunst. Leute unsers gleichen pflegen sich sonst eben so sehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntnisse und Geschicklichkeit." Da stand der Instrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir schon wieder von eures gleichen, sagt er. Hör' ich's zum drittenmal von euch, so werf' ich euch den Stuhl an den Kopf," und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe. Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen stand, trat hervor und sagte: „Jetzt, Zirkelschmied, reist!"

Der Zirkelschmied aber erbost sich darüber auch, und geht aus dem Löwen in's Rößlein gerad gegenüber, und „stellt euch vor, sagte er dort zu seinen anwesenden Bekannten, was sich der hergelaufene Instrumentenmacher, der Broddieb, einbildet. Der hochmüthige Gesell nimmt's für einen Affrunt*) auf, daß ich zweimal zu ihm sagte: Leute unsers gleichen, und ich sag's zum drittenmal, wenn er's hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl."

Der geneigte Leser lacht ein wenig, daß der Zirkelschmied darauf beharrt, ein Mann, den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, sei seines gleichen.

Lerne erstens am Zirkelschmied: Man muß nie schimpfen, wenn man im Zorn ist, sonst schimpft und verunehrt man sich selbst.

Lerne zweitens an dem Instrumentenmacher: Man muß sich, wenn man etwas ist, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, sonst macht man sich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelschmied hatte insofern recht.

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn sie etwas sehen, das sie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, so sagen sie kurz und gut, das ist ein Blendwerk. Nämlich, daß man etwas zu sehen glaube, wo nichts ist, oder daß man die Sache anders sehe, als sie wirklich ist.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondschein auf der Straße ist, und sieht an einer Mauer oder im Nebel seinen Schatten aufrecht, daß er meint, es sei ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der schwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falschen Freund für einen guten Freund hält, und, trotz aller Warnung, dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen ist, und die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Das ist ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint, etwas sei ein Blendwerk, und ist doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinstrom kam ein Gaukler an, ein Tausendkünstler, und bekam die Erlaubniß, auf einer alten Heubühne, die schon lange nicht mehr war gebraucht worden, seine Künste zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Fast die ganze Gemeinde versammelte sich, und es war der Mühe werth.

*) „Affrunt" so viel als: „Beleidigung."

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tausendkünstler zuerst zwei schwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verschiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri.

Nachdem schlupfte er durch einen metallenen Fingering hindurch und kam auf der andern Seite lebendig und eben so dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache scheint übertrieben zu sein.

Hierauf sagte er, das sei aber noch alles nichts. Jetzt wolle er sich mit einem scharfen Schrotmesser den Bauch aufschneiden. Hernach wolle er ganz in den Bauch hineinschlupfen, daß man gar nichts mehr von ihm sehe. Hernach wolle er sich wieder aus sich selber herauswickeln, daß er wieder sichtbar werde.

Ehe er aber das große Wagestück beginnen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, stürzte der morsche Boden, und die ganze Zuschauerschaft wäre in den untern Raum zusammengestürzt, wenn nicht noch einer sich an einem schwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entstand nun ein großes vierstimmiges Noth- und Zetergeschrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es ist gar klug, wenn man kleine Kinder zu so etwas mitträgt. Sie sehen alles gar gut, und wenn's an Musik fehlt, so können sie machen. Alles schrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen," so daß der oben auf dem Balken genug zu trösten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, sagte er und seit verständig! Man muß sich ja schämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk ist? Euch Leuten, sagte er, ist keine Ehre anzuthun." Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künstler, und meinte, unversehens würden wieder alle an ihren Plätzen sitzen.

Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein schönes Büblein auf dem Knie, und machte ein Gesicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei, und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halberfrornen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder." Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wenn gehören sie? Wer schickt euch zu mir?" — „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau

im Schnee, siebenzig Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen, was ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein," und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort," und der Hausfreund glaubt's auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor fünf Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiehl. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edeln russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und das kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?" — „Wo du hingehst, Mutter," sagte der Knabe, und hatte Recht. Denn er gieng noch vor der Abreise in's Grab. Also versah sie sich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er sie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst," hatte der Knabe gesagt, nnd der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?" sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren? — wem bringen?" Thue, was du sollst, sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. Willst du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben

haben, um dein Wort, das du ihr gegeben hast? Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vater unser. „Und führe uns nicht in Versuchung." Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich, daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht." — Wie er denn hieße: „Wir wissen's auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname sei: „Charles." Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären versorgt und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger, als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch Niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber Niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?" und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Noth erzählte, „eins," dachte er, „will ich ihm abnehmen," und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen, „ich will ihm zwei abnehmen," dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sey der Herr Vetter, und anfingen, auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon bemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „in Gottes Namen," sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," sagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen lassen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe

und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg und blieb sitzen, — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut, sagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna ist weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;“ da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund, sagte er, ihr kommt mir ein wenig kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, soll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüth begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will euch nicht in's Gesicht sagen, wie ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst ist gering.“ — „Eben deßwegen, sagte Herr Charles, darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr sie wieder?“ Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe. „Wenn's so ist, sagte er, ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzosen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür,“ sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne in's Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles, dachte er, und ein armer polnischer Fuhrmann,“ — und als der Pole schon anfing, eines der Kinder nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund, sagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht euch abgenommen habe,“ und gab ihm die fünfhundert Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrlohn ist bezahlt, und so ein oder der andere der geneigten Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

Vermischte Aufsätze.

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.*)

Dem geneigten Leser, wenn er zwischen seinen bekannten Bergen und Bäumen daheim sitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, so ist's ihm wohl und er denkt just nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer stillen Herrlichkeit aufgeht, so weiß er nicht, wo sie herkommt, und wenn sie Abends untergeht, weiß er nicht, wo sie hinzieht, und wo sie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad sie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht spaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn er in den Himmel voll Sternen hinauf schaut, einer blinkt schöner und freudiger als der andere, so meint er, sie seyen alle wegen seiner da, und weiß doch nicht recht, was sie wollen. Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er schon bei Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsterniß verführen will, etwas Böses zu thun, er kann nimmer.

Also will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerst über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

---

*) Aus Landkalender und Hausfreund.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenschein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht der Mond und die Sterne, und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber wir Sternseher und Kalendermacher wissen's besser. Denn erstlich, wenn einer daheim weggeht, und will reisen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April vom Hause aus, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land auf's Wasser, und vom Wasser wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Toback einfüllt, und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüth, es wird nach und nach Alles, wie es daheim war, er hört seine Landessprache wieder sprechen, zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde noch nie gesehen. Nämlich er reis't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herum zieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgieng.

Es sind schon mehr als zwanzig solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in Einem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereis't, und von der andern Seite her wieder heim gekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owei ein wenig todt geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren sichern Anzeigen erkennen die G

lehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: Sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben daß auf diese Art ein Theil der Geschöpfe mit dem Kopfe abwärts hänge, und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft herabzufallen. Dieß ist lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben was über dem Haupt hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sey. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum erstenmal hören sollte, wie groß diese Kugel sei; denn

der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt: eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen in's Gevierte und davon sind zwei Drittheil Wasser und ein Drittheil Land.

Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausen sechshundert und zweiundsechzig Millionen Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einem lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens: Die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinaufschaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf

geladene Kanone stünde, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechzigsten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper, eine schwebende Kugel sey, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer, als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen mal so viel, als die Erde. Wenn sie hohl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsaamen- oder Mohnsaamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eins so unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsaamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganz unermeßliche Sonnenmasse sey nicht Anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämplein verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht Alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer Alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten, wie der Mattheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl, wie unsere Erde, ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat, und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Gluth gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einen hohen Berg hinauf steigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer seyn soll?

Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, uud ist dort wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Freitag. Schon Doktor Martin Luther hat einmal so etwas verlauten lassen, und der gelehrige Leser begreift's ein wenig, aber doch nicht recht.

Fortsetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerst von der Erde und hernach von der Sonne, jede für sich, geredet worden ist, so wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie sie unter einander in guter Freundschaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Märzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fensterscheiben entstehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer so unermeßlich weiten Entfernung von uns weg ist, so hat es den Sternforschern schon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß sie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumspringen soll in einer unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, nur damit wir in diesem kurzen

Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundigen haben sich überzeugt, daß Alles, was geschieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geschehen könnte. Allein ein rechtschaffener Sternseher, Copernicus genannt, hat bewiesen, daß es nicht nur so geschehen könnte, wie die Naturforscher denken, sondern daß es wirklich so geschieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menschliche.

Der geneigte Leser wird jetzt erfahren, was Copernicus behauptet und bewiesen hat, wird aber ersucht, zuerst Alles zu lesen, ehe er den Kopf schüttelt oder gar lacht.

Erstlich, sagt Copernicus, die Sonne, ja selbst die Sterne, haben gegen die Erde weiters keine Bewegung, sondern sie stehen für uns so gut als still.

Zweitens, die Erde dreht sich in 24 Stunden um sich selber um. Nämlich man stelle sich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengesetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Diese zwei Punkte nennt man Pole. Gleichsam um diese Axe herum dreht sich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, sondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will sagen am 21. März, von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr an einen Kirschbaum oder an ein Crucifix auf dem Felde angeknüpft würde, so würde die Erdkugel diesen Faden in 24 Stunden einmal ganz um sich herum gezogen haben, und so jeden andern Tag.

Auf diese einfache Weise geschieht das nämliche, was geschehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen rings um die fest stehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel ist gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte ist von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nämliche, sondern wie die Erdkugel sich gleichsam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst sich immer an dem einen Rand der finstern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die ersten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, sie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer später und kühler, bis man die Sonne nicht mehr sieht, und meint, sie sey untergegangen, und der Morgen, Mittag und Abend, das heilige Osterfest und sein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erscheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, sondern in Wien zum Beispiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, sagt Copernicus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu seiner Zeit das heilige Osterfest in 24 Stunden gleichsam um sich herum spinnt, bleibt sie nicht an dem nämlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum stehen, sondern sie bewegt sich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit in einer großen Kreislinie zwischen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deßwegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden Alles wieder so wird, und Alles wieder so steht, wie es vor eben so vieler Zeit auch gestanden ist, so rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und spart die 6 Stnnden 4 Jahre lang zusammen, bis sie auch 24 Stunden ausmachen; denn man darf nichts von der kostbaren Zeit verloren gehen lassen. Deßwegen rechnet man je auf das vierte Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verständigen Leser einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verspüre könnte! Deßwegen und

Viertens, sagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Gefährte selbst erkennen, sondern man erkennt sie an den Gegenständen rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche stehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbei kommt. Wenn ihr auf einem sanft fahrenden Wagen oder lieber in einem Schifflein auf dem Rheine fahrt, und ihr schließt die Augen zu, oder ihr schauet eurem Kameraden, der mit euch fahrt, steif auf einen Rockknopf, so merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umschaut nach den Gegenständen, welche nicht selber bei euch auf dem Gefährte sind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und das Gegenwärtige verschwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erst, daß ihr vorwärts kommt, also auch die Erde. An der Erde selbst und Allem, was auf ihr ist, so weit man schauen kann, läßt sich ihre Bewegung nicht absehen (denn die Erde ist selbst das große Gefährte, und Alles, was man auf ihr sieht, fahrt selber mit); sondern man muß nach etwas schauen, das stehen bleibt, und nicht mitfahrt, und das sind eben nach Nro. 1 die Sonne und die Sterne, z. B. der sogenannte Thierkreis. Denn zwölf große Gestirne, welche man die zwölf himmlischen Zeichen nennt, stehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Wassermann, die Fische.

Eins folgt auf das andere, und das letzte schließt an das erste wieder an, nämlich die Fische an den Widder. Dieß ist der Thierkreis. Er steht aber noch viel höher am Firmamente, als die Sonne, und sie steht von hier aus betrachtet immer zwischen den zwei Linien, die seinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derselben. Denn ob sie gleich noch weit herwärts desselben steht, so meint man doch wegen der sehr großen Entfernung, sie befinde sich in dem Zeichen selbst. Wenn sie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks steht, so steht sie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, sondern im nächsten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächstfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdessen vorwärts gegangen sey. Es kann nicht fehlen. Zu dem Allem sagt

Fünftens und letztens der Copernicus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte sich auch so, und sie bewegte sich waagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, also daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreises stände, so müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich seyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte sich die Hitze ein wenig, je schiefer die Sonnenstrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrschte ein Winter ohne Trost und ohne Ende. Aber es ist nicht so, sagt der Sternseher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht senkrecht gegen die Sonne, sondern schief in einem Winkel von 67 Graden, wer's versteht. In dieser Richtung gegen die Sonne dreht sich die Erde in 24 Stunden um, in dieser Richtung wandelt sie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht senkrecht, sondern schief.

Wenn am 21. März der geneigte Leser sich vor den rothen Adler stellt, vor das Wirthshaus, und sich mit dem Gesicht gegen Sonnenaufgang kehrt, so ist der Kreis, den an selbigem Tage der rothe Faden um die Erde zieht, noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, sein Pol aber, dem er am nächsten ist, ist 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In solchem Standpunkt steht der geneigte Leser am 21. März. Aber schon am 22sten legt sich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Crucifix, und an seinen Anfang an, sondern er lauft etwas herwärts gegen uns daran vorbei, und so windet er sich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21. Juni, und ist alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, sondern ist uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meilen

näher gekommen. Aber vom 21. Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21. September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder satt an dem Crucifix vorbeistreift. Von dieser Zeit an wendet er sich jenseits gegen den andern Pol, immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21. December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt ist, kehrt alsdann eben so zurück, und trifft am 21. März wieder richtig bei dem Crucifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir so weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieser figürlichen Vorstellung ist nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leser schon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Astronomen haben daraus berechnet, in welcher schiefen Linie die Erde binnen Jahresfrist die Sonne umlaufen muß, damit diese Veränderungen und die vier Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21. März, wann der rothe Faden gerade auf das Crucifix herabreicht. Die Sonne steht gleich weit von beiden Polen über der Erde, Tag und Nacht sind gleich. Die Sonne scheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzusteigen, je mehr sich der rothe Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21. Juni, wenn der Faden am weitesten von dem Crucifix entfernt, und am nächsten bei uns ist. Alsdann steht die Sonne am höchsten über dem Haupt des geneigten Lesers, und dieser Tag ist der längste. So wie sich der Faden wieder hinaus windet, kommt die Sonne immer schiefer gegen uns zu stehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbst beginnt am 21. September. Tag und Nacht sind wieder gleich, weil die Sonne, besage des Faden wieder über dem Crucifix steht. Aber je weiter er alsdann hinauslauft gegen den andern Pol, desto tiefer stellt sich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20. December der Faden am weitesten jenseits von uns entfernt ist. Der geneigte Leser verschläft alsdann die längste Nacht, und die Sonne steht so tief, daß sie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbars Kaminhut in das Stüblein schauen kann, wenn die Fensterscheiben nicht gefroren sind.

Endlich, wenn von diesem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern sich auch die Tage wieder. Am 22. Februar auf Petri Stuhl=

feier kommt schon der Storch in seine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20. März trifft der rothe Faden wieder bei dem Crucifix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus ist zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahrszeit herrscht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maße, wie sich die Sonne von unserm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt sie höher über diejenigen zu stehen, welche jenseits des Crucifixes gegen den andern Pol hinaus wohnen, und umgekehrt eben so.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unserm Winter die längste Nacht verschlafen, schimmert dort der längste Sommertag, und der Hausfreund kann sich nicht genug über die göttliche Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichsten Landschaften noch einen lustigen Frühling und eine fröhliche Ernte bringen kann.

So viel für dießmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Mensch von derselben sich aufheben, und in gerader Linie langsam oder geschwind zum Abendstern auffsteigen könnte, der unter allen Sternen der nächste ist, so würde er noch merkwürdige Dinge sehen. Der Stern würde vor seinen Augen immer größer werden, zuerst wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unübersehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erscheinen, weil es sich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewissen Entfernung davon schon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es sich auf einen kleinern Raum zusammen drängt. In einer gewissen Entfernung hätte sie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenscheibe, hernach wie der Mond, und endlich, wenn er gelandet wäre, würde er sie weit draußen am Himmel als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehen sehen. „Sieh dort," würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, „sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine geborne so und so." Es müßte ein wundersames Vergnügen seyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu sehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leser diese Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht.

Der Mond.

Der geneigte Leser wird nun recht begierig seyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts so oft aus der Stadt nach Hause leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erstlich: Der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man sieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um sich zu werfen, wenn's nicht seyn muß, und den gutmüthigen Leser im Numeriren zu üben, sondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens: Daß der Mond, wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen scheint, will nicht viel sagen. Gesetzt, er stehe unbeweglich still an seinem Ort, so dreht sich ja die Erde um ihre Axe, daraus erfolgen in Rücksicht auf den Mond die nämlichen Erscheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herab reichte, und auch an dem Kruzifix im Felde angeknüpft würde, so müßte sich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond ist deßwegen nicht um die Erde herum gegangen, sondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Axe hat den Faden selber an sich aufgewunden.

Drittens: Der Mond muß auch sein Licht und Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond, wie die Erde, ebenfalls um sich selber, oder um seine Axe, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er sagen in 29 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert fort an Einem Ort so lange als ungefähr zwei von unsern Wochen, und eben so lang die Nacht, und ein Nachtwächter muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es anfängt 223 zu schlagen oder 309. — Aber

Viertens: Der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dieß sieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht

immer am nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern auch ein paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leser herum führe, so müßte doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat, also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens: Da sich der Mond also um die Erde bewegt, so ist daraus leicht abzunehmen, was es mit dem Mondwechsel für ein Bewandtniß hat. Der Neumond ist, wenn der Mond zwischen der Sonne und Erde steht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann ist seine ganze erleuchtete Hälfte oder sein Tag gegen die Sonne gekehrt, und seine Nacht schaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf seinem Umlauf zwischen der Sonne und der Erde heraustritt, und sich gleichsam mit ihnen in den Triangel stellt, erblicken wir zuerst einen schmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum Ersten Viertel.

Das erste Viertel ist, wenn der Mond so steht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht ist, und die Hälfte von der verfinsterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht sehen, wie Gott das Licht von der Finsterniß scheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig besiegt wird.

Der Vollmond ist, wenn der Mond auf seinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde steht, also daß die Erde zwischen ihm und der Sonne schwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir seine ganze erleuchtete Hälfte sehen, wie sie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unserer Nacht hinaufschauen in seinen Tag. Vom Vollmond an, wenn der Mond sich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von seiner finstern Hälfte zum Vorschein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel ist, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns steht, erleuchtet, und die andere verfinstert

ist, und jetzt kann man sehen, wie die Nacht den Tag besiegt, bis sie ihn im Neumond wieder verschlungen hat. Dieß ist der Mondwechsel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in schnurgerader Linie von der Sonne stehen, so geschehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage sehen kann, nämlich die Finsternisse. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in seinem Lauf gerade zwischen die Erde und die Sonne hinein rückt, nicht höher und nicht tiefer, so können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer sehen, oder doch nicht ganz, und das ist alsdann eine Sonnenfinsterniß; die Sonnenfinsterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwischen die Sonne und zwischen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, so kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond scheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege steht. Dieß ist alsdann die Mondsfinsterniß. Die Dunkelheit, die wir an dem Mond erblicken, ist nichts Anderes als der Schatten von unserer eigenen Erde, und ein solches Exempel am Mond kann nur im Volllicht statuirt werden. Alle diese Finsternisse nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wissen wir Sternseher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu sagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern gesagt worden ist, und ferner soll gesagt werden. „Woher wißt ihr," fragt der vorsichtige Leser, „daß die Sonne und der Mond so groß ist, oder so, so weit oder so nahe; und daß sich die Erde und der Mond auch ganz gewiß so bewegen, wie's euch vorkommt? Wer ist dort gewesen und hat's gemessen?

Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, so könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finsterniß voraussagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute sie anfängt, und wie tief sie in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder sagt's auch voraus, wenn ihr könnt, und warum sucht Ihr es im Kalender, wenn Ihr meint, wir falliren.

Siebentens: Und wenn der Mond in seinem vollen Licht am Himmel erscheint, sieht er bei allem dem kurios aus mit seinem trüben Gesicht, und mit seinen helleren und blasseren Flecken. Denn bekanntlich ist die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, sondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile seyen Land, von welchem die Lichtstrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren seyen Wasser, welches die Lichtstrahlen verschluckt. Allein mit einem kapablen Perspektiv,

wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtschaffener Sternseher, Namens **Schröter**, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt, als Land und Wasser, nämlich auch Land, aber kein Wasser, sondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Gestalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten sogar beobachtet, und wie er sich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt sogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichsam wie ein Exempel aus der Regel de Tri? Die höchsten Berge auf dem Mond sind höher als die höchsten auf der Erde, nämlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Respekt vor dem Sternseher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem schwachen Menschenkind den Verstand und die Geschicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumessen, die unser einer (der geneigte Leser ist gemeint) gar nicht sieht. Fragt man nun noch

Achtens und **letztens**, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Antwort: Was die Erde. So viel ist gewiß, er erhellt durch sein mildes Licht, welches der Wiederschein von seinem Sonnenschein ist, unsere Nächte, und sieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küssen. Er ist der eigentliche Hausfreund und erste Kalendermacher unserer Erde, und der oberste General-Nachtwächter, wenn die andern schlafen. Hinwiederum scheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechselndem Licht, an die finstere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leser sagen! Sieht man nicht in den ersten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel steht, sieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil seiner Scheibe, oder seine Nacht durch einen schwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das ist eine Wirkung des Sonnenscheins, der von der erleuchteten Halbkugel unserer Erde auf den Mond fällt, oder ist der Erdschein im Mond.

Zudem ist es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geschöpfe von kuriosen Gestalten und Eigenschaften beherbergt, die uns Alles besser sagen könnten, und die sich in ihrer Nacht auch über den milden Erdschein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und sey blos wegen ihnen da, und wir könnten's ihnen auch besser sagen.

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unsern Betrachtungen uoer das Weltgebäude unsern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unser Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen sich so oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptstadt oder in der Nähe derselben gelebt hat, der kann wissen, was eine Illumination ist, und wie herrlich es aussieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tausend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann sich nicht satt schauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle diese irdische Herrlichkeit ist in gar keine Vergleichung zu setzen mit der großen himmlischen Illumination, die in jeder wolkenlosen Nacht zur Ehre des großen Weltenbeherrschers aus unermeßlicher Höhe herab flimmert.

Für's erste müssen wir wissen, daß es zweierlei Arten der Sterne giebt. Denn so sehr sie alle, groß und klein, in der Unordnung unter einander zu stehen scheinen, so behalten doch die meisten derselben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt sich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Gestirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsstab, der wird's wissen. Wie diese Sterne in seiner Jugend standen, so stehen sie noch, und wo er sie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er sie in der nämlichen Jahreszeit wieder. Und diese Sterne heißen Fixsterne.

Nur mit sehr wenigen andern, welche man Irrsterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtniß. Diese behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwischen zwei gewissen Sternen steht, so steht er von heute über's Jahr nicht mehr zwischen den nämlichen, sondern an einem andern Ort. Es ist, als ob diese Sterne für Kurzweil bei den andern herum spazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und sich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber sie haben ihre Ordnung so gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehrsten von ihnen kennt jeder Leser aus den Kalendern, besonders aus dem hundertjährigen. Diese Planeten haben nun folgende Eigenschaften mit einander gemein:

1) Sie sind unter allen Sternen unserer Erde am nächsten, viel näher als ein Fixstern.

2) Sie bewegen sich in großen Kreisen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus diesem Grunde verändert sich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es sind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfingen ihr Licht wie unsere Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen sehen, ist Sonnenschein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückstrahlt, so daß wir auch in der finstersten Sternennacht doch nicht ganz von diesem fröhlichen Lichte verlassen sind. Jeder Planet ist eine ungeheure große Kugel, die sich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne steht, hat Licht, die andere ist finster. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet steht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unsere Erde, verschiedene Jahreszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falsch ist es also, wenn man glaubt, die Sonne sey selber ein Planet. Denn sonst müßte sie sich selber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, sie müßte Tag haben, wenn sie von sich selber beschienen wird, und Nacht, wenn sie nicht von sich selber beschienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn sie näher oder weiter von sich selber absteht, und das ist lauter Widerspruch. Hingegen haben die Weltweisen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln desselben, unsere Erde selber ein Planet sey, weil sie alle Eigenschaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten stände, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde schaute, dem würde sie eben so als ein kleiner glänzender Stern erscheinen, wie uns der Abendstern erscheint. Denn es ist die Entfernung von den Sternen zu uns gerade so weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung stehen, daß unsere Erde abwechselnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach sieben Jahren manches wieder so kommt, wie es sieben Jahre früher war. Denn

1) sonst müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unsere Erde selber ein Planet ist, und solche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht statuirt.

2) So müßte unsere Erde auch die anderen Planeten hinwiederum regieren, und das kann nicht seyn, sonst müßten wir auch etwas davon wissen.

3) So sind nicht sieben Hauptplaneten, sondern es sind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jetzt eilf, und folglich kann nicht alle sieben Jahre der nämliche regieren. Wie sieht's jetzt aus?

Also ist auch der Mond kein Planet, wie schon aus der vorigen Betrachtung über ihn ersichtlich ist, sondern er ist der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber sind einige schon lange bekannt, nämlich

der Merkurius, aber diesen wird keiner von euch leicht gesehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem so kleinen Kreis, und steht immer so nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und also nicht überall zu sehen ist. Er ist ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne, als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf diesem Planet nur 88 Tage, denn in so viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet seine Jahrszeit. Dafür ist er auch einer von den kleinen Planeten, und sechszehnmal kleiner als die Erde.

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendstern oder Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein paar Stunden lang vor ihr auf, und das ist alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dieß rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blässer, und scheint sogar kleiner zu

seyn. Aber die Sternkundigen haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dieß ist sehr begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist, und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet seyn kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundigen durch die Hülfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat ebenso wie sie seine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

O das muß ein wundersames Vergnügen seyn, mit einem solchen Fernrohre in der finstern Erdennacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Thal hinüber schauen können, welches unsere Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein seyn, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menschen die Thiere hüten, und was sie sonst thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus sind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwischen der Sonne und der Erde stehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne doch die drei längst bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebst fünf neu entdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Vesta und Uranus genannt, welche in der Folge sollen beschrieben werden.

Fortsetzung.

Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude ist geredet worden?

Leser. Ja! Von den Planeten ist geredet worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leser. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn sie laufen in großen Kreisen um die Sonne herum, und kommen der eine heut, der andere morgen, aber jeder zu seiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten sind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden?

Leser. Ja! Der Merkurius ist betrachtet worden und die Venus, das ist der Abendstern.

Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser so wohl begriffen, und es so lange im Kopf behalten hat, und fährt nun also fort:

Der nächste Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, ist unsere Erde selber mit ihrem Beiläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutsche Meilen im Umfang. Sie ist 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein so schönes Tageslicht und so kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieser Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber sonst noch von der Erde zu sagen ist, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, siehe, das ist geschrieben in einem eigenen Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer,

ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dieß brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleich weit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars uud fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf giebt vier und zwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder verschwunden sey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber seinen Lesern kann er nichts vorenthalten, damit sie sehen, was wir Sternseher und Kalendermacher für respektable Leute sind, so die Sterne des Himmels überschauen, wie ein Hirt seine Schäflein oder ein Schulherr seine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unserer Sache sind, das hat sich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt.

Denn als der berühmte Mann, Namens Herschel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perspektiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, so hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24 richtig entdeckt, und sich etwas Rechtschaffenes darauf eingebildet. Allein das ist noch nicht Alles. Denn da dieser Planet so klein erschien, so hatte man das Herz zu behaupten, er sey nimmer ganz, sondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch diese Vermuthung scheint durch die Erfahrung bestätigt zu seyn, indem man nachher in kurzer Zeit nach einander noch drei Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, so, daß

man jetzt statt einem, der zu fehlen schien, vier auf einmal hat. Es ist daher fast nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetstern an jener Stelle gewesen, und schon vor undenklichen Zeiten in diese vier Stücke zersprungen sei, und muß ein rechtes Betrübniß gewesen seyn, wenn ein Vater oder eine Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupiter genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474 mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seinen Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen vier Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29½ Jahr vonnöthen hat. Da er so entsetzlich weit von der Sonne entfernt ist, so muß auf ihm das Licht derselben 90mal schwächer als auf unserer Erde seyn, und muß einer schon gute Augen haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber sieben Monde, die ihm seine trüben Tage erfreulich machen, und seine langen Nächte erheitern. Ueberdieß hat dieser Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, so aber doppelt ist. Dieser Ring zieht sich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, ist sehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er sein Licht ebenso wie die Monde auf den dunkeln Körper des Planeten zurück, und hilft zu seiner Erhellung. Sonst weiß man von ihm nicht viel zu sagen.

Lange hat man geglaubt, dieser Saturn sei nun der letzte Planet, an den die Sonne scheinet, und jetzt sei man fertig, bis der berühmte

Herschel, von welchem oben Erwähnung geschah, ebenfalls ein geborner Deutscher, am 13. Mai 1781, zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte, und vielleicht noch nicht der letzte ist. Denn der schwache Mensch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie sagen: Wo ich nichts mehr sehe, dort ist nichts mehr. Dieser neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteste sein. Er ist noch einmal so weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf diesem Planeten währt so lang, als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menschenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daselbst 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung ist daselbst die Wirkung der Sonne 361 mal schwächer, als bei uns. Dagegen wird er von sechs und vielleicht noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu seiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann sein und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig ist, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen soll.

Das sind nun die Planetsterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Massen und Zeiten. Weil man aber so eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wie viel sie ausweist, so merke: Wenn auf der Sonne ein Artillerist vom zweiten Bataillon in diesem Augenblick eine Kanone abbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geschwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, so käme sie doch in dem Merkur erst ungefähr nach 10 Jahren, in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben gesagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte sie zu fliegen 238 und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit sind diese eilf Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichsam ihre Mutter und Säugamme ist; und sie verbreitet doch rings um sich, bis zu dem letzten, so viel Licht und Wärme und Segen, als jedem nöthig ist, und der unsichtbare Gott, der sie erschaffen hat, ist mit seiner Allmacht und Güte überall zugegen, und sättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Fortgesetzte Betrachtungen über das Weltgebäude.

Die Kometen.

Der geneigte Leser ist nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Königen von den Planeten die Rede ist, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, so kann er auch ein Wort mitsprechen bei seinem Schöpplein, und ist nicht schuldig, zu gestehen, daß er's aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangt's nicht.

Jetzt kommen wir zu den Kometsternen.

Von den Kometsternen wäre nun viel zu sagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will sich deßwegen kurz fassen, und Alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Kometsterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, sondern schon viel mehr als 400 seit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden sind.

Ein solcher Kometstern ist nun allemal eine sehr merkwürdige Erscheinung, wenn er so auf einmal unangemeldet und unbeschieden am Himmel sichtbar wird, und dasteht, und sagt kein Wort, zumal ein solcher, wie im Jahre 1680, der viermal so groß schien, als der Abendstern, oder 146 Jahre vor Christi Geburt, der größer soll ausgesehen haben, als die Sonne, oder im Jahre 1769, dessen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erscheinen, was auch schon geschehen ist. Es ist alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternseher, ich will sagen, den rheinländischen Hausfreund, also anredete: „Meinst du, daß du jetzt fertig seyst, und die Sterne des Himmels alle kennest? Sieh, da ist auch noch einer, den du noch nie gesehen hast, und wirst jetzt erst nicht wissen, was du daraus machen sollst." Andere Leute aber schauen das Wundergestirn auch mit Begierde und Staunen an, und die Mutter zeigt es dem Kind und sagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht ist!"

Solche Kometsterne nun sind einander nicht alle gleich; auch der nämliche, so lang man ihn beobachten kann, verändert oft sein Aussehen. Sie sind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Komet im Jahre 1770 war daheim dreizehnmal größer, als der Mond, ob man

ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angesehn hat. Einer im Jahre 1680 war 160 mal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr ist. Einer im Jahre 1770 war siebenmal weiter von der Erde weg, als der Mond. Einige sind so weit entfernt oder so klein, daß nur wir Sternseher und Kalendermacher mit unsern Perspectiven sie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht sehen, weil sie zu weit entfernt sind oder bei Tag am Himmel stehen.

Die Kometsterne haben viel Aehnliches mit den Planeten, und drehen sich eben so wie sie um die Sonne herum. Aber sie sind auch wieder sehr von den Planeten verschieden. Sie werden nur selten sichtbar, sie haben keine so feste und kernhafte Masse, als die Erde oder andere Planeten, — sie sind mit einem schönen, leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage **erstens**, sie erscheinen viel seltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf- und untergehen, denn sie sind nicht immer so nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, sondern sie sind rechte Nachtläufer, und scheuen sich nicht, in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind sich scheut. Wenn so ein Stern einmal um die Sonne herum ist, und hat sich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, so zieht er in einer langen Linie hinweg und in seinen Winter hinaus, weiß Niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweggezogen ist, und es fällt ihm ein, so kehrt er wieder um, damit er sich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben so viel Zeit zu seiner Herreise, und selten einer, der ihn zum erstenmal gesehen hat, wartet's aus, bis er wieder kommt, sondern legt sich schlafen, und bekümmert sich nachher nichts mehr darum. Es ist aufgeschrieben, daß ein Komet im Jahre 1456, einer im Jahre 1531, einer im Jahre 1607, einer im Jahre 1682 gestanden sei. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwischenraum von ungefähr 76 Jahren, etwas mehr oder weniger verflossen war, so behauptete ein gelehrter Mann, Namens **Halley**, es sey allemal der nämliche gewesen, und er müßte längstens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geschehen ist, und so muß er ungefähr im Jahre 1830 ebenfalls wieder erscheinen. Der Hausfreund will's seinem Nachfolger überlassen, den geneigten Leser bis dorthin wieder daran zu erinnern. Ebenso behauptete einst ein anderer Gelehrter, der Kometstern von 1532 und 1661 sey der nämliche, und müsse deßhalb im Jahre 1790 wieder kommen, ist aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Kometstern hat keine so feste Masse, wie die Erde oder ein anderer Planet. Einige sehen aus wie ein bloßer Dunst, also, daß man durch sie hindurch die andern Sternlein will sehen können, die hinter ihnen stehen. Andere sind zwar schon etwas dichter, haben aber doch das Ansehen, als wenn nicht Alles daran recht aneinander hienge, sondern viel leere Zwischenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein solcher Komet auf seiner langen Reise, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Natur und Eigenschaften eines Planeten annehmen könne. Unsere Erde könne wohl auch einmal eine bloße Dunstkugel von viel tausend Meilen im Umfang gewesen sein, hernach sei sie immer wässeriger worden, dann habe sich das feste Land angesetzt, das Land und das Wasser habe sich geschieden, und sey zuletzt das daraus worden, was jetzt ist. Aus Respekt vor der himmlischen Allmacht mischt sich der Hausfreund nicht in diesen Streit.

Sage drittens, die Kometsterne sind mit einem schönen, leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beispiel haben rings um sich blos einen Strahlenschein, als wenn sie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangelisten und Apostel aussehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein solcher Stern einen Schweif, so hat er allemal das Ansehen eines Dunstes, der von Strahlen erhellt ist. Man kann hinter ihm immer die Sterne sehen, an denen er vorbeizieht, er ist immer etwas gebogener, wird bald größer, bald kleiner, heller und bleicher. Er ist nie auf der Seite des Kometen, die gegen der Sonne steht, sondern allemal auf der entgegengesetzten. Sonst weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es sey nur der Schein von Sonnenstrahlen, die durch den dunstigen oder wässerigen Kometen hindurchfallen. Der geneigte Leser beliebe aber vorsichtig zu seyn, mit diesem Geheimniß, denn es wissen's noch nicht viele Leute.

Sage viertens, der Komet bedeutet ein Unglück. Man darf sicher darauf rechnen, entweder es entsteht innerhalb Jahresfrist ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es stirbt ein mächtiger Monarch, oder geschieht sonst etwas, woran Niemand eine Freude haben kann. Dies ist aber nicht so zu verstehen, als wenn der Komet das Unglück herbeizöge oder deßwegen erscheine, um wie ein Postreiter es anzuzeigen. Nein, der Komet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn seine Stunde da ist. Man kann ihn auf den andern Planeten eben so gut sehen, als auf der Erde. Wir aber

da unten, mit unsern Leiden und Freuden, mit unsern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unsern Lustgärten und Kirchhöfen, sind in Gottes Hand. Allein es geschieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo diesseits oder jenseits des Meeres, alle Jahre so gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Kometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein schlauer Gesell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße stände und nach den Sternen schaute und sagte: „Ich sehe kuriose Sachen da oben, dieses Jahr stirbt Jemand im Dorfe." Der geneigte Leser darf nur an die letzten zwanzig Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaisers Leopolds, an das Ende des Königs Ludwigs des sechszehnten, an die Ermordung des türkischen Kaisers, an die blutigen Kriege in Deutschland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Austerlitz und Eilau, bei Eßling und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehseuchen, an die Feuersbrünste in Kopenhagen, Stockholm und Konstantinopel, an die Zucker- und Kaffeetheurung, leider, wenn von 1789 bis 1810 alle Jahre ein anderer Komet, ja sechs auf einmal am Himmel erschienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf bestanden.

So viel von den Kometen. Die Sterne, welche nächstens sollen beschrieben werden, bedeuten insgesammt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Die Fixsterne.

Der Hausfreund sieht jetzt im Geiste zu, wie der verständige und wohlgezogene Leser geschwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er besser verstehen kann, was nunmehro von den Fixsternen will gesagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixsterne zu zählen, gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Narocki an, der jetzt 120 Jahre alt ist, bis zum Büblein, das in die Schule geht. Denn wenn nur unser einer (der Hausfreund will sich für diesmal auch dazu zählen) in einer schönen Sommer- oder Winternacht im Freien steht, oder durch das Fenster hinausschaut, welch eine unzählbare Menge himmlischer Lichter

groß und klein, strahlen uns freundlich und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnenuntergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt oder hinein reitet, und aus allen Häusern und aus allen Fenstern schimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch schön ist. Das Auge kann sich nicht genug ersehen an solchem himmlischen Schauspiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerst und am längsten betrachten soll und es ist, als wenn jeder sagte: „Schau mich an!" Unterdessen bewegen sich alle am Himmel fort, einige gehen schon am frühen Abend unter und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh schon die Morgenluft über die Erde weht und von Dorf zu Dorf das Hahnengeschrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deßwegen können wir auch nie alle sichtbaren Sterne des Himmels auf einmal sehen, nicht einmal die Hälfte, denn es ist ausgemacht, daß sie den Tag hindurch ebenso wie bei Nacht ihren stillen Lauf am Himmel fortsetzen, nur daß wir sie nicht wegen der Tageshelle sehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel ist, ich will sagen, ein Nachtwächter, ein Feldschütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, sind ganz andere Sterne am Himmel, als frühe, ehe es aufhörte, dunkel zu seyn. Wo sind diese hingekommen? Wo kommen jene her? Antwort: Sie sind den Tag hindurch untergegangen und auf. Also können wir in der schönsten, reinsten Sternennacht kaum die Hälfte sehen, uud sind doch so viel, und wenn wir sie geschwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, sondern andere. Deßwegen heißt es mit Recht: So Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, so wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternseher (der Hausfreund gehört jetzt nimmer zu unser einem), damit wir die Anzahl der Sterne besser in Ordnung halten können, so haben wir gewissen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zusammen eine Figur vorstellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald aussieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder so, und nennen sie Sternbilder, zum Exempel, die himmlischen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Scorpion, und alle Sterne, groß und klein, die in einem Sternbilde stehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu spät käme, so wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leser selber kennt ja einige dieser Sternbilder, den Jakobsstab, den Heerwagen,

die Gluckhenne, oder das Siebengestirn, und sollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das ist Alles noch nichts, sondern es gibt noch viel mehr Sterne, die wir nicht sehen, als die wir sehen. Wo zwischen zwei oder dreien dem bloßen Auge Alles öde und leer zu seyn scheint; schaut ihr durch ein rechtschaffenes Perspektiv, so funkeln euch noch mehr als 20 neue himmlische Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht alle die Milchstraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelstreif, den eine schwache Helle durchschimmert. Aber durch die Gläser der Sternseher betrachtet, löset sich dieser ganz herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenster hinaus an den Berg schaut, und nur grüne Farbe sieht, aber schon durch ein gemeines Perspektiv erblickt man Baum an Baum und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es ist glaublich, daß wenn ein Sternseher auf den letzten, obersten Stern sich hinaufschwingen könnte, der von hier aus noch zu sehen ist, so würde er noch nicht am Ende seyn, sondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchstraßen würde sich vor seinen Augen aufthun, bis in's Unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch sagen will, sie gehen auf und unter, so gehen sie doch nicht alle auf und unter, sondern wenn man sich gegen Norden stellt, wo der Winter und die Russen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufschaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort steht ein Stern, der sich nicht sonderlich bewegt, und der Angelstern oder Polarstern heißt; der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf diesen schauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den zwölf Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Centrum, und drehen sich um ihn herum. Die nähern drehen sich in kleinern Kreisen um ihn herum, also, daß sie auch nie untergehen. Deßwegen kann man z. B. den Heerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht sehen, bald über, bald unter dem Angelstern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreisen müssen schon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern wieder hinauf. Also kann man z. B. das Siebengestirn nicht immer sehen. Wenn es unten ist, kann man es nicht sehen. Stellt man sich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelstern gegenüber, eben so tief unter uns, als dieser über uns, steht wieder so ein Angelstern, der sich gar nicht bewegt. Auf den schauen die Sterne, die jenseits des Thierkreises stehen, und

bewegen sich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreisen, je näher sie ihm kommen, ganz so, wie hier zu Land.

Allein das Alles ist im Grunde doch nur Schein. In der That selbst aber ist es, wie hier folgt. Die Erde hängt ringsum zwischen lauter himmlischen Sternen ohne Zahl und ohne End, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn sich der geneigte Leser erinnern wollte an Alles, was über die Axe der Erde, über ihr Umdrehen derselben und über ihre Pole früher gesagt worden ist. Denn der eine Pol der Erde, unserer, dem wir am nächsten sind, schaut gegen den obersten Polarstern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr, der andere Pol der Erde schaut gegen den andern Polarstern am Himmel, den wir hier zu Land und auf unsern Bergen nie sehen, gegen den untern, und die Axe oder Spindel, welche gleichsam durch die Erde hindurchgeht, es geht keine durch, aber wenn sie durchgienge und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, so würde sie sich in die zwei Polarsterne am Himmel hineinbohren, und sich in ihnen sammt der Erde gleichsam als in ihrem Gewinde umdrehen, und so dreht sich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarsterne schauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, so meinen wir, alle Sterne gehen auch in größern und kleinern Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um sich selbst, und kommt so an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt so viel nicht an. Aber der geneigte Leser glaubt's nicht. Ich weiß es schon.

Was bisher über die Fixsterne gesagt worden ist, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge gesehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verstandes sieht mehr, als das Auge des Leibes.

Erstlich, die Fixsterne sind so weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich ist, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächste Fixstern bei uns ist ohne Zweifel der Sirius oder Hundsstern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man schließt es aus seiner Größe und aus seinem wunderschönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen vorausstrahlt. Dessen ungeachtet muß er doch zum allerwenigsten 27,664mal weiter von uns entfernt seyn, als die Sonne; denn wenn er näher wäre, so könnte man's wissen, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeschossen, müßte mit gleicher Geschwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe sie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr sagen. Aber dieß soll genug seyn, sonst glaubt's der geneigte Leser nicht. Eben so weit, als der Sirius von der Erde entfernt ist, eben so weit ungefähr ist er

von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmt's hier gar nicht an.

Zweitens, der Sirius, der aus einer so unermeßlichen Weite doch noch so groß aussieht, und ein so strahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in seiner Heimath wenigstens eben so groß, nein, er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich selber eine glorreiche strahlende Sonne seyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Ursache, für gewiß zu glauben, der Sirius sey daheim eine Sonne, so haben wir Ursache, zu glauben, jeder andere Fixstern sey auch eine Sonne. Denn wenn sie uns auch noch so viel kleiner erscheinen, so sind sie nur noch so viel weiter von uns entfernt. Aber alle strahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten sie's sonst her?

Drittens, die Entfernung unserer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßstab, wie weit eine himmlische Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt sey. Denn wenn zwischeu unserer Sonne und der Sirius-Sonne ein Zwischenraum ist, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könne, so kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben so weit jede von der nächsten entfernt sey, bis zur obersten Milchstraße hinauf, wo sie so klein scheinen, und so nahe bei einander, daß uns ein paar hundert von ihnen zusammen kaum aussehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badischen Sechskreuzerstück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verstand dazu, daß er einem stillstehe.

Wenn man nun

Viertens das Alles bedenkt, so will es nicht scheinen, daß alle diese zahllosen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht sehen kann, nur wegen uns erschaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Lesers Geld etwas darüber schreiben könnte. Wie man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreise über Nacht ist, und sieht zum erstenmal durch das Fensterlein der Schlafkammer heraus, rechts und links und über 20 Häuser hinaus, sieht man noch viel solche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafstüblein auch eins schimmert. Geneigter Pilger, diese Lichter sind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafstüblein lustig aussehe, sondern jedes dieser Lichter erleuchtet eine Stube, und es sitzen Leute dabei und lesen die Zeitung, oder den Abendsegen, oder sie spinnen und stricken, oder spielen Trumpf aus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweise wollen verständige Leute glauben, wo in einer solchen Entfernung von uns, in einer solchen Entfernung von einander

so unzählige prachtvolle Sonnen strahlen, da müssen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derselben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unsere Planeten von unserer Sonne, und es müssen darauf lebendige und vernünftige Geschöpfe wohnen, wie auf unserer Erde, die sich des himmlischen Lichtes erfreuen, und ihren Schöpfer anbeten, und wenn sie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausschauen, wer weiß, so erblicken sie auch unsere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unsere Erde sehen sie nicht, und wissen nichts davon, daß in Oestreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bei Silistria gewonnen haben. Sie sehen nicht die Schönheit unserer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir sehen die Schönheit ihres himmlischen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geist, der alle diese Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, sieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schooß, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel, und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sey? Meinest du, daß sich Jemand so heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht sehe? Der dritte sagt: Herr, du erforschest mich und kennest mich, und siehest alle meine Wege. Der vierte sagt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und Adams Kind, daß du dich seiner annimmst? Der fünfte sagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen, spricht der Herr.

Deßwegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geschrieben, unten am Ende: Die Sterne, die zum Beschluß sollen erklärt werden, bedeuten insgesammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geschrieben hat.

Vom Tabakrauchen.

Es ist eine eigene Sache um das Tabakrauchen. Tausende rauchen und wissen nicht warum, — müssen rauchen und wissen nicht warum. Der beurtheilt's gerade hin als Gewohnheit, ein Anderer sucht das Delikate und Vergnügliche im Geruche des Rauches, was wohl nur eine Nebensache ist, Andere richtig im Geschmacke. Aber auch von diesen weiß sich fast keiner Rechenschaft zu geben, was der Sinn des Geschmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der stinkende Rauch dieses Krautes Bedürfniß sey. Es scheint unbegreiflich, wie Jemand hat mögen anfangen, Tabak zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklärung. Ein Sinn des Menschen, das Auge, ist, so lange er wacht, unaufhörlich beschäftigt, durch irgend einen Gegenstand, der sich in ihm spiegelt, einigermaßen gereizt. Sey es nun die gegenüberstehende Wand oder Mauer, sie soll durchaus nichts haben, das die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf sich zieht; es ist genug, so lange sie dem offenen Auge gegenübersteht, hält sie diesen Sinn in einer kleinen Spannung, so wenig wir davon denken und dessen auch nur bewußt sind, daß wir etwas sehen. Wie langweilig und lästig ist uns gänzliche Finsterniß, das heißt Zustand, in welchem das Auge durchaus nicht zu sehen hat, wie unnatürlich und selten ist es, daß ein Mensch muthwillig und absichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen sich in diesen Zustand versetzte! Nicht anders ist es mit dem Ohre. Ein unaufhörliches Geräusch gibt ihm den ganzen Tag über Beschäftigung, sey es auch nur unser eigener Fußtritt, unseres Athmens Rauschen, ob wir gleich theils kein positives Vergnügen bei dem Schallen empfinden, uns des Hörens nicht einmal bewußt sind. Unwillkührlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauschen mit einem Papierchen, schleppen, wo wir einsam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er rassele, oderschwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er sauße, sprechen ein paar laute Worte, thun einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, singen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausgebreitet muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beschäftigt seyn, ist es auch durch Kleider, Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander selbst. Wäre es auch nicht, so kommen wir ihm abermals durch unwillkührliches Reiben oder Streichen der Hand, durch sanften Druck und Kratzen zu Hülfe. Das gilt selbst noch von dem Geruch. Es gibt in der allgemeinen Atmosphäre, und in der besondern, die uns und andere Körper um-

gibt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon so schwach und stumpf, als sie will. Es ist immer etwas. Nur der Sinn des Geschmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeschränkte Art von Gegenständen reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derselben, nur auf einen kleinen Raum der empfindsamen Oberfläche des Körpers eingeschränkt, und noch überdieß an einer zurückgezogenen, verborgenen, eingeschlossenen Stelle des Körpers angebracht, ist er im Fall, oft Stunden und halbe Tage lang allein feiern zu müssen, wenn die andern Sinne alle etwas zu thun und zu spielen haben. — Aber wie der Mensch dem Ohr durch selbst geweckte Töne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwasser zu Hülfe zu kommen weiß, so fand er auch etwas für den Geschmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder schüttelte, ist hier einerlei, kurz er suchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhörlich nur um den Geschmack zu beschäftigen. Der nüchterne Titus kaut wenigstens an einem Baumblatt auf seinem Spaziergange. Es ist nicht süß, ist nicht würzhaft, ist nicht fett, ist nicht angenehm bitter oder süß, gewährt ihm durchaus keine positiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu schmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabaks gehören? Ich zweifle gar nicht. Und dann wäre die Frage gelöset. Was hat die seltsame Gewohnheit Angenehmes? Worin besteht das Vergnügen davon? Positiv in Nichts. Es ist dem Geschmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenstockes, was dem Ohr das Summen und Rauschen und Klimpern und Pfeifen, womit wir dasselbe unterhalten, was dem Gefühl Kratzen, Reiben und Druck. Wir können, ohne es zu wissen, Stundenlang den Rauch einsaugen und ausblasen, wie wir, ohne es zu wissen, Stundenlang eine Wand, eine Thür, einen Tisch im Auge haben, das ferne Rauschen des Wassers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße ꝛc. hören, den Druck über einander gelegter Glieder oder sanft gebissener Lippen ꝛc. fühlen. Aber wenn wir's eine Zeitlang entbehren, so wird uns die Leere des Gefühls so lästig, als lange Finsterniß und öde Stille. Hiezu kommt noch, daß bei dieser Beschäftigung eines Sinnes mehrere mit beschäftigt sind; der Geruch durch das, was von dem Rauch der Nase zu Theil wird; das Auge durch die in tausenderlei Gestalt schwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; selbst, wie wohl sehr schwach, das Ohr durch jene wiederholte Aufschnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

Die Juden.

Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach die wenig bekannt ist.

Wenn du, o Zenoides, es rathsam finden solltest, der theologischen Gesellschaft diese Epistel vorzulesen, so habe ich außer dem Schatten des seligen Ritters Michaelis nicht nur dich, sondern auch sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich dießmal mancherlei durch einander sagen, und hie und da ein Weizenkörnlein unter viel Spreu verbergen werde. Der Verzeihung des seligen Ritters aber bedarf ich, weil ich bei allem Respekt vor seiner seltenen Gelehrsamkeit glauben muß, daß er in derselben und durch dieselbe vor Bäumen den Wald nicht recht gesehen habe, als er der arabischen Gesellschaft mancherlei Fragen, z. B. über die Gottes-Anbeterin, als da ist, nicht die Priesterin Elisabeth oder die Prophetin Hanna, sondern Mantis religiosa Linnei (Frage 51); ferner über die fliegenden Katzen (Fr. 30) und die zweibeinige Maus (Fr. 42) mitgab und aufband, keineswegs aber ihr den Rath ertheilte, den auch die Instruktion Artikel 35 enthält, vor der Hand und seinetwegen das liegen zu lassen, und vor allen Dingen den Juden und seinen Blutsvetter, den Araber, auf dem heimischen Boden desto näher zu betrachten, und das charakteristische Gepräge zu studiren, welches das Klima des Landes, wo die Bibel geschrieben wurde, seinen Kindern aufdrückt; da nicht zu läugnen steht, daß man vor allen Dingen diejenigen, an welche geschrieben ist, daß kennen muß, wenn man das, was geschrieben ist, um einen halben Erdgürtel nördlicher, und um ein paar Jahrtausende später ausdeuten, und den heiligen freien Geist, der heimisch unter den orientalischen Palmen hauset, unter den nordischen Eichen bannen will. Ja es hätte sich der selige Katzen- und Bergmausjäger durch einen solchen Wink an die Gesellschaft, wenn sie geglückt wäre, ein desto größeres Verdienst erwerben können, da so manche Reisende im Orient lieber das Todte als das Lebendige zu beobachten scheinen. Sie botanisiren euch von Dan bis nach Berseba, besteigen den Libanon, und unterscheiden beim ersten Blick die berühmten alten Cedern von den jungen an der Größe, obgleich sie über deren Zahl bis auf diese Stunde nicht einig sind. Sie versäumen nicht, mit eigenen Augen zu sehen, ob das Geradlinigte und Zackigte, was man bisweilen unter dem Wasser des todten Meeres erblickt, Ruinen von Sodom oder Basalte sind, und wenn je ihr Blick auf das Lebendige fällt, so wollen sie lieber die Natur und Lebensart des Schakals als des Menschen studiren, obgleich der Fuchs dort von dem Fuchs hier in keinem größern Abstande stehen mag, als

der Mensch dort von dem Menschen hier, und die Bibel nicht für Füchse geschrieben ist, kaum für akademische, zum Studium der Exegese. Das führt uns nicht weiter, und ich habe mir daher vorgenommen, bis ich mich zu einer Reise nach Palästina für den Zweck des Menschenstudiums befähiget habe, und der König von Dänemark oder die Hamburger Lotterie, in welcher man 250,000 Mark gewinnen kann, die Gelder dazu liefert, einstweilen die abgeraspelten und ausgeschiedenen Späne und Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49sten Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen, näher zu beobachten, und zugleich die theologische Gesellschaft bittweise anzugehen, es wolle mir dieselbe mit ihren jetzigen und künftigen Beobachtungen an diesem Volke Gottes, in wiefern sie zur Aufklärung und Entwickelung des logischen und ästhetischen Sinnes der Bibel etwas beitragen können, gefällig zu Handen gehen.

Ich rechtfertige mein Vorhaben und meinen Wunsch mit der Behauptung, daß das jüdische Volk, wie alle asiatischen und alle unterdrückten Völker, sehr anhänglich an sein Altes sey, und den physischen, psychologischen und moralischen Charakter seiner Väter in Palästina im Wesentlichen noch nicht verändert habe.

Vorleser dieses lasse sich auf eine weitläufige Herzählung der Belege hiezu, z. B. die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und den Bart, nicht bange seyn.

Erstere erklärt man richtig daher, daß die Juden selten fremdes Blut durch Heirath in das ihrige gemischt haben, und ich setze nicht unwahrscheinlich hinzu, daß wenn Jemand alle Judengesichter, die jetzt existiren, kennte, und im Stande wäre, das Gemeinschaftliche und Charakteristische aus allen herauszuheben, und vorerst in ein Gesicht zusammen zu fassen, dann in diesem die männlichen und weiblichen Züge zu scheiden, und in zwei Gesichter zu zerlegen, so würde er mit dieser Operation die Original-Portraite des Abraham und der Sara richtig gefunden und dargestellt haben.

Ich will mich dabei nicht aufhalten, sondern nur einige minder bemerkte Spuren des alten Gepräges an unsern Juden in Anregung bringen.

1) Der Jude ißt, trinkt, betet und grüßt seine Landsleute mit bedecktem Haupt. Warum? Der Hut ist sein Turban. Kein Morgenländer zieht den Turban. Er ist wesentlich zur anständigen Erscheinung vor andern. — Der Jude geht gerne, so lang er kann, im Cüre, und wenn er ihn ablegen muß, besonders am Sabbath, im Schlafrock. Letzterer ist bei ihm sogar ein Artikel des Luxus und der Eitelkeit. Warum? Es ist ein morgenländischer Talar. Man kann

lächeln, daß ich das behaupte, und sagen, die Weichlichkeit und Nachlässigkeit des Juden zieht diese Kleidung vor. Zugegeben; — das Nämliche ist der Grund, warum sich auch die Morgenländer in lange weite Kleidungen hüllen. Gerne windet alsdann der Jude das weiße, roth gestreifte Schnupftuch über den Schlafrock um die Hüften. Es ist sein morgenländischer Gürtel zum Talar. — Die Pantoffeln, die er den Schuhen vorzieht und wie den Schlafrock zum Gegenstand des Luxus macht, sind seine Sandalen. Zu beiden, nicht aber zur enggeschnittenen europäischen Kleidung wählt er am liebsten die gelbe Farbe. Sie war und ist eine Lieblingsfarbe der Morgenländer. So setzt er sich, ohne es zu wissen und zu wollen, mitten in Deutschland aus europäischen Kleidungsstücken das Kostüme des Orients nachäffend zusammen, und gefällt sich darin, uud wenn alsdann am heißesten Sabbath des Jahrs noch an einem Fleck die Sonne scheint, so wird er nicht in den Schatten stehen. Denn er ist ein Orientale.

2) Es steht irgendwo in der griechischen Bibel ein Ypsilon, das mir in diesem Augenblick mehr werth ist, als nicht nur der ganze Drache zu Babel, sondern auch das beste Stück in Esther, nämlich in dem Worte „*Μωΰσης*“. Es beweist nichts weniger, als daß der Gesetzgeber der Juden nie Moses, sondern immer M a u s e s geheißen habe, und also das M a u s e s unserer Juden nicht vernachläßigte Pöbelsprache, sondern reine Haltung des orientalischen Wohlklangs mitten unter allen abendländischen Dissonanzen sey, wie auch das Arabische beweist. Wenn gleichwohl einige Schriftsteller, z. B. Johannes, „*Μωσης*“ schreiben, so rührt es nur daher daß sie das O mega der Griechen, als korrespondirend ihrem Chaulem zum Voraus als Au aussprachen. Ich werde noch alle Nomina propria im Hebräischen mit ihrer griechischen Orthographie in den LXX und dem N. T. vergleichen, um der alten genuinen Aussprache auf den Grund zu kommen, und man wird sie, wenn es mir gelingt, sie in Regeln zu bringen, mit großem Segen in den hebräischen Lektionen einführen, ja selbst im N. T. die hellenistische Aussprache wieder in Gang bringen. *Δωδεκα μαθηται* wird zu lesen seyn: Daudeka Moseite.

3) Nichts fällt den Juden schwerer, als den deutschen Dativ und Accusativ richtig zu unterscheiden. Er geht in d e r Schul, und steht in d i e Schule, wie es ihm einfällt. Nehmt es ihm nicht übel. Schon die LXX und die Schriftsteller des N. T. verwechseln unaufhörlich und mehr als die andern — *εἰς τόπον* und *ἐν τόπω*, wiewohl es uns bisweilen auch nur scheint. Denn wenn der Schächer am Kreuze sagt: Gedenke meiner, wenn du kommst *ἐν τη βασιλεια σου*, so spricht er richtig „i n d e i n e r k ö n i g l i c h e n W ü r d e,“ und z. B.

Luther hat unrichtig übersetzt **in dein Reich**. Auch bei andern Griechen ist *βασιλεια* und bei den Römern regnum ursprünglich nicht das Königreich, sondern das königliche Amt.

4) Und weil hier des einen Schächers Erwähnung geschah, so sei auch der andere nicht vergessen. Wir erblicken nämlich auf Golgatha (es wäre zum Thema einer Charfreitagspredigt gut) dreimal das Höchste und Unerreichbare in der Wirklichkeit. Am mittlern Kreuz das Ideal der höchsten, aufopfernden Gottesergebenheit und Menschenliebe, und auf der andern Seite desselben das höchste Vertrauen dessen, was man nicht sieht. Denn es gehörte viel dazu, in diesem Augenblicke an ein Königthum eines Mitgekreuzigten zu glauben und auf ein Reich Gottes unter seinem Zepter zu warten. Aber das Ideal der tiefsten Verwerflichkeit realisirt auf der andern Seite ein Dritter, der mit Nägeln in den eigenen Händen, und mit dem Tod auf eigener Zunge, der nämlichen Leiden eines Unschuldigen neben sich noch spotten kann, und damit einen Charakterzug seiner Nation belegt. Denn betrachtet den Juden wo ihr wollt, Spottsucht und Schadenfreude hat er mit seines Gleichen unter allen Nationen gemein; aber das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen, ist ihm eigen.

Ich könnte hier noch einiges anreihen, wenn es mein Interesse wäre, die blöden Seiten aufzudecken, womit sich dieses Volk zu seinem Ahnherrn bekennt, der den Bruder um Erstgeburt und Erbtheil zu beschleichen, und den Schwiegervater in Mesopotamia zum armen Manne auszuschälen weiß, und nach seiner Heimkunft die unheilbare Feigheit des schlechten Gewissens auf ewige Zeiten dokumentirt. Achtung für eine anderweitige Heiligkeit dieses Volkes decke darüber den Mantel der Schonung. Lieber will ich sein Sachwalter sein, und jetzt eine schöne und beneidenswerthe Seite desselben ausheben.

5) Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühsam beschäftigt, aus, und nährt sich, sei es auch kümmerlich, von allerlei Handel, treibt Gaukelei, legt Rattengift, oder kultivirt irgend einen Nebenzweig einer nützlichen Kunst im Kleinen, z. B. die Operation der Hühneraugen. Man sagt daher, sie seien Tagdiebe, und das ist einseitig und ungerecht. Man sollte sagen: Sie sind Morgenländer.

Ich will hier die Frage nur berühren, nicht untersuchen, ob es die Meinung der Natur sein konnte, daß unter allen Lebendigen, die ihr Dasein in Ruhe genießen, der Mensch das einzige Zug- und Lastthier der Erde sein soll, die wenigen eingerechnet, die er dazu gemacht hat. Ich erinnere nur, daß es große Erdstriche gibt, wo die

Natur viel gewährt und der Mensch wenig bedarf. Zwischen den Wendekreisen und noch darüber hinaus, wo das Menschengeschlecht zu Hause ist, und wie ein ewig junger Blüthenkranz den Erdkreis in der Mitte umwinden sollte, ohne weiterhin den Bären und Wölfen Wohnort und Nahrung streitig zu machen, dort leben glückliche Nationen, die von unserer nordischen Arbeitsseligkeit keine Begriffe haben. Selbst in Europa der Türke, der Grieche, der Italiener fliehen die Arbeit. Der Spanier steht im ganzen Norden in dem Ruf, daß er träg lebe, da er doch nur klimatisch lebt, wie wir, falls wir klug wären, auch thun würden, wenn wir in einem Lande wohnten, wo der Wirth den Gästen, die noch ihre eigene Speise selber mitbringen, für das geringe Koch- und Schlafgeld den Wein, so viel sie trinken mögen, gratis eingibt, wo man die jungen Esel mit Feigen auffüttert, und wo auf den unfruchtbarsten Aeckern noch ein vermaledeites Unkraut wuchert, das ihr zum Staat in Scherben zieht und im Keller überwintert, der Rosmarin und Lavendel. Selbst in den nördlichen Gegenden, wenn wir wenigstens auf das Beispiel der ältesten und meisten Völker sehen, scheint es, der Mensch soll sich durch die Noth nicht zum Lastthier herabwürdigen lassen, sondern mit dem Wenigen, das die Natur ihm dort geben kann, zufrieden sein, oder auswandern; und wenn irgendwo Arbeit von einer Betglocke bis zur andern, falls man leben will, Bedingung ist, so sind daran nur fehlerhafte Staatsverfassungen und Staatsverwaltungen, eine daher rührende verhältnißlose Vertheilung dessen, was die Natur hinreichend für Alle gab, und erkünstelte Bedürfnisse Schuld, die die Natur zu befriedigen nicht schuldig ist; und die wunderliche Grille kann nur in den Predigten und Katechismen des kostbaren christlichen Nordens einfließen, daß auch noch in dem ewigen Leben keine Ruhe sei, vielmehr die Kräfte an höheren Gegenständen in weitern Wirkungskreisen fortgeübt werden sollen. Die Paradiese der Morgenländer haben nichts davon, und Einer, der besser als wir wissen muß, wie es dort aussieht, setzt die Seligen nicht abermal z. B. an einen Weberstuhl, sondern mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische. Gerne erleichtern wir uns, und beschönigen zwar unsere Arbeitseligkeit mit der Gemeinstelle, daß die Noth die wohlthätige Weckerin unserer Kräfte sei, und Uebung durch Arbeit sie zur Vollkommenheit ausbilde. Schön gesagt, wenn's nicht am Tag läge, was bei diesem nordischen Unfug herauskömmt. Nur wenige von uns erfahren etwas von der Bildung, der Aufklärung und dem Lebensgenusse, der Allen gebührt. Die meisten übrigen leben und sterben etwas besser, als das Thier, ohne Charakter, ohne Vaterlandsliebe und Muth, ohne Tugend. Auch die Wenigen

bringen's nicht weit. Wir halten uns für die gelehrteste Nation. Wir sind's auch leider, wenigstens die schreib- und leselustigste, wenn's damit gethan wäre. Aber wo ist der reine lebendige Sinn, der das Wahre und Schöne überall und unmittelbar aus der Natur und dem Leben saugt? wo das innige, rege Gefühl, mit welchem der wahre Mensch das Wahre und Schöne sich vereigenthumt? Wo die hohe, göttliche Phantasie, beides an einander zu verherrlichen und in unsterbliche Ideale zu verschmelzen? Wo die Gabe, rein und klar wieder zu geben, was man so empfangen hat, und so warm, als es im eigenen Herzen lag, in ein fremdes zu legen? Verdampft, schon frühe im Schweiß der Schulen, und später am harten, todten Pult, und unter dem Druck der Folianten und Schatzungsmonate, die auf uns liegen. Wir sind nicht mehr im Stand, den Homer oder Ossian, oder ein einziges Kapitel im Jesaias, z. B. das 60ste, bis in sein tiefstes Leben hinein zu verstehen und zu fühlen, noch viel weniger selber so etwas zu machen, und wenn Homer unsere Messiade lesen sollte, so möchte er über manches den Kopf schütteln, wovon ich nur zwei Präliminar-Schwingungen interpretiren will. Die erste, wie ein Deutscher dazu kam, den angebornen Reim und Jambus zu verlassen, und über seine scharfeckige Sprache den wellenlinigen Hexameter des Joniers zu legen, den schon der attische Dialekt selbst im Griechischen nicht mehr verträgt. Die zweite: wie er dazu kam, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes den Messias zu wählen, ohne damit sagen zu wollen, was einerseits ein frommer Mann und Rektor einst urtheilte, daß das Leben und die Thaten des Messias keiner Verschönerung durch Dichtung bedürfen, die doch nirgendswo etwas verderbt, noch weniger entheiligt. Denn ist nicht Gott selbst der erste und größte Dichter, ποιητης in beiderlei Sinn des Worts? Die ganze Idee des Weltalls mit allen seinen Theilen und Entwickelungen war in Gott, ehe sie realisirt wurde, ein großes, harmoniereiches Gedicht herausgegeben Anno Mundi I. und bis jetzt noch nicht nachgedruckt, nicht einmal in Reutlingen. Was aber den Jesaias betrifft, so behaupte ich nur so viel, daß wer ihn vom 40sten Kapitel an lesen kann, und nie die Anwandlung des Wunsches fühlte, ein Jude zu seyn, sey es auch mit der Einquartirung alles europäischen Ungeziefers ein Betteljude, der versteht ihn nicht, und so lange der Mond noch an einen Israeliten scheint, der diese Kapitel liest, so lange stirbt auch der Glaube an den Messias nicht aus.

Ich kehre von dieser nordischen Abschweifung zu den Ländern zurück, in welchen Milch und Honig fleußt. In einem solchen war einst Abraham im Hirtenzelt unter den Terebinthen des Mamre des

stillen Lebens froh; in einem solchen lebte einst der Heiligste seiner Nachkommen, und es mag in einem Festprogramm zu seiner Zeit sehr gelehrt untersucht worden sein, unde Christus vitae alimenta sumserit? aber schon die Frage war seltsam, und verräth den 50sten Grad N. Br. In einem solchen Lande konnte der Aufruf geschehen: Sorgt nicht für den andern Morgen, und ist noch bis nach Italien verständlich, wo ein Lazaroni, der einem Fremden zwei Kisten für acht Soldi wegtragen sollte, eine für vier Soldi wegtrug und die andere stehen ließ, weil das Bedürfniß des heutigen Tages damit gedeckt ward, und er für eine andere Kiste des folgenden Tages schon sicher sein konnte. Aus einem solchen Lande kamen die Juden nach Europa, und was wollen wir dazu sagen, daß sie der Weihe ihrer Heimath so getreu blieben, und mehr Charakter und Kraft haben, als wir? Wollen wir sie verdammen? Das sey ferne. Sie konnten aus ihrer Heimath vertrieben werden, das war Gottes Gewalt. Aber ihre Heimath und die Würde und Freiheit des Volks Gottes an einem Sägbock oder hinter einem Schubkarren verläugnen, das können sie nicht. Sie können hungern, sie können verschmachten, wenn's sein soll, aber ihr edles Blut, einst in den Adern der Väter an einer bessern Sonne gebraut, in knechtischer Arbeit verdampfen, das können Abrahams Kinder nicht, und sind und bleiben zu dem Ausspruch: „Sorget nicht für den andern Morgen," die lebendige Exegese. Nicht weil der es sagte, der es sagte, sondern weil sie dort daheim sind, wo er's sagte. Sie säen nicht und erndten nicht, sammeln nicht in die Scheuren, und ihr himmlischer Vater nähret sie doch, selbst in Deutschland, was viel heißt. Sie nähen nicht und spinnen nicht, und er kleidet sie doch, und sorgt noch für das Schutzgeld. Unsere Exegese, die gerne jeden Spruch, ehe sie ihn erklärt, unter das Zenith schraubt, unter dem sie selbst steht, und nicht so fast aus dem Griechischen in's Deutsche, als vielmehr aus dem 32sten Grad in den 50sten übersetzt, erklärt es so: Ihr sollt nicht ängstlich sorgen! Und hie und da ein Kompendium der christlichen Moral, oder eine dergleichen Predigt, bekennt sich stillschweigend zu einem Grundsatz, den ich zum erstenmal laut und keck aussprechen will, der so heißt: „Wenn du eine Pflicht nicht erkennen kannst, wie sie zu verstehen ist, so verstehe sie, wie du sie erfüllen kannst," oder „wenn ein Gesetz sich zu deutlich ausspricht, und du zu ungeschickt bist, die Klarheit seines Sinnes zu verwirren, so stelle dir vor, der Meister habe es nur zu seinen Jüngern gesagt (und du seyst keiner, scilicet). Wenn er aber seinen Jüngern für Pflichten, die du nicht übst, und für eine Treue, die du nicht kennst, die Seligkeit

seines Reiches verheißt, so stelle dir vor, du seyest einer, und freue dich einstweilen darauf (setze ich hinzu), bis sie kommt, so wird deine Freude, wie die Freude der Gerechten im Himmel, ebenfalls ohne Ende seyn."

Zum Anfang dieser Nummer und Eintrag in's Ganze gehört übrigens noch die Bemerkung, daß der Jude ein einziges Metier der Europäer con amore treibt, das Fleischerhandwerk. Weil er koscher essen müsse, meint man. Allein da ließe sich helfen, und läßt sich, wo er nicht schlachten kann. Nein, sondern bis ihm sein Gott wieder einen Altar und einen Tempel baut, treibt er die freie Kunst des Schlachtens, die ihm von dorther angestammt ist, an der Fleischbank fort. Blut muß fließen, am Altar oder in der Metzig!

6) Endlich, und damit ich das halbe Dutzend ausfülle, sey noch bemerkt, daß der Jude von keinem europäischen Laster so frei ist, als von der Trunkenheit.

Man hält's für Sparsamkeit, aber doch nascht er gern etwas Gutes, wenn er's haben kann, sey es auch theuer. Wahrscheinlicher könnte man sagen, der europäische Wein sey ihm zu schlecht. Ehe er sein heißes Blut im 1774ger Kreuznacher kühlt, geht er an die Quelle, die ihm den Dienst wohlfeil und ganz leistet. Aber ich will's aus dem Fundament erklären. Es ist national. In der großen Musterkarte jüdischer Laster, die uns die Bibel aufbewahrt, nimmt Trunkenheit noch immer das kleinste Feld ein. Saufen ist nur im Norden endemisch, Branntwein sauft der Nordmensch. Wir pokuliren Wein. Wein mit Wasser trank der Grieche. Palmenwein genießt dee Südländer, und der Araber läßt sich's von seinem Propheten ganz verbieten. Hätte der unsrige es uns verboten, so würden es pokallustige Exegeten und Leser so ausdeuten: Ihr sollt nicht ängstlich trinken.

Soll ich fortfahren? Nein, ich will deine Geduld, o Zenoides, und die Geduld und Session der theologischen Gesellschaft nicht aus einander sprengen. Grüße mir den Thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach und den Nausel!

Standrede über das glückliche Loos des Schneiders,

gehalten bei der Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oesterlin, Schneidermeister.

Es ist nichts damit gesagt, womit unsere Altvordern sich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Wesen, als der Urheber des Weltalls selbst, der Erfinder unserer Kunst gewesen sei, weil er nach dem älte-

sten Buch, das wir haben, den ersten Menschen die erste Tolle verfertigt hat. Denn für's erste waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht für's zweite alle gelehrten und arbeitenden Kasten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren obersten und ersten Zunftherrn an? Ist er ja doch auch der erste Baumeister und der erste Gärtner, der erste Physiker und Astronom, der erste Theologe auf alle Fälle, und zugleich der heiligste und ehrwürdigste, und der erste Beichtvater des ersten Sünders. Aber um ein Wort des Ernstes in den sittigen Scherz zu mischen, wenn der Schöpfer überall den menschlichen Verstand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten sagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen ist, seines Werkes sich zu freuen, wahrlich so muß man den Schneider loben, der den Wink verstanden, und den ersten Rock von Ziegenfell bis zum künstlichsten Gallarock veredelt hat, indeß noch kein irdischer Baumeister einen schönern Weltbau aufgeschlagen, als der erste ist, noch kein Astronom einen neuen Fixstern angezündet, noch kein Theologe die Geheimnisse der Gottheit erforscht, und noch kein zweiter Beichtvater so tief in das Herz seines Beichtkindes geschaut, und den Schmerz seiner Wunden so väterlich geheilt hat, als der erste. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, sondern von seinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der König nur Staub ist, sondern seinen irdischen Brüdern, die wie er im Schweiß seines Angesichts, oder auch ohne denselben, ihr Brod essen, ihn gegenüber stellen.

Ich will ein paar Beithaten zu diesem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend sind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der Geweihte unserer Kunst mit wenig Anstrengung seiner Kräfte, fast ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen seine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibschaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menschen Urtheil der weiseste der ist, der mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die größten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der sitzenden Lebensart. Für's erste sitzt die Lebensart nicht, sondern der Schneider. Für's andere ist er eben dadurch glücklich, daß er sitzen kann, und nicht laufen muß, außer in's Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der sitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feiertagen, und für einen großen Herrn noch die reitende. Die trinkende läßt sich mit der sitzenden vereinigen.

Denn welcher Zunftgenosse kann mehr, als wir seine Tage im lieben wirthlichen und geselligen Zimmer leben, wo doch dem Menschen allein wohl ist? Wahrlich, wenn nach dem Ausspruch aller Weisen nur ein stilles häusliches Leben ein glückseliges Leben heißen kann, so genießt es vor allen andern Zunftgenossen der unsrige in hohem Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er sein Brod, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünste derselben mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tönen eines Glockenspiels lauscht, und des entflohenen Sommers sich zum zweitenmal im mildern Nachsommer freut. Im Schoße seiner Familie lebt und genießt sein Daseyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattin, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlstand er arbeitet, und wird durch ihren beständigen Anblick zum unverdrossenen Fleiß, wie einst die alten Deutschen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbesieglichen Tapferkeit angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergessen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewisses Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein schaler Genuß sey; und wer hätte zu diesem Gefühl ein näheres Recht, als unser Zunftgenosse? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für seine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenstaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andalusiens Hügeln, von Tibets Alpen und von Amerika's Gebirgen das Schaaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelziege ihre Haare; ihm spinnt durch ganz Frankreich und Italien, und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tausend Hände des Landmanns, des Scheerers, des Webers, des Färbers in Damaskus, in Genua und Pforzheim. Mit sinnender Miene wirft er die Ballen aus einander, zerschneidet mit kühner Scheere in einem Nu, was Minerva's Söhne mit sorglicher Hand in Tagen verbanden, setzt es mit künstlicher Nadel in neue Verbindungen zusammen, gestaltet das Formlose, näht schöpferisch Kinder zu Knaben, Greise zu Jünglingen, Weise zu Gecken um, verschönert die Schönheit, verschleiert die Häßlichkeit, macht, über alle Eindrücke des Schicksals erhaben, wie das Schicksal selber, Brautgewande und Todtenkleider, mit der nämlichen Nadel, gibt Uniformen und Ordenssterne, ist immer neu und unerschöpflich, und wenn selbst weise und gelehrte Männer, wie man sagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, so schwebt er, fortschreitend, wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neuesten Mode.

Mit stolzer Zufriedenheit sieht er nun, wohin er sich wendet, die

Gestalten, die er schuf, um sich schweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Palästen, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen und in den Kirchen sein Name, nur sein Name genannt, — das ist unser Mann im Staate, und diese Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organischen Blüthe der Hautgefäße, gleichsam die perennirenden Monatsröslein des menschlichen Körpers, die bei uns am besten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbstgefühl, dessen Verlust schon so manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt seinen Werth, und die Mächtigen derselben seine Ueberlegenheit. Wer darf ungestraft die Hand an die geheiligte Person des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn messen mit kühnem Blicke und Maaß? Derselbe. Darum sitzt er auch, seines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit über einander geschlagenen Beinen in officio, noch größer, und in seinem Stande souverainer, als sie. Denn alle Schneider kleiden sich selber; aber wenige Sultane beherrschen sich selber.

Geiz und Verschwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht sich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Uebels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge; den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; diesen der Kummer.

Nicht selten wird ein jugendlicher Verschwender ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

Das Glück, die Braut der Jugend.

Glück, die Braut der Jugend. Es ist Erfahrung, das Glück will der Jugend besser als dem Alter. Mit der ganzen Dosis jugendlichen Leichtsinnes unter tausend unüberlegten gewagten Schritten fährt der Jüngling besser als der Mann mit allem gesetzten Ernst und kalter Bedächtlichkeit. Je älter wir werden, desto weniger und seltener vereinigen sich die Umstände und Zufälle zu unserm Vortheil. Woher?

Alle leicht in die Augen fallenden Gründe abgerechnet, daher, daß sich der Spielraum um ihn her, in welchem die Umstände und Zufälle für ihn wirken können, immer mehr verengen muß, je mehr er die Vortheile, die sie ihm entgegen tragen, benutzt. Dem ausgebildeten Jüngling, den alle Fülle der Kraft an Geist und Körper belebt, winkt und ruft und lacht Alles entgegen, die ganze Welt steht ihm noch offen. Es tönt die Trommete des Kriegs, es rauscht der Wimpel des Kaufschiffes; sein Vaterland und das Ausland bedarf Aerzte, Lehrer, Rechtsvertheidiger, spekulirende, thätige, wagende Köpfe. Es wäre Wunder, wenn von allen Feldern und Laufbahnen, in denen er sich zu wagen Kraft und zu üben Geschick hat, nicht eine an der Heerstraße seines Lebens offen stände, daß er nur den Seitensprung thun und sich in ihr tummeln und vorwärts trabben dürfte. Aber hat er den Sprung einmal gethan, hat die Trommete des Kriegs ihn in die Heldenbahn gelockt, — er nennt es selbst Glück, daß sich hier eine so gute glänzende Gelegenheit für ihn anbot, die schönsten hoffnungsvollsten Aussichten in dem dunkelhellen Wirrwarr, so lichtvoll für ihn aufheitern; aber hat er den Schritt gethan, ist Soldat, und will seine Laufbahn verfolgen, wie erstaunend hat sich auf einmal die Welt für ihn verengt, er kann nur als Krieger glücklich werden. Doch eine Zeitlang noch ist auch diese Laufbahn weit genug und in mancherlei Seitenwege aus einander gespreitet. Die Macht, bei der er seinen ersten Dienst ergriff, hat Ruhe und Frieden. Eine andere rüstet sich zum Krieg. Hui rafft er sich auf, und wechselt den Dienst. Lieutenant da oder dort, zwei Jahre Anciennetät vorwärts oder zurück, eine glückliche Expedition hält ihn für Alles schadlos und zieht ihn vor. Aber starkes Avancement, ausgezeichnete Gnadenbezeugung seines Chefs oder Monarchen, Attachement, ehliche Verbindung — lauter Glück, fesselt ihn immer enger nicht nur an diesen Stand, sondern auch an **diesen Dienst**, dieses Land; nach wenigen Jahren entschlummert der Löwe oder Adler in tiefen Frieden. Ein neuer Regent hat den militärischen Geist nicht wie sein Vater, das ehemals wackere, muthige Heer bekommt einen Anstrich von Philisterei.

Aber das Lieblingskind des Glückes ist nun der Hauptmann an der Schwelle des höhern Avancements, ist Vater und Gatte, ist angesessen. Was ist zu thun? Um ihn her donnert Mars in Süd und Osten, aber er ist Hauptmann und Unterthan des friedlichen Königes von Z. Es wehen tausend Wimpel und Flaggen, aber er ist Soldat und zu Lande. Es blühen Töchter, fähig durch Reiz, Familienverbindung und Reichthum glücklich zu machen. Keine verschmähte seine Hand, — aber er ist schon, was er erst werden müßte, Gatte. Es öffnet sich Gelegenheit zu der glücklichsten Spekulation, die fast nicht fehlschlagen kann, die auch ein Soldat, wenn er nur Geld hat, und wagen kann, seiner Ehre und seinem Dienst unbeschadet benutzen darf; er ist reich, aber sein Vermögen liegt in einem angekauften oder erheiratheten Rittergute. Da steht er, Hauptmann in —schen Diensten, und von allen durch einander greifenden, auf einander folgenden, aus einander folgenden Wechseln der Dinge und Zufälle kann nur einer noch für ihn günstig werden, daß Major L . . . sterbe und ihm seinen Platz zurücklasse.

Das Glück des Weisen.

Weise ist der Mann, der aus den Händen des Glücks nicht mehr verlangt als er bedarf, und der seine Ruhe nicht in der Befriedigung, sondern in der Mäßigung seiner Begierden sucht. Kann er sich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur seine Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Cyperns Weine seinen Gaumen nicht, er will nur seinen Körper nähren und seine Kräfte unterstützen. Keine Marmorsäulen tragen sein Dach, aber es schützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angesehenen seines Volkes gepriesen, ihm genügt der Name eines guten Menschen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Er sieht sich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf seine Befehle, keine Clienten huldigen ihm, keine Fremde dringen sich zu seiner Bekanntschaft, ihm genügt ein Freund. Um sich sein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern sein großes.

Das wahre und sichere Glück des Lebens liegt nicht außer uns, sondern in uns; nicht in den Goldkisten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem schäumenden Pokal, sondern im ruhigen zur Freude rein gestimmten Herzen. Wer mit einer Brust voll ungeziemter brennender Leidenschaft seine Ruhe im Reichthum oder in dem Stande

sucht, findet sie nie. Er hat ein Million gehäuft, und findet sie nicht, er häuft die zweite, und findet sie noch nicht. Er ist aus dem Staube in die Rathsstube, in das Kabinet des Fürsten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron gestiegen. Immer höher und nie erreichbar stieg sie vor ihm auf, je höher er selber stieg. Selbst auf dem Thron sitzt sie nur für den, der sie auf den Thron mitbringt. Nur der Zufriedene, der seine Wünsche auf das beschränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dem Besitz und Genuß dessen seine Wünsche befriedigt sieht, nur er hat Ruhe und für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling und seine Blüthen, ihm schwanken die Gipfel des Blüthenhains in der kraftbewegten Luft, ihm flüstert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer besucht seine Lagerstätte, während auf seidenen Polstern den Reichen die Sorgen, den Ehrsüchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen, und der Ausschweifende in lärmenden Sälen sich zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne, und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur.

Um sich sein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern sein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Waage des Schicksals hält. Ohne Reue schaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu ist jeder andere Besitz, unentreißbar nur der, den wir im Herzen tragen.

Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher von Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius — ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung, in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien, — in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden, — in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieser Seite des Gegenstandes, weil sie vielleicht diejenige ist, die man sonst am wenigsten in's Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religiosität,

weil diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, mit den mannigfaltigsten und erhabensten Denkmalen des Daseyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben sind, und weil sie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältnisse zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geschäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß und unaufhörlich durch wechselnde Erscheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen, und in sich selbst getheilt, bedarf das menschliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte sagen Anschauung dessen, was in allen Zerstreuungen ihm nie verloren gehen und allen seinen Gesinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geist über sich selbst und über die Erde erheben soll. Man erzählt, daß ein Bischof von Mainz, — es war eines armen Wagners Sohn, — um in seiner höhern geistlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in seinem Pallast Wagenräder habe malen lassen, die ihn an seine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wissen, daß gewisse Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergessen, statt des Blumentopfes den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufstellten; und selbst an den Wänden der einsamen Klostermauern schien das Memento mori nicht überflüssig.

Wenn aber jene Gesinnung, die wir mit dem Namen der Religiosität bezeichnen, nichts Anderes als ein stetes Andenken an Gott ist, wenn sie wenigstens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Kraft gewinnt, und ohne dasselbe nicht gedenkbar ist; sie die den Geist in allen Zerstreuungen und Versuchungen sich selbst und seiner Bestimmung bewahrt, sie die alle himmlische Tugenden in sich vereinigt und verklärt, sie die allen Wünschen, Vorsätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel gibt, dann darf ich kühn die Frage aussprechen: welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch stete Erinnerung im Andenken an das höchste Wesen zu erhalten geeignet sey.

Zwar der Ewige, dessen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat sich keinem seiner vernünftigen Geschöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös seyn, ehe es weiß, daß es soll. Die Vernunft selbst ist eine innere, lebendige und unerschöpfliche Quelle seiner Erkenntniß; und der aufmerksame Beobachter dessen, was ihn umgibt, hat nicht nöthig, Landwirth zu seyn und den Pflug zu führen, um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchschimmert, im Gewittersturm, in der Blume des Feldes, in dem weisen Zusammenhang aller Dinge den zu schauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz so geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft so unausweichbar erkennt. Allein es ist doch

nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geschäften, in welche sich das bedürfnißreiche Geschlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anschauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere an ihm festgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweisen, Alles segnenden erinnert, und seiner unsichtbaren Gegenwart nahe gestellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tagszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des ersten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbstabend in allen seinen Geschäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Gesang der Lerche, im Säuseln des Abendwindes, im Rollen der Gewitter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen steigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er seine Blicke wendet, begegnet ihm sein Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Wesen, in dessen Händen sein Schicksal ruht. Welch' andere Berufsart erinnert so unaufhörlich, so unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältnisse zwischen dem Sterblichen und ihm?

Zwar gestehen wir gerne zu, daß jeder Mensch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf seine Gefahren achten will, seiner Ohnmächtigkeit sich bewußt zu werden, und den Lenker seiner Schicksale über den Sternen zu suchen und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der ersten Frage zurückgehen. Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder sein Daseyn? Aber wen flehen wir alle um Genesung an, wenn Schmerz und Krankheit in unsern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Wesen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in seinen Schicksalen eine unzerstörbare Verflechtung in dem großen Zusammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorsehung geboten ist? Wahrlich der Unglückliche stände nicht mehr hoch über dem Gottesläugner, wenn er nicht in seinem Glück und in seinem Mißgeschick, in seinen erfüllten und in seinen verwickelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Eben so wenig läßt es auf der andern Seite sich läugnen, daß oft genug auch das Wünschen, Streben und Hoffen des Landmanns

von menschlicher Willkühr und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er ist Mensch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Gesetzen und Bedingungen unterworfen, von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das seinige; — der Dieb findet auch zu seiner Thür den Eingang; Haber und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; — und der Krieg zerstört seine blühenden Saaten, die Frucht seiner Arbeit, wie er die Werkstätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Palläste der Fürsten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menschlicher Willkühr, über allen Zwang der Umstände erhaben nur mit seinem Gott in unmittelbarer Berührung stände.

Allein dieß Alles zugestanden, steht doch die ackerbauende Volksklasse noch in einem besondern Verhältniß zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er seine Saaten anvertraut, von keinem Menschen erwarten, von keinem Günstling des Glückes erschmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königes dazu. Sie ist durch das ewige wirksame Wort des Schöpfers gegeben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerschöpflich, und wartet nur auf seine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß sie die Keime seiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit seine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt stumm zu seinen Bitten? Oder wer zerstört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelschlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir den Menschen, der einen Regentropfen im Dunstkreis zusammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder sammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künstlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sämann beten, wenn er seine Saat auf den Acker trägt, — nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche schwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend sprechen: **Dein Wille geschehe**, wenn alle seine Hoffnungen er vernichtet sieht. So wahr ist es, wenn wir sagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an seine Verhältnisse zu ihm erinnert werde; und so ist sein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere eine Schule der Religiosität.

Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauch anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen seyn möchte.

Nach vielen und vielfachen Bemühungen, womit deutsche Volksfreunde die zum Theil anstößigen, zum Theil wenigstens geschmacklosen Volkslieder durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, bis jetzt fruchtlos versucht haben, scheint mir nach meiner besten Einsicht und Erfahrung nur noch ein Versuch übrig zu seyn, von dem vielleicht etwas zu erwarten wäre.

Es verrathet ein achtungswerthes Zutrauen zu dem Sittlichkeits- und Anständigkeitsgefühl der menschlichen Natur, wenn man annimmt, daß selbst in den untersten und verwahrlostesten Klassen des Volks anstößige und sittenwidrige Lieder blos aus Mangel an Bekanntschaft mit bessern gesungen, und durch Bekanntmachung von solchen verdrängt werden können.

Einige Zweifel dagegen will ich jedoch nicht unterdrücken.

Nicht Mangel an Bekanntschaft mit bessern Liedern scheint die Ursache zu sein, daß sittenwidrige Lieder gesungen werden.

Ich will nicht davon reden, daß schon die Mildheimische und vielleicht ähnliche Sammlungen auf verschiedenen Wegen in die Hände des Volks gebracht sind. Der gewöhnliche Weg, auf welchem die Lieder für die rohesten Volksklassen in ihr Publikum übergehen, sind die bekannten Liedertische auf den Jahrmärkten, wo reiche Sammlungen solcher Produkte gewöhnlich vier zusammen auf einem halben Bogen Löschpapier dem gut gekleideten Käufer für drei, dem lumpigen für einen Kreuzer mit Einschluß des Honorariums für den Unterricht in der Melodie losgeschlagen werden. Es sind aber bei weitem die meisten dieser Quartette von Zotenhaftigkeit ganz rein, und in den übrigen zeichnet sich doch gewöhnlich nur eins unter vieren durch schmutzigpöbelhaften, und noch seltener durch eigentlich unzüchtigen Inhalt aus. Von den andern sind manche vielleicht in hohem Grade sinn- und geschmacklos, aber in sittlicher Hinsicht sind sie rein, und es liegt in dem Verhältniß derselben zu den Unreinen zum Theil eine feine Spekulation der Verleger. Denn der züchtige Käufer nimmt zu den drei reinen das vierte mit, und für den unzüchtigen macht das eine die drei andern verkäuflich. Theils beweist dasselbe Verhältniß, das von Alters her das nämliche ist, daß die Nachfrage nach züchtigen Liedern doch immer noch die größere ist, und die unzüchtigen noch immer blos als Sporco mit jenen abgesetzt werden können.

Aber bei weitem nicht alle diese Lieder sind neben der sittlichen Unschädlichkeit zugleich von ästhetischem Unwerth. Viele volksmäßige Lieder unserer guten ältern und neuern Dichter, ich nenne Hölty, den Verfasser des Siegwart, Heinrich Stilling, Asmus, Bürger, Schubart, finden sich schon alle auf den nämlichen Tischen, in dem nämlichen Format, im nämlichen Preis, bald vier zusammengedruckt, bald einzeln unter andern ebenso wie jene schmutzigen versteckt; ohne Zweifel schon frühere Versuche edler Volksfreunde, durch bessere Lieder die schlechten und den Geschmack daran in diesem Publikum zu ertödten, und es rührt daher der lächerliche Mißgriff durch welchen einige dieser Gedichte, z. B. Schubarts Kaplied, und Pfeffels Lied von des Graf Walters Pfeiffenkopf sich wieder in des Knaben Wunderhorn verlieren, und die Heimweisung der Gasse und des siebenzehnten Jahrhunderts erhalten konnten.

Wenn es aber kein sicheres Mittel gibt, etwas zur Verbreitung unter das Volk zu bringen, als diese Anthologieen, wenn diese Elzevire alle Jahrmärkte besuchen, und von allen Marktgängern besucht werden, so kann schwerlich der Gesang unanständiger Lieder aus dem Mangel an Bekanntschaft mit den anständigen hergeleitet, und durch fernere Vermehrung des bereits unbenutzten Vorraths an diesen verdrängt werden, und es steht keiner andern Vermuthung, als der schlimmsten aber darum nicht befremdenden oder hoch bedenklichen der Weg offen, daß jene Lieder von denen, die sie singen, aus den übrigen nach Geschmack gesucht und gefunden werden.

Schon diejenigen Stände, welche sich für berechtigt halten, die gebildeten zu heißen, sinken ja in ihren Individuen von der höchsten Stufe, die den Menschen an den Engel reiht, an zwei Linien der ästhetischen und moralischen bis zu einer Gemeinheit herab, in welcher man mitten zwischen den Quellen der feinsten und edelsten Unterhaltung an der fadesten und schlüpfrigsten Romanenlectüre sich erlaben, mit den zweideutigsten und unzweideutigsten Scherzen sich Abende lang unterhalten, und ebenfalls, nur nicht auf der Gasse, Lieder singen kann, die auch nicht im Gesangbuch stehen, nnd man müßte entweder glauben, daß in den Tiefen der gemeinsten Volksstände keine solchen Hefen liegen, oder man müßte diesen Rohen und Versunkenen zutrauen können, daß sie allein zur Veredlung ihres Geschmackes etwas Anderes singen könnten, als was ihr Geschmack zur Befriedigung fordert, wenn diese Erscheinung ebenso das Befremden, als das Bedauern des Menschenfreundes rege machen könnte.

Der einzige richtige Weg, diesem Uebel von innen heraus abzuhelfen, wenn er sich nur nicht in das Land der

frommen Wünsche verlöre, wäre daher, den Charakter und Geschmack des Volks durch Erziehung, Belehrung, und was am wirksamsten seyn würde, und am wenigsten geschieht, durch Behandlung zu erheben und zu veredeln, und unterdessen geschehen zu lassen, was man doch nicht hindern kann, daß Jeder, so lange er die Wahl hat, einstweilen zu seinem Gesang wähle, was einstweilen seinem Geschmack zuschlägt.

Das einzige äußere Palliativmittel aber ist meines Erachtens, diese Wahl zu beschränken, was keineswegs durch eine abermalige Vermehrung der guten und unschädlichen Lieder, sondern durch allmählige Verminderung, und wenn es möglich wäre, Vertilgung der schlechten zu bewirken ist. Wenn ich indeß nicht eine zu gute Meinung von dem badischen Landvolk habe, was doch in Vergleichung mit vielen andern wirklich gut ist, und die schönen Früchte einer wohlthätigen Staatserziehung nicht verläugnet, und wenn meine zufälligen Beobachtungen an ihm nicht zu flüchtig und mangelhaft sind, so scheint es mir, daß bei demselben die Vorliebe für zotenhafte Lieder nicht einmal endemisch sey. In der Regel werden sie eher von fremden Handwerksgenossen und Gesinde gesungen und eingebracht, und finden alsdann freilich Gemüther da und dort, welche für die Ansteckung dieser Krankheitsmaterie, wogegen es keine Vaccinationslieder giebt, große Empfänglichkeit haben.

Ehe ich aber meine Vorschläge zu einer Veranstaltung darlege, nach welcher meines Erachtens am besten jene unschädlichen und guten Lieder in Umlauf gesetzt und diese ungesitteten entfernt werden könnten, sey es mir vergönnt, diesen Gegenstand noch von einer andern Seite darzustellen, und daran zu zeigen, wie schwer es sey, nicht nur an der unzüchtigen, sondern auch an der geschmacklosen Lieder Statt bessere zur guten Aufnahme bei dem Volk und zur Lebendigkeit des Gesanges zu bringen.

Das Volk singt nicht leicht außer den Stunden des Frohsinnes. Der Frohsinn aber singt nicht gern etwas Fremdes in sich hinein, sondern etwas Eigenes oder Angeeignetes aus sich heraus, und so sehr die Liedertische auf dem Markt besucht werden, so werden doch die neuesten Produkte dieses Buchhandels von den Käufern meistens nur gelesen, höchstens auf kurze Zeit gesungen, oder in Gesang versucht. Je tiefer wir aber zu der rohesten Volksmasse herabgehen, für die doch eigentlich das Heil zu suchen ist, desto mehr treten uns folgende Erscheinungen entgegen.

1) Die rohesten Menschen kommen, um dem Frohsinn Luft zu machen, mit der geringsten Anzahl von Liedern aus. Andere Gesänge hört die Dreisam, andere der Neckar, aber manche Kameradschaft

singt vielleicht nicht mehr als sechs bis acht, manches Thal nicht mehr als zehn bis zwanzig Lieder. Sie verlangen nicht mehr, denn sie bedürfen nicht mehr. Was am ersten Sonntag nach Trinitatis gut war, ist's am zweiten wieder.

2) Es findet hier nicht viel neuester Geschmack und Wechsel der Liebhaberei statt. Einige Ephemeren in jeder Zeit abgerechnet, bleiben die wenigen Lieder, die einmal gäng und gäbe geworden, auch meistens die nämlichen während der ganzen gesanglustigen Periode des Lebens, und reichen oft für mehrere Generationen zu. Das Lied „Kaiser Joseph willst du noch" 2c. ist noch nicht vergessen, obgleich Kaiser Joseph schon lang nicht mehr will.

3) Diese Kinder Melpomenens bedürfen für ihre Lieder keinen Sinn. Sie wollen bei dem Gesang nichts denken und nichts fühlen, nur einen Text haben für die Töne.

So singt der Bewohner der Rheinebenen die Alpenlieder der Schweiz, der Handwerksgenosse Jägerlieder, z. B. „Schönstes Hirschlein über die Maßen," — der Deutsche das polnische Vaterlandslied, als ob einige Stellen desselben, wie das Unterpfand einer Weissagung, nicht vor dem Jahre 1812 hätten untergehen dürfen. Der Inhalt des viel gesungenen Liedes: „Ein Lämmlein trank von frischen" 2c. ist nichts anderes als des Phädrus Fabel: Ad rivum eundem etc., und hat außer dem Schluß:

„Die Armen gelten wenig,
Die Frommen leiden Noth,
Den Weinberg nahm der König,
Den Naboth schlug man todt."

nichts Volksmäßiges, wenn es nicht die Fabel als solche schon an sich ist.

Ohne Zweifel wird die Wahl außer dem Zufall durch die Melodie entschieden. Auf alle Fälle irrt, wer glaubt, daß das Volk aus mehreren Liedern die sinnistgen und passendsten wähle. Wenn es indessen wählt, so liebt es einen wunderlichen Sylbenschlag, z. B. Viola, Viola, Viola la, mehr den Witz als die Gemüthlichkeit, und einen Ton, der zu verrathen scheint, daß auch die besten dieser Lieder von solchen Zunft- und Wirthshaussäßigen Genies selber verfertigt seyen, und der sich in der Nachbildung schwer treffen läßt. Göthe hat zwei Lieder: „Dort oben auf jenem Berge". Aber das ältere Urlied gleichen Anfangs kann doch selbst für einen gebildeten Leser, der ein Ohr für Volkston hat, das werthere bleiben. Ja es scheint mir, daß die beliebtesten dieser Lieder nicht einmal aus den Flugblättern in die Gegend, wo sie gesungen werden, übergegangen, sondern daselbst

entstanden oder mündlich eingebracht, und erst später in die Flugblätter aufgenommen worden seyen. Des Knaben Wunderhorn hat unter den ersten fünfzig Liedern schon sechszehn, denen die Sammler keine andere Hinweisung geben konnten, als: Mündlich.

Scheint die Richtigkeit dieser bisherigen Angaben zweifelhaft, so darf ich nur an Erscheinungen erinnern, die jeder Beobachtung nahe liegen. Der Schnurrant singt und spielt in jeder Kneipe Jahr aus Jahr ein die nämlichen Lieder.

Der akademische Student, wenn noch so roh, doch hoch gebildet gegen den Mühlarzt und Trainsoldaten, mit den Schätzen der neuesten schönen Literatur bekannt, hat und singt, wenn es gilt, nur wenige, meist rohe Burschenlieder, die der Vater daheim auch noch auswendig weiß. Er liest mit Entzücken Schillers schönste Gesänge, und singt mit Entzücken:

„Lustig sind wir lieben Brüder,
Lila lieben Brüder" ꝛc.;

hat sogar unstudentisch, sogar gemein soldatische Lieder, z. B.

„Der Kaiser hat brave Soldaten,
Wenn sie bezahlet seyn" ꝛc.,

in seinen Canon aufgenommen, und sie haben sich darin erhalten.

Selbst im gebildeten Zirkel, ich rede nicht von musikalischen Abendstunden, nicht von den Gesängen ex officio bei Vaterlandsfesten, aber wo beim Becherklang die Gesangslust ungerufen laut wird, kann man auch Jahre lang die nämlichen wenigen Lieder hören, z. B.

„Süße heilige Natur."

Selbst die heilige Andacht, die einfältige und tiefe, die sich nicht in das leere Herz hinein pumpen, sondern aus dem vollen heraus will, singt wenige Lieder, und gerne die nämlichen, nicht immer die schönsten, aber die liebsten, und die Lieder des alten Gesangbuchs sind glücklicher und geschwinder aus den Kirchen und Schulen als aus den Häusern und Herzen verbannt worden.

So begegnet der Mensch überall dem Menschen. Aber alles Einseitige und Beschränkte, alles Gewohnheitsmäßige und die unvertilgbare Vorliebe für Alles, dem dunkle Gefühle sich eingemischt oder angehängt haben, multiplizirt sich, um mathematisch zu sprechen, von der höchsten Stufe, auf welcher der Mensch noch Mensch ist, bis zur tieffsten hinab in die Quadrate der Entfernungen.

Diese Bemerkungen enthalten einen Hauptgrund, warum alle

Versuche, das Volk an reinere und sinnigere Lieder zu gewöhnen, bisher gescheitert sind, und die Bürgschaft, daß der nächste neue, wenn er auf dem nämlichen Weg geschieht, wieder scheitern wird. **Bürgers** schönste Volkslieder und **Schubarts** getroffenste, dem Volke auf hundert Wegen zugespielt, giengen im Gesang nie auf, oder bald wieder unter, während die alten im Geschmack und Ton folgender Musterverse:

Zu Amsterdam in Holland
Schöne Farben sind uns allda bekannt,
Grün und blau,
Schwarz und grau,
Wie auch die schöne Carmosine.

Zu Moskau in Rußland,
Schöne Ledern sind uns allda bekannt,
Juchten, Korduan.
Zucker, Marzipan
Ißt man allda zum Frühstücke.

oder:

Schöns Gretel komm herab
Hab dir ein Weck im Sack
Den Weck will ich dir geben
Das Weinglas ist mein Leben
Schöns Gretel an der Hand
Das ist mein Unterpfand.

im lebendigen Strom aus dem 18ten in das 19te Jahrhundert übergegangen sind, und in allen Schenken und auf allen Gassen fort gesungen werden.

Demnach wäre mein Vorschlag nach allem bisher Vorgetragenen: dem Volke nichts mehr indirekte aufzudringen, noch direkte anzubieten, wofür es keinen Geschmack und keine Empfänglichkeit hat, und wogegen seine verschmähende Wahl schon lange standhaft und einstimmig entschieden ist — dagegen aber seinem eigenen Geschmack nachzugeben, denselben durch eine Revision des vorhandenen Vorrathes vor Verirrungen zu bewahren, und ihm die Wahl des sittenwidrigen und schlechtesten zu erschweren.

Ich stecke daher höherer Ermessung anheim, ob folgende Vorschläge dazu ausführbar und zweckbefördernd möchten erfunden werden:

1) Daß die Lieder einer neuern Sammlung nicht in neuen noch unbenutzten Quellen aufgesucht, sondern größtentheils aus jenen schon vorhandenen alten, so sehr accreditirten Volks-

liedern mit Weglassung aller eckelhaften und pöbelhaften und gar zu albernen zusammengetragen werden.

2) Daß eine solche neu zu veranstaltende Sammlung vereinzelnd in der beliebten Form: „Vier neue weltliche Lieder ꝛc. gedruckt in diesem Jahr" gefertigt, und zum Verkauf vereinzelt der Wahl des Käufers überlassen werde.

3) Daß zu lieb den sinnigern Gemüthern, die auch für etwas Besseres Empfänglichkeit haben, je zuweilen unter drei gemeine ein oder zwei edlere Lieder ebenso eingeschwärzt werden, wie es bisher mit den unanständigeren geschah.

4) Daß sobald die Sammlung zum Verkauf fertig ist, alle bisherigen Flugblätter dieser Art für die inländischen Märkte verboten und kassirt werden, und nur diese neue Sammlung und Auflage die Zulässigkeit auf die Märkte und zur schnelleren Erkennung irgend eine auszeichnende Vignette erhalte, und wenn ausländische Krämer sich nicht dazu verstehen würden, nur Inländer mit dem Recht dieses Verkaufs belehnt würden.

Dieß ist nach meiner Einsicht und dem Resultat meiner Erfahrungen, wenn noch etwas versucht werden kann und soll, das einzige Mittel zum Zweck, und ich könnte eine Einwendung dagegen, „daß die ausgestoßenen Lieder gleichwohl noch von Gränzbewohnern auf ausländischen Märkten gekauft, oder von ausländischem Gesinde eingebracht, auch wohl im Lande selbst verkauft werden können," ganz mit Stillschweigen übergehen, da diese nämlichen Schleichwege auch unter jeder andern und anders eingerichteten Sammlung offen bleiben, und nichts beweisen, als was schon zu viel ist, daß das Uebel, so lange es rohe und unsittliche Gemüther gibt, die diese Waare für ihren Geschmack bedürfen und mit Geld oder Beifall bezahlen, nicht wird zu heben seyn; und ich will die vierte und schlimmste Elusion auch nicht verschweigen, daß das Volk, wenn auch alle bisher üblichen schandbaren Lieder seinen Händen und Lippen auf einmal durch ein Wunder entzogen werden können, Leute genug in seiner eigenen Mitte hat, die ihm wieder so viel neue machen können, als es bedarf. Gleichwohl könnte vielleicht auch diesem Unheil noch ein Versuch mit Hoffnung entgegen gesetzt werden, wenn, was zwar ohne Zweifel auch schon geschehen ist, den Ortsvorgesetzten, Kirchenältesten und Wirthshausvisitatoren in den Umfang ihrer Pflicht gegeben würde, auf den Inhalt der Lieder, welche öffentlich gesungen werden, aufmerksam zu seyn, und sodann die Betretenen vor die Censur gezogen, und zwar nicht mit einer Buße am Körper oder Geld, wohl aber von dem Pfarrer und ersten Vorgesetzten nach Befinden mit väterlicher Ermahnung

oder durchgreifender Castigation in Worten angesehen würden, was doch wenigstens bei der heranwachsenden Jugend nicht ohne Eindruck bleiben dürfte.

Verschiedene Gedanken.

1.

Ist's Verständigkeit oder Zufall, oder vom verborgenen Geist gefügt? In den Frühlingswochen, wo Alles blüht, zwischen Ostern und Pfingsten, erscheint auch allemal die Blüthe der Evangelien in den Sonntagstexten, von der Auferstehungsgeschichte an des Erstlings von den Todten, dieser unverwelklichen primula veris, bis am Pfingstfest der befruchtende Geist hinabsteigt. Lauter sanftes Wehen und Duften des Sonntags in uns und außer uns. Es ist die Weihungszeit für die religiösen Gefühle wenigstens eines Jahres. Wer sie nicht empfäht oder annimmt, kann ein unfruchtbares Jahr bekommen.

Umgekehrt sind alle Sternenblumen und alle blühenden Apfelbäume schöne Evangelien des Jahrs, aber nach Trinitatis, wenn Alles sich in Früchte bildet und vervielfältigt, kommen die Wunder.

2.

Im nämlichen Sinn, wie auf der ganzen Erde Christen verbreitet sind, wird auch auf der ganzen Erde ein christlicher Feiertag, z. B. Pfingsten gefeiert. Aber er hat in jedem westlichern Grad der Länge einen spätern Anfang als im nächstvorhergehenden östlichen, und wandelt also in 24 Stunden um die Erde herum, mit der Sonne.

Ebenso kann rings um die Erde herum in jedem Augenblick das Morgengebet verrichtet, die Betglocke geläutet werden, und in 24 Stunden ist es wieder da.

3.

Die Erde ist eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir aus einer Jahreszeit in die andere fahren.

4.

Auch die große Weltuhr hat irgendwo einen Wecker.

5.

Die Ruinen in Asien, Aegypten, Griechenland, Italien und überall sind die Eselsohren im großen Buch der Geschichte. Ueberall bezeichnen sie die merkwürdigsten Stellen in demselben.

6.

Ewige Güte! Die Tochter dankt und vergilt den Eltern alle Sorgen und Schmerzen und Liebe der Erziehung oft dadurch, daß sie ihnen wieder ihre eigenen Kinder zu erziehen giebt.

7.

Es giebt für mich keine eingreifendere Versinnlichung der Ewigkeit, als das Stillstehen einer Uhr, wo es ewig z. B. Dreiviertel auf Neun bleibt.

8.

Wenn die Handwerksbursche mit einem Lied fertig sind, und nach der Melodie nicht genug haben, pfeifen sie sie in Ermanglung des Textes nach, wie man Brod in die Brühe tunkt, wenn das Fleisch gegessen ist.

9.

Man muß immer wieder von Neuem die Cultur an den Griechen lernen, wie man immer wieder echte Kartoffeln aus Amerika holt und wilde Elephanten einfangt.

10.

Die Langeweile wartet auf den Tod.

11.

Es ist kein gutes Compliment, wenn man sagt: „Es hat mich gefreut, Sie wohl zu sehen.“ Man sollte sagen: „Es freut mich Sie wohl gesehen zu haben,“ (und könnte allenfalls, während man's sagt und sich wegdreht, die Augen zuschließen).

12.

Der Hebräer denkt sich gegen andere Nationen Manches in der umgekehrten Ordnuug, aber natürlicher und ansprechender.

Das νοχτημερον beginnt ihm, wie die Zusammensetzung des Wortes selbst, mit der Nacht (die früher war) und endet mit dem fröhlichen Tag.

Wir feiern den Ruhe- und Freudentag der Woche im Anfang derselben, haben alsdann das Gute weg, und die sechs Mühetage kommen nach. Er arbeitet zuerst sechs Tage, und hat den belohnenden Freuden- und Ruhetag am Ende zu gut. Was ist vernünftiger?

Die Römer und Griechen hatten ihr goldenes Zeitalter im Rücken. Die Väter haben's genossen. Die Propheten der Juden künden's der Zukunft an. Die Enkel werden sich seiner freuen. Ueberall geht das Traurige voraus, und das Erfreuliche kommt nach.

Beiträge zur Religionsphilosophie.

I.

Weltgesetze.

1. Es scheint in allem Geschaffenen der Erde nur **eine** Hauptform zu herrschen, die durch alle Theile fortgeführt und in dem Menschen vollendet wird. Nehmen wir die Erde im Großen als Eins, so scheint sie nach einer größern Hauptform, in der alle andern Planeten und Sonnen gebildet sind, ebenfalls mitgebildet zu seyn. Wahrscheinlich hängt auch, wie etwa die Naturreiche unseres Erdenballes oder ihre Klassen, eben so die gesammte Schöpfung auf den sämmtlichen Planeten untereinander zusammen, und es ist auch hierin **ein** Plan, **eine** Form, die durch Alles fortlauft. In einem Weltkörper fängt sie vielleicht, wenn es möglich ist, auf einer tiefern Stufe als bei uns an; in einem andern geht die Kette, die hier in ihrem letzten Glied, dem Menschen, scheint abgerissen zu seyn, weiter; dort in einem andern wird vielleicht eine Seitensprosse, für welche hier nicht Raum war, weiter ausgeführt, oder es sind im Ganzen alles eben so viele Sprossen eines und desselbigen Stammes.

2. Wie in der Bildung **eine** Form, so in den Erscheinungen und Schicksalen der Dinge einerlei Gesetze, in den Gesetzen derselbige Geist. Wie der Körper nur im Gleichgewicht ruhig bleibt und sichern Stand hat, so wie er, wenn das Gleichgewicht gehoben ist, sich durch Schwingungen in dasselbe zurückarbeitet oder auf immer aus seiner Stelle verrückt bleibt, so ist's auch auffallend ähnlich im Reich geistiger Kräfte. — Wie durch die Versetzung und Zusammenmischung von Dingen, die entgegengesetzter Natur sind, entweder eines das andere verschlingt, oder beide zu Grund verdorben werden, oder sich eines von dem andern scheidet oder eine Gährung entsteht, aus der sich etwas Neues, Besseres läutert, so ist's auch mit der Zusammenmischung zweier Völker von verschiedenem Charakter, so mit der Kollision verschiedener Grundsätze und Begierden. Solche Gährungen entstanden und solche Korruptionen, als zur größten Barbarei und Sittenlosigkeit die edelste Sittenlehre Jesu, und wieder zur einfachsten Lehre Jesu die spitzfindige, neuplatonische Philosophie kam.

3. Lange hielt ich es für möglich, daß die Erde vielleicht nie veralte, sondern ewig fortdauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es ist Alles nur Wechsel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts Anderes mehr denken, als daß sie, die einst nicht war, was sie jetzt ist, mit der Zeit auch nicht mehr das Nämliche seyn könne. Sollte das Schicksal aller Geschöpfe, die sie am mütterlichen Busen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes seyn? Wie ein Baum dem andern, und ein Mensch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle und nicht dem nämlichen nach Gestalt und Theilen, aber doch einem seiner Art Platz macht, d. h. wie er, wenn sein Mechanismus zerstört ist, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgend einmal und an einem Ort werden soll, seine aufgelösten Theile als Material zu liefern; sollte nicht eben so die Erde ihren Theilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsstätte der Planeten, sich losgewunden, ihren Theilen nach in diesem Punkt des Weltalles sich gesammelt haben? — Sie hat in den Fluthen, die sie bedeckten, als Embryo die Periode ihrer ersten Bildung ausgehalten, sie hat in ihren gewaltsamen Erschütterungen, in ihren ehemals so zahlreichen Vulkanen, in ihren Ueberschwemmungen, die Krankheiten ihrer Kinderjahre, der jugendlichen Gichter der gährenden Säfte des noch nicht berichtigten Gleichgewichts ihrer festen und flüssigen Theile überstanden; jetzt scheint sie in ihren besten, blühendsten Jahren zu gedeihen; aber einst wird sie, wenn es wahr ist, was einige Kosmologen gegen den Widerspruch anderer behaupten, daß sie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beschreibe, einst wird sie, alt und lebenssatt, in den mütterlichen Schooß der Sonne zurückkehren, sich wieder auflösen, sich neu und anderst zusammensetzen, d. h. Theile zu andern Kompositionen hergeben, Theile von andern Destruktionen empfangen; unterdessen wird ein neuer, ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weise entstehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, so im Großen, wie im Raum, so in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrsche.

II.

Engel und Teufel.

Daß die Planeten Weltkörper und die Fixsterne Mittelpunkte eben so vieler Planetensysteme seyen, ist ausgemacht. Daß jeder, wenn er nur für irgend eine Klasse von Wesen bewohnbar ist, auch von denselben bewohnt sey und wenigstens einmal bewohnt gewesen

sey, oder noch seyn werde, ist eben so wenig zu bezweifeln. Daß unter diesen viele Vernünftige seyn müssen, läßt sich natürlich erwarten. Daß in allen bewohnten Erdkörpern Mannigfaltigkeit herrsche, vielleicht überall eine vernünftige Klasse, aber nirgens als auf der Erde Menschen seyen, daß einige an Geisteskräften von uns stufenweise hinab-, mehrere hinaufsteigen, kann aus der uns bekannten Schöpfung analogisch geschlossen werden. Wollen wir nun unter Engeln vernünftige Wesen verstehen, die uns an Geisteskräften charakteristisch übertreffen (Anderes können wir ohnehin nicht darunter verstehen), so ist auch der Vernunft nichts begreiflicher, als daß es Engel geben müsse. Nun aber müssen diejenigen, die ihre höheren Kräfte gut anwenden, in dem nämlichen Verhältniß viel besser seyn als wir, und die, welche einen bösen Gebrauch von den ihrigen machen, viel böser und verworfener, gerade wie unter den Menschen selbst ein mächtiger und verschmitzter Bösewicht viel gefährlicher und schlimmer ist, als ein anderer. Und so hätten wir nicht nur Engel überhaupt, sondern auch gute Engel und Teufel.

Daß aber jene uns beschützen und auf den Händen tragen, diese zum Bösen verführen und fällen können, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig so thöricht, als sich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im sonnennahen Merkur gedeiht, zu verlassen, so hypochondrisch, als von einem giftigern Molch im fern kreisenden Saturn sich bang werden zu lassen.

Wir Erdenkinder sind einer des andern Engel (der meinige wollest du seyn, ehrlicher Bote Winkelmann!), einer des andern Teufel, mancher sein eigener.

III.

Geister und Gespenster.

Geist und Gespenst werden im gemeinen Leben oft verwechselt, müssen aber unterschieden werden. Nicht jeder Geist, selbst auf dem Gebiete des Aberglaubens, ist ein Gespenst. Der Geist ist unsichtbar, das Gespenst ist sichtbar.

Geist, in welcherlei Sinn man das Wort nehmen will, bezeichnet allemal die unsichtbare Ursache zu einer wahrnehmbaren Wirkung, und ursprünglich gar nichts Anderes.

Den ältesten Anspruch auf diese Benennung haben daher Athem, Luft, Wind; hebräisch Ruach, griechisch πνευμα ανεμος, lateinisch animus und spiritus.

Geist im Wein, das Unsichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende, Berauschende im Wein.

Geist im Menschen, das Unsichtbare, Belebende, Thätige, Schaffende im menschlichen Körper.

Geister in Feld und Hain, die unsichtbaren Naturkräfte bei allen Nationen, selbst hie und da in der Bibel, Dryaden, Brunnengeister, Berggeister, Gnomen, Elfen, der Engel an der Tenne Arafna ꝛc.

Der ewige, göttliche Geist, die ewige, unsichtbare Ursache, durch welche Alles ist, und in seiner Ordnung und Kraft besteht. Röm. 1, 20. Apostelgesch. 17, 24. 25. 28.

Eine solche unsichtbare Ursache zu ihrer wahrnehmbaren Wirkung kann nun zugleich eine ganz unbekannte Ursache sein, oder sie kann durch Zufall, Beobachtung oder tiefes Nachdenken dem menschlichen Verstande wenigstens bis auf einen gewissen Grad erkennbar und erklärbar werden. Im letzten Fall wird oft die Benennung Geist im Sprachgebrauch, wenigstens mit der Länge der Zeit, aufgegeben, oder wenn man sie beibehält, so denkt man sich dabei, so viel man von der Sache weiß.

Im ersten Fall kann sich der Mensch nicht begnügen, bei der Idee: unsichtbare Ursache stille zu stehen. Der Denkende forscht und macht Hypothesen, bis er den Geist ergriffen hat oder ergriffen zu haben glaubt, und der sinnliche Naturmensch, der träge, der nicht selber denken, nicht einmal Andern nachdenken mag, und der rohe, der Beides nicht einmal kann, personifizirt sich die unsichtbaren und unbekannten wirkenden Kräfte, denkt sie sich und seinem Geiste ähnlich als verständig handelnde Wesen, oder er erklärt sich das Unbekannte aus dem analogen Bekannten oder Bekanntern. Auch das ist eine Hypothese, und gar nicht die absurdeste, die in dieser Materie schon zur Sprache gekommen ist.

Aus dieser etymologischen Betrachtung geht hervor, was auch die Erfahrung lehrt:

1) daß es Geister geben könne, d. h. unsichtbare und unerkannte Ursachen zu sichtbaren Wirkungen, die sich der menschliche Geist, im nämlichen Grade, wie er die Wirkungen regelmäßig und Zwecke dadurch erreicht findet, nothgedrungen als sich ähnliche, d. h. denkende und handelnde Wesen vorstellt.
2) Daß der Geister immer weniger werden, je mehr man durch Beobachtung und Nachdenken mit der Natur bekannt wird.
3) Daß man nach und nach, je öfter und länger man durch neue Entdeckungen die Erfahrung macht, daß das, was man einst für Geister hielt, keine solche seyen, endlich auf den Gedanken

kommen könne, es gebe gar keine Geister, und daß diese Vermuthung nichts weniger als sicher sei, wenn sie keinen andern Grund hat, als den Schluß aus der Erfahrung: Nicht alles sind Geister, was man bisher oder einst dafür hielt.

4) Daß zur nämlichen Zeit in einer Gegend Geister seyn können, wo in einer andern und nahen keine sind, z. B. auf dem Lande mehr, als in Städten,

Und so läßt sich denn auf der Studierstube ausmachen, daß auch

5) bei uns auf dem Lande der Geisterglaube noch ganz und gar seyn müsse, weil unsere Landleute, auch die verständigsten, und selbst die Schullehrer und selbst die Pfarrer noch lange nicht im Stande sind, zu allen Erscheinungen des Lebens die unsichtbare Ursache zu erkennen oder zu zeigen.

Dürfte aber der Frage, wie dieser Geisterglaube zu tödten sey, nicht eine andere vorauszusetzen seyn, ob er getödtet werden könne, und wenn er unschädlich und weise geleitet werden kann, ob es rathsam sey, ihn tödten zu wollen.

Jedes Volk und jede Volksreligion auf der Erde hat unter diesem oder einem andern Namen und Typus ihre Geister, — liebliche oder häßliche und schreckliche Wesen, Gebilde einer feinern oder einer groben sinnlichen Phantasie, und jedes Volk streift sich erst alsdann in seinen einzelnen Individuis, und nie in allen, und nie ganz von ihnen los, wenn es zu einer hohen Aufklärung sich emporgeschwungen hat. Bis dahin liegt der Glaube an sie im menschlichen Geist selbst und ist ihm Bedürfniß. Man müßte, wenn man ihn davon befreien wollte, ehe man ihm alles Unerklärbare in der Natur und den Erscheinungen des Lebens erklärt hat, entweder den Zusammenhang zwischen Wirkungen und Ursachen zerreißen und ihn gewöhnen, Wirkungen zu beobachten, ohne sich um die Ursache dazu zu bekümmern, d. h. nicht mehr zu denken, sondern bloß zu genießen und zu dulden, was der Zufall bringt, oder man müßte die immer geschäftige, bindende und einkleidende Phantasie in ihm tödten, die überall anblümt, wo für den denkenden Verstand noch keine Ernte steht. Aber wer vermag das Eine oder das Andere? Wer kann es auch nur wollen?

Es ist wahr, daß unser Geisterglaube ein geschmackloser und häßlicher Geisterglaube sey, und wir haben ihn, oder wenigstens die Keime dazu, der christlichen Religion zu verdanken, so wie wir sie empfangen haben, auf daß es wahr bleibe, die Vorsehung gebe uns kein so großes und schätzbares Gut, zu dem wir nicht eine kleine Zugabe von Ungemach mitnehmen müssen, so wie nach dem alten Sprich-

wort auch umgekehrt kein Unglück so groß ist, es sey denn ein kleines Glück dabei.

Jede Nation, die sich frei bildete, schaffte sich ihre eigene Mythologie, oder modifizirte sich die entlehnte ihrem Genius gemäs. Sey sie ursprünglich so roh und dürftig sie wolle, sie ist wie das Volk, dem sie angehört, ihm, seinem Charakter, seinen Bedürfnissen, seinem Boden und Himmel eigen oder angeeignet, und kann mit der Zeit sich veredeln und sinnig bereichern, wie das Volk selbst sich veredelt, seinen Boden um sich verschönert und sein Himmel über ihm milder und heiterer wird.

Die Mythologie der Deutschen war, so viel wir von ihr wissen, einer solchen Veredlung und Bereicherung wohl fähig, aber sie mußte der christlichen Religion weichen, die uns einen fremden, unnationalen Geisterglauben brachte, den sie zum Theil selber nur von den Juden, so wie diese von den Chaldäern aufgeladen hatte, und der unter unserm nördlichen Himmel, für welchen er nicht geeignet ist, nothwendig verkrüppelte, und die Triebkraft seiner noch unentwickelten Blüthenknospen verlor, wie eine Pflanze, die ihr aus ihrem warmen heimischen Boden in einen andern und schlechtern versetzt. Daher müssen wir, selbst wenn wir das Bedürfniß eines edlen Geisterlebens um uns fühlen, und uns in seine entzauberten Kreise zurücksehnen und gerne zurücktäuschen wollen, noch einmal zu einer fremden, aber unter ihrem eigenen Himmel frei und unbeschrieen ausgebildeten Mythologie, der griechischen, greifen, weil wir unsere eigenthümliche verloren haben und den eingetauschten orientalischen Geisterglauben mit seinen spätern abendländischen Auswüchsen nicht brauchen können. Und dem gemeinen Mann, der von den Göttern Griechenlands nichts weiß, und wegen ihrer Unvertragbarkeit mit dem christlichen Religionsglauben nichts wissen darf, bleibt zur Belebung der Natur um ihn her und zur Belebung seiner eigenen Wohnung mit unsinnlichen Wesen und personifizirt wirkenden Ursachen zu unerklärbaren Wirkungen nichts übrig, als, ein paar unschuldige Berggeister abgerechnet, die bösen Geister, die in der Luft herrschen, die Geister alter Ritter, Mönche und Missethäter im Zwinger zerstörter Burgen, umgebauter Klöster und moderner Hochgerichte und Kirchhöfe, höchst selten und immer seltener fast nur noch bei andern da und dort ein Engel, und es wäre (incidenter es zu erwähnen) eine Frage, die nicht nur in psychologischer, sondern selbst in moralischer und religiöser Hinsicht eine Untersuchung verdiente, warum der Glaube an einen Verkehr der Engel auf der Erde fast ganz verschwunden ist, während der Teufelsglaube noch kräftig sich behauptet, und warum jener sich nie

so entwickelt und ausgebildet und mannigfaltig modifizirt hat, wie dieser, da doch die Bibel eben so viele, wo nicht mehr, und sicherere, wenigstens ansprechende Data dazu gibt.

Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.

1) Weil er so tief in der Natur des sinnlichen Menschen und in der sinnlichen Natur jedes Menschen überhaupt liegt, und nicht in sie hineingetragen, sondern in ihr geboren und daheim ist.

2) Weil wir alle noch gar nicht gewiß wissen, wenn wir auch um unserer Aufklärung zu schmeicheln und zu wissen meinen, daß es gar keine Geister, keine unsichtbaren Bewohner unseres Planeten und keinen verborgenen Verkehr von außerirdischen Geistern mit ihm gebe. Oder woher wüßten wir's, die wir noch das Datum angeben können, vor welchem man von den magnetischen, elektrischen, galvanischen und andern physischen Kräften und ihren Einfluß nichts wußte? Es ist viel leichter von etwas Bekanntem wissen, daß es sey, als von dem Unbekannten, und doch an sich Möglichen beweisen, daß es nicht sey.

3) Gesetzt, wir wissen's und erkennen's aus sichern Gründen a priori oder aus einem Wahrheitsgefühl, das oft, und vielleicht in den meisten Fällen, den mangelhaften Beweisen das Complementum zur Ueberzeugung giebt, wie werden wir dem gemeinen Mann unsere Ueberzeugung mitzutheilen im Stande seyn, wenn wir nicht in jedem einzelnen Fall, das, was er für Geisterwirkung halten muß, natürlich zu erklären oder die vorgeblichen Fakta zu widerlegen wissen? Soll er uns gegen seine vermeinten oder wirklichen Erfahrungen und seine befestigten Traditionen auf's Wort glauben? Wird er's? Wollen wir's verlangen, die wir doch selber gegen allen blinden Glauben eifern?

4) Noch eimal gesetzt, wir wissen's und erkennen's, glauben wenigstens immer, daß verwandte Geister uns umschweben und besuchen können, — wir sind ausgegangen aus dem lieblichen Paradies, wo noch die Elohim in der Abendkühle unter den Bäumen wandeln, und der Cherub der Aufklärung steht an der Pforte und läßt uns nicht mehr hinein, — um was ist's besser mit uns geworden? Blicken wir nicht noch oft über die

Planken hinein und sehnen uns zurück? Warum bieten wir so gerne den Dichtern die Hand, die uns durch unbewachte Seitenpförtchen wieder auf einen Augenblick hinein führen? Warum kommen wir so oft mit einer höhern Weihe für das Schöne und Gute wieder heraus?

5) Man kann den Glauben, daß es Geister gebe, wenn er nur veredelt ist, ohne Anstand als eine vorliegende Schanze um den Glauben an Gott, und in einigen Modifikationen desselben, um den Glauben an Seelenunsterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode für das Unvergoltene vor dem Tode, also wohl für die drei wichtigsten und heiligsten Glaubenslehren ansehen. Immer gut für die gute Sache, wenn die feindliche Macht des Unglaubens unserer und der künftigen Tage, erst nach und nach lange an solchen Vorwerken niederzureißen hat, ehe sie den Katapult an das Heilige selber ansetzen kann. Warum wollen **wir** es thun, die wir das Heilige zu bewahren da sind? Laßt uns, wie die Weisen aller Zeiten, Wahrheit in die Mythen legen, falls wir sie dafür halten, und dem gelehrten Zunftgeist entsagen, der da will, daß alle Menschen, fähig dazu oder unfähig, die Wahrheit in der nämlichen reinen Form anschauen und festhalten sollen!

6) Christus selber und seine Apostel, auch damals noch, als sie den heiligen Geist empfangen hatten, der sie in alle Wahrheit leitete, begünstigen in ihrer Lehre den Glauben an den Einfluß guter und böser Geister mehr, als sie ihm entgegen arbeiten. Glaubten er und sie selber daran, so werden wir wohl auch keine andere Wahl haben. Befolgten sie aber nur die Klugheitsmaxime der vorigen Nummer, so geben sie uns ein beherzigungswerthes Beispiel. Oder wäre der gemeine oder gemeinste Mann en gros jetzt gereifter und empfänglicher für die reine trockene Wahrheit ohne Hülle, als damals die Juden, Griechen und Römer, bereitwilliger seine Vorurtheile abzulegen, und wir sicherer, daß er nicht mit seinen Irrthümern auch die Wahrheit wegwerfen würde, die sich in jene mischt, wie das Licht in die Finsterniß in der milden Dämmerung. Das Fortrücken in der Kalender-Jahrzahl macht wohl den Menschen, aber nicht die Menschheit reifer.

So viel von den Geistern.

Ein **Gespenst** ist ein sichtbar gewordener Geist, und zwar nach dem Sprachgebrauch böser Art. Das Wort scheint von **Spinnen** herzukommen und eben das nämliche mit Gespinnst (Luft oder

Hirngespinnst) zu seyn. Wenigstens verdient es diese Ableitung, obgleich Adelung das altdeutsche Wort: Spanen, Ueberreden für das Stammwort hält, und Gespenst bei den Alten oft Suggestio diabolica bedeutet.

Es steht daher Math. 14, 26. richtig φαντασμα und Luther übersetzt richtig, Sie sprachen: es ist kein Gespenst, obgleich in andern Stellen z. B. Lucas 24, 37. wieder πνευμα gesetzt wird. Ein sichtbarer Geist wäre nun freilich nach dem Begriff ein Widerspruch, folglich ein Hirngespinnst. Aber seine Gegenwart darf nach der ächten Gespensterlehre eigentlich nur durch eine scheinbare Hülle dem Auge erkennbar werden. Man muß mit einem Schwerdt mitten durch ihn hinfahren können, ohne ihn zu verwunden. Und er ist demnach ein Luftgespinnst. Christus belehrt daher seine Jünger richtig, wie natürlich: „Tretet näher und betastet mich. Ein Geist (Gespenst) hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe.

Dem Gespensterglauben möchte ich nun freilich das Wort nicht reden. Er scheint bloß zum Schrecken und Betrügen gut zu seyn. Indessen überlasse ich die Vorschläge, wie er zu vertilgen sey, mit Bescheidenheit denen Menschenkennern unter uns, die in ihrer nähern Berührung mit dem gemeinen Mann, zu den längst bekannten und leicht zu findenden Heilmitteln gegen diesen Aberglauben neue und wirksamere mögen gefunden haben.

IV.

Hang zur Abgötterei.

Hang zur Abgötterei ist in einem gewissen Sinn der Menschheit, so wie sie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters sich darstellt, nach dem Maße, Verhältniß und der Richtung ihrer geistigen Kräfte natürlich, unwiderstehlich, durch keine Dämme einzuschränken, durch keine Gewalt auszulöschen. Ich will sagen, es ist dem Gros der Menschheit nicht möglich, sich einen reinen würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geistiges, umfassendes Bild seiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird selbst dem Weisen schwer es zu abstrahiren, von sinnlichem Zusatz rein, und immer fest zu halten. Gelänge es auch jenem, und ist es diesem gelungen, so ist es erst kein Gott nach seinen Bedürfnissen. Nur ein Gott für seinen Verstand, wenn er einen Gegenstand sucht, an dem er seine Denkkraft zur höchsten möglichen angestrengten Höhe hinauf heben kann, aber kein Gott für das

Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei dessen Gedanken selbst die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beschäftigt sein will, und mit in's Interesse des Verstandes gezogen seyn muß, wenn etwas für den Menschen Interesse haben soll, so gar nichts zu sagen und zu thun hat. Kein Wunder also, daß sie sich etwas zu thun macht, und ihre Ranken schießen und an dem intellektuellen Begriff sich anschmiegen und anklammern, oder auch, wenn er sie nicht fassen und festhalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt. Alle Nationen, die sich selbst überlassen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg sich in gröbere oder feinere Abgötterei oder wenigstens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben sie die Gottheit unwürdig zur Menschlichkeit hinabgezogen, oder irdische sinnliche Gegenstände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes- oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlassen blieb, sondern da oder dort von einem Weisen und Guten der Nation für den Genius und die Fassungskraft seiner Mitbürger besorgt und festgesetzt war.

Selbst eine Nation, bei der Glaube und Verehrung eines Gottes, ohne Bild, Staatsgrundgesetz war, die jüdische, eine Nation, bei der dieser Gottesglaube so genau und innig in die Geschichte, politische Verfassung und häusliche Lebensart verwebt war, bei der die muthvollsten, feurigsten und aufgeklärtesten Lehrer des wahren Gottesglaubens auftraten, bei der für die Sinnlichkeit durch den prachtvollsten, mannigfaltigsten Ceremoniendienst schien gesorgt zu seyn, — bei der die Vorsehung fast durch unmittelbare Anstalten und Einwirkungen den Glauben an die Grundwahrheit aller Religionskenntnisse zu bewahren schien, selbst die jüdische Nation schwankte alle Augenblicke über die schmale, schwer zu haltende Linie hinaus, goß güldene Kälber, buhlte fremden Göttern nach, und opferte auf den Höhen. Selbst diese Nation, als sie von dem Taumel der unvernünftigen Gottesversinnlichung geheilt und genüchtert schien, scheiterte noch mit ihrer Vernunft an dem rein mosaischen Gottesbegriff, und sah sich entweder auf die dürre Sandbank pharisäischer Orthodoxie, Casuistik und Ziererei, oder an die harte Klippe des sadducäischen Unglaubens verschlagen. — War eine schönere, würdigere und wohlthätigere Auskunft möglich, als die, welche die Gottheit traf, als sie den erhabensten und reinsten Begriff ihres Wesens und ihrer Vollkommenheiten durch einen guten Menschen lehrte, und das Geistige und Unbegreifliche und Unsichtbare in dem guten Menschen selber verkörperte? Konnte sie dem schwachen Menschenherzen, das nun ein-

mal Bild statt Begriffes und einen menschlichen Gott haben mußte, ein edleres Bild, und einen göttlichern Menschen, oder einen menschlichern Gott zur Liebe, Verehrung und zum Vertrauen aufstellen, als den, welchen sie aufgestellt hat — Jesum? Und wenn auch der kirchliche Begriff zu weit geht, ist er nicht der unschädlichste und noch immer der würdigste, die Lücke, die Gott dem schwachen Menschenherzen und der lebhaften Sinnlichkeit selber öffnete, weil sie doch irgendwo einen freien Spielraum haben mußte? War es nicht Weisheit, daß er ihr diese Lücke öffnete, damit sie nicht an einem gefährlichen Ort die Schranken der Wahrheit durchbräche?

V.

Glaube und Vergeltung.

Es ist mir nicht genug zu vermuthen, daß Gott in einem Leben überhaupt das Gute belohnen, und das Böse ahnden werde. — Er wird wohl den Guten, d. h. den der mehr Gutes als Böses gethan hat, die Folgen seiner bösen Handlungen gleichwohl auch fühlen lassen, so wie dem Bösen aus den Folgen seiner guten Handlungen Tropfen der Linderung in den bittern Kelch sich mischen werden. Also keine absolute Seligkeit und keine ganz trostlose Hölle, so wie auf der Erde keine absolute Tugend und kein absolutes Laster.

Aber wenn ich fragen soll: Was wird seyn? so muß ich die Frage, was seyn werde? und nicht, was mir das liebste wäre? beantworten, sonst bin ich dem Thoren gleich, der sich einbildet, er müsse diesesmal im Lotto gewinnen, weil er des Gewinnstes sogar bedürftig ist, und könnte leicht dem noch größern Thoren gleich werden, der auf den zukünftigen Gewinn hin schon rechnet und zehret.

Der Glaube an einen büßenden Erlöser, er sey gegründet oder nicht, ist allemal tröstlich im Leben und am Rande des Grabes für den, der glauben kann.

Der nicht an ihn glauben mag oder kann, muß dieses Trostes entbehren; über den Rand aber des Grabes hinaus kann es wohl wenig schaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte. Denn wäre dieser Glaube eitel, so wäre es offenbar besser, nicht zu glauben an das, und nicht zu hoffen an das, was nicht ist. Wäre aber wirklich ein büßender Erlöser da — nun dann — ich traue Gott schon ohne Erlöser zu, und es ist mir begreiflich, daß er mich um meiner menschlichen Fehler willen aus Liebe nicht ganz und nicht

ewig unglücklich machen werde. Hat er aber wirklich seinen eingeborenen Sohn auch noch zum Sühnopfer dahin gegeben, so muß er mich noch mehr lieben, als ich ihm zutraue, mehr als alle Vernunft begreifen kann, so kann er vermöge seiner größern unbegreiflichen Liebe nicht thun, was er schon nach seiner geringeren begreiflichen Liebe nicht hätte thun können, so kann er keinem kapriciösen Wohlthäter gleichen, der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt (weil er nicht prüfen kann oder mag), geradezu glaubt, selig machte, und den, der gern glauben möchte, und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte. — Was ist auch Glaube an sich? Wer nicht glaubt, um zu handeln, der erfüllt, um die wichtigste Wohlthat zu erlangen, die einfältigste Bedingung. Wer glaubt und darum gut handelt, weil er glaubt, — den Glücklichen macht sein Glaube selig. Wer aber ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen, oder es komme keiner und überrede mich, Gott habe die Menschen so lieb, daß er auch seinen Sohn für sie dahin gegeben habe.

VI.

Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele.

Die Physiker haben erwiesen, daß der Körper des Menschen sich unaufhörlich wandele, und in wenig Jahren allen Theilen nach ein ganz veränderter und neuer Körper sey. Also nach zehn Jahren auch andere Nerven, den Bestandtheilen nach — und anderer Nervensaft, natürlich, und doch noch immer die alte Seele; — die Seele muß also nicht aus Materie bestehen.

Mein Körper hat sich nämlich nun schon wenigstens zum drittenmal ganz geändert, und ich habe nichts davon gemerkt, habe immer das nämliche Bewußtseyn gehabt; fühle, daß ich noch immer das nämliche Individuum bin. Was ist's für ein Theil meines Wesens in mir, der dieses fühlt und erkennt? Was ist für ein fixer Punkt meines unveränderlichen Daseyns in mir, vermöge dessen ich trotz alles Abreibens und Wegdünstens der Materie noch immer der Nämliche bin? Muß es nicht selbst etwas Unwandelbares und somit etwas Immaterielles seyn?

Daß die vernarbte Wunde an dem Arm, den ich jetzt habe, noch

sticht, wie sie an dem stach, an welchem sie geschlagen und geheilet ward, ist noch begreiflich. Die Narbe selbst belehrt mich, daß hier die Theile auf eine fehlerhafte unnatürliche Art zusammengesetzt sind, und daß hier die organische Wirkung der Natur so lange nicht zurücktreten könne, so lange sich die Narbe nicht verliert. Also auch die neuen Theile setzen sich allemal wieder fehlerhaft an, und so lange muß ich immer neuen Schmerz empfinden. Nicht die Wunde, die ich vor zwanzig Jahren empfangen habe, auch nicht die Narbe, die sich damals überzog, sticht mich jetzt mehr, sondern die, welche ich jetzt habe, aus dem nämlichen Grund, warum mich jene schmerzte. Das wäre also begreiflich.

Daß ich aber eine Rede, ein Gedicht, eine Musik, die ich mit meinem jetzigen Ohr höre, wieder als die nämliche erkennen kann, die ich vor fünfzehn Jahren schon auswendig gelernt, oder auch nur mit besonderem Antheil und Wohlgefallen gehört hatte; ja, daß diese Finger eine Musik noch auf dem Klavier zu spielen wissen, an die ich vielleicht in so vielen Jahren nicht gedacht habe, das ist unbegreiflich, wenn nicht etwas in mir wäre, daß seit jener Zeit keinen Wechsel seiner Theile erlitten hat, und also immateriell ist.

VII.

Auferstehung.

Sey der Glaube, daß wir in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen sollen, der uns jetzt kleidet, in der Bibel gegründet oder nicht, so deucht mir doch wenigstens eine physische Wahrheit, die am öftersten als Einwendung gegen ihn gebraucht wird, gerade für ihn zu seyn, wenigstens ihm einen recht erträglichen Sinn zu geben. „Nie," sagt man, „ist ja der Körper der nämliche; unaufhörlich gehen ihm alte Theile ab, und setzen sich neue an die Stelle derselben an. Höchstens nach zehn Jahren ist von allen Theilen, die ich jetzt zu meinem Körper rechne, keiner mehr mein. Was abgeht, fällt der Natur heim, und wird in ihrem Schooß zu neuen Formen verarbeitet, so wie zuletzt der ganze Körper der Natur heimfällt und aufgelöset wird, die in einer neuen Zusammensetzung wieder Theile eines andern Körpers werden. Wollte jeder in der Auferstehung wieder Anspruch machen nur auf das, was zu einer gewissen Zeit zu

seinem Körper gehörte, so würde der Streit der sieben Brüder, die ein Weib hatten, nichts seyn gegen den unauflöslichen Prozeß derer, die alle jene Theile mit gleichem Recht als die ihrigen ansprechen würden. Wollte gar jeder wieder in seinem Körper vereinigen, was jemals sein Körper war, — welch ein Widerspruch, welch ein Monstrum müßte der neue Engelskörper seyn!"

Alles wahr, antwortete ich, und doch, wenn schon unser Körper unaufhörlich sich wandelt, spricht jeder, ohne sich durch die Behauptung der Physiker irre machen zu lassen, und der Physiker selbst von seinem Körper, den er noch im sechzigsten Jahre hat, als von dem nämlichen, den er jederzeit hatte. „Vor zwanzig Jahren," sagt er, „hab ich dieses Bein gebrochen; dieses Muttermahl hab' ich mit auf die Welt gebracht." Wäre dieses auch nur simpler Sprachgebrauch, und die Schrift redete irgendwo von Auferstehung des nämlichen Körpers, oder begünstigte wenigstens die Redensart, so wäre sie schon dadurch vor dem Vorwurf einer behaupteten oder begünstigten Ungereimtheit gesichert, da sie sich vernünftiger Weise nach dem Sprachgebrauch richten mußte, und in der Lehre von der Auferstehung so wenig auf die Gesetze der stets umschaffenden Natur, als in den Stellen, wo von Bewegung himmlischer Körper die Rede ist, auf das Copernicanische System Rücksicht nehmen konnte. Sie sagte dem Sprachgebrauch nach nur so viel: Du wirst in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen, den du jetzt hast, wie du jetzt den nämlichen Arm hast, den du vor zwanzig Jahren entzwei brachst. Doch es ist auch nicht einmal bloß unschicklich gewählter Sprachgebrauch, den Körper, wenn er auch nicht mehr aus den nämlichen Theilen besteht, doch noch den nämlichen zu nennen. Die Finger, die du jetzt hast, spielen denn doch noch mit der nämlichen Geläufigkeit die Arie, die sie vor zehn Jahren auf dem Klavier spielten; die Nase hat noch dieselbe Beugung, denselben Höcker; die vernarbte Wunde sticht noch, wie sie vor zehn Jahren stach. Kurz, Lage, Verbindung, Mischung der Bestandtheile des Körpers, Gestalt, Fertigkeit und Eigenschaften desselben, leiden unter dem steten Wechsellauf der Theile so wenig, daß sie eine gewisse Identität des Körpers als solches darstellen. So werden wir auch einst den nämlichen Körper wieder empfangen, das hieße, eine Hülle, die aus ähnlichen Bestandtheilen nach dem Plan und Gesetz gebildet ist, wenn auch gleich nicht die nämlichen Erdtheilchen, die die Natur diesen Sommer in der Organisation einer Bohne vereinigt, und die heute, als ich sie aß, in einen pars mei animalisirt wurde, wieder an dem nämlichen Orte werden zu finden seyn, wo die Natur sie jetzt zur Erhaltung des Körpers anbringt.

Aber, — sag ich auch wieder, — und dieser Einwurf deucht mir von ganz anderm Gehalt zu seyn, der künftige Körper soll verklärt seyn, und läßt er sich so verklären, daß er nicht auch an Gestalt, an Lage, Verbindung und Mischung der Bestandtheile, an Fertigkeiten und Eigenschaften ein anderer werde? Freilich, wenn wir unter Verklärung nur eine schönere, blendende Farbe verstehen wollen, so wird es Gott ein Leichtes seyn, so viele, bis jetzt noch gebundene Lichtmaterie aus den Körpern zu entwickeln, als zur Hervorbringung eines solchen Phänomens nöthig seyn wird. Aber traun, die Verklärung ist etwas Anderes. Jedes Geschöpf der Erde hat, wie es der Weisheit des Schöpfers angemessen ist, gerade die Einrichtung seiner Maschine erhalten, die zu dem Endzwecke, warum es lebt, erforderlich war. Die Eiche, bestimmt, Jahrhunderte lang eine Welt von Geschöpfen zu beherbergen und zu nähren, und im großen Umfange des Stammes und der Aeste dem Sturme zu trotzen, schlägt ihre Wurzeln so stark und so tief und so ausgebreitet, daß sie auch einen solchen Baum zu nähren und festzuhalten im Stande sind. Die Anziehungsgefäße des Nußbaums, der uns mit öligten Früchten versehen soll, sind so beschaffen, daß sie die Theile der allgemeinen Masse nicht anziehen können, welche in den Kirschbaum übergehen, dessen wässerigte Frucht nur kühlen und erquicken soll. Der Fisch, zum Bewohner des Wassers bestimmt, hat seine Flossen, wie der Vogel seine Fittige, das Eichhorn seine Krallen. So hat auch der Körper des Menschen jetzt gerade die Einrichtung, die zu seinem Zweck erforderlich ist, die er haben muß, damit die Seele in ihm die Fertigkeiten erwerbe, die sie, so lang sie ihn bewohnt, ihrer Bestimmung nach erwerben soll. Da es uns z. B. jetzt so wenig etwas angeht, was für Würmer in den Eingeweiden der Infusionsthierchen sich nähren, als was für Geschöpfe die Berge des Mondes abweiden, so ist auch unser natürliches Sehorgan weder Mikroskop noch Tubus genug, um Eins oder das Andere zu bemerken. Es reicht gerade auf den Grad von Nähe und Ferne, und sieht gerade unter dem Winkel, der zu unserer Bestimmung hier erforderlich ist. So wenig wir aber in der Zukunft ohne Bestimmung und Geschäft vegetiren werden, so wenig wird unser Geschäft und unsere Lage dort wieder die nämliche seyn, die sie hier war, sonst hätte uns der Schöpfer ohne weitere Umstände hier lassen können. Aber wird denn auch der Körper, der uns kleiden soll, noch der nämliche sein können?

Sey dort unser Geschäft, welches es will, — wenn wir in einen neuen Körper gekleidet werden, so wird er für dasselbe eingerichtet und modifizirt seyn. In dem nämlichen Verhältniß, wie dort die

Gegenstände, an denen wir höhere Vernunft und Tugend üben sollen, anders und geistiger seyn werden, in dem nämlichen wird auch der Körper anders und vollkommener, d. h. er wird verklärt, aber eben darum nicht der nämliche seyn.

Es war also der Mühe werth nachzusehen, ob uns denn die Bibel zur Wiederbesitznehmung des alten Körpers Hoffnung mache, und siehe, da sagt uns wenigstens Paulus: — es wird gesäet ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

Verlag der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (C. Müller) in Berlin.
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.